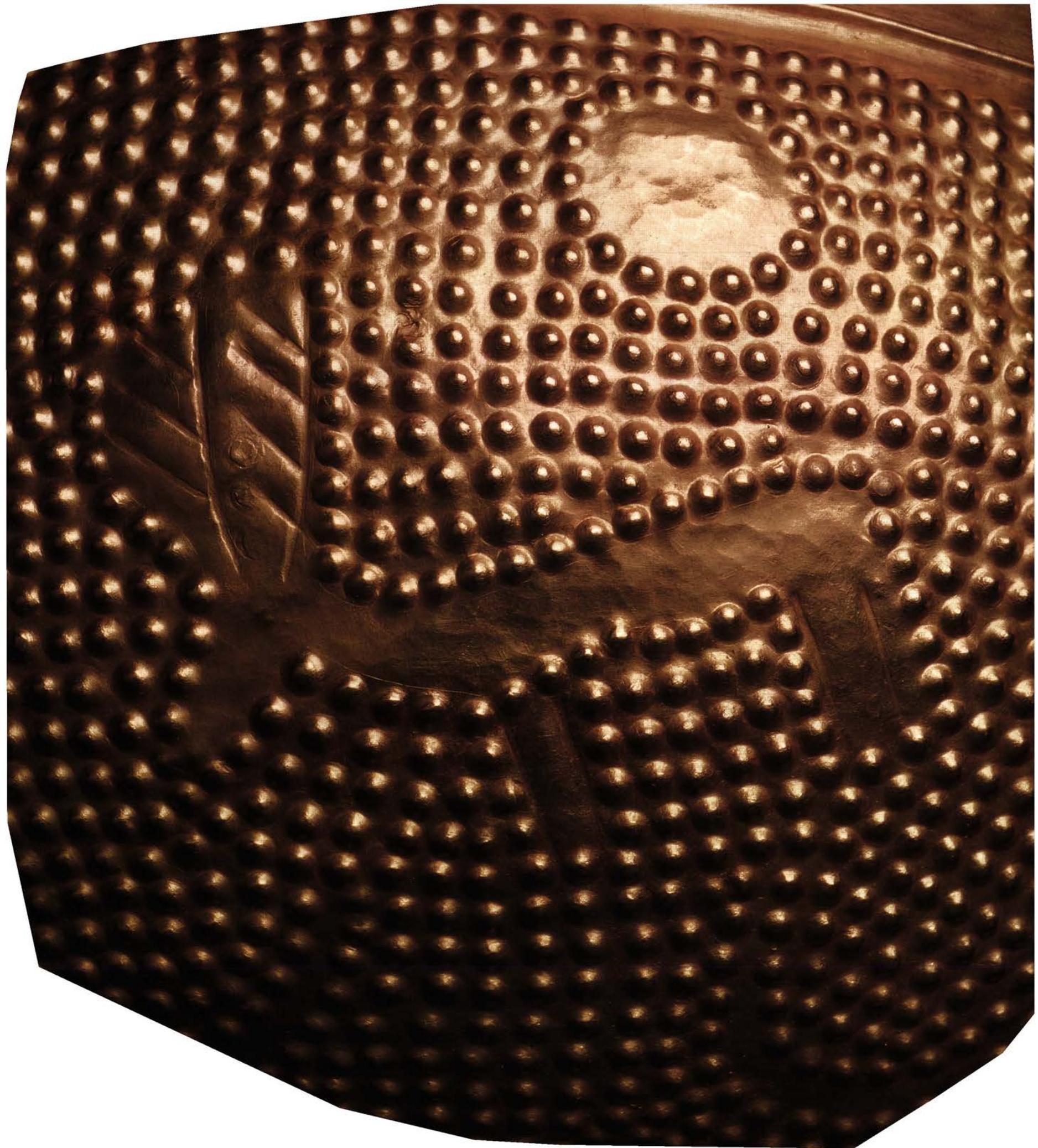


# SCHWEIZERISCHES LANDESMUSEUM



# GOLD DER HELVETIER

KELTISCHE KOSTBARKEITEN AUS DER SCHWEIZ

Ausstellungskatalog  
von Andres Furger und Felix Müller

mit Beiträgen von  
Maria Angelica Borrello, Laurent Flutsch, Franz Hofmann,  
Christoph Jäggy, Gilbert Kaenel, Annemarie Kaufmann-Heinimann,  
Geneviève Lüscher, Franz Georg Maier, Hortensia von Roten und Alexander Voûte

SCHWEIZERISCHES LANDESMUSEUM

EIDOLON



# INHALT

Vorwort  
Andres Furger · 9

## Aufsätze

Das alte und das neue Bild helvetischer Vergangenheit  
Andres Furger · 13

Kelten und Helvetier in der Schweiz  
Franz Georg Maier · 23

58 vor Christus: Julius Caesar,  
die Helvetier und die Archäologie  
Laurent Flutsch und Gilbert Kaenel · 28

Gold, seine Lagerstätten und seine Gewinnung  
Franz Hofmann · 35

Gold – vollkommenes Metall und idealer Werkstoff  
Christoph Jäggy · 41

Die Analysenverfahren für Goldgegenstände  
Alexander Voûte · 49

Jungsteinzeit und Bronzezeit:  
Die Entdeckung und Beherrschung der Metalle  
Maria Angelica Borrello · 53

Hallstattzeit:  
Zentren des Reichtums und der Macht  
Geneviève Lüscher · 59

Latènezeit:  
Die Welt gerät in Bewegung  
Felix Müller · 71

Keltische Goldmünzen in der Schweiz  
Hortensia von Roten · 85

Römische Zeit:  
Einheimische Traditionen – Fremde Einflüsse  
Annemarie Kaufmann-Heinimann · 93

## Katalog

I. Zur Handhabung des Katalogs  
Felix Müller · 102

II. Jungsteinzeit und Bronzezeit: 2500 bis 750 v. Chr.  
Felix Müller · 106

III. Hallstattzeit: 750 bis 450 v. Chr.  
Geneviève Lüscher · 109

IV. Latènezeit: 450 v. Chr. bis um Christi Geburt  
Felix Müller · 121

V. Keltische Münzen  
Hortensia von Roten · 135

VI. Gewinnung, Verarbeitung und Gebrauch des Goldes  
Felix Müller · 148

VII. Römische Zeit: um Christi Geburt bis 400 n. Chr.  
Annemarie Kaufmann-Heinimann · 152

Anhang: Goldanalysen  
Alexander Voûte · 164

# EINE VERÖFFENTLICHUNG DES SCHWEIZERISCHEN LANDESMUSEUMS

Katalog zur Ausstellung «Gold der Helvetier – Keltische Kostbarkeiten aus der Schweiz»

16. Februar bis 12. Mai 1991  
Zürich (Schweizerisches Landesmuseum)

31. Mai bis 14. Juli 1991  
Lugano (Museo cantonale d'arte)

31. Juli bis 30. September 1991  
Basel (Historisches Museum)

11. Oktober 1991 bis 5. Januar 1992  
Bern (Bernisches Historisches Museum)

22. Januar bis 15 März 1992  
Genf (Musée d'art et d'histoire)

Ausstellung und Katalog wurden ermöglicht vom  
 Schweizerischen Bankverein

Konzeption und Redaktion: Felix Müller

Gestalterische Beratung: Ewald Graber

Photographie: siehe Bildnachweis auf Seite 168

Verleger: Karl-Ulrich Majer, Eidolon AG, Einsiedeln

Lithographien: Zürrer AG, Zürich

Gesamtherstellung: Benziger AG, Graphisches Unternehmen, Einsiedeln

Buchhandelsausgabe: Schweizer Verlagshaus AG, Zürich

© 1991 Schweizerisches Landesmuseum, Zürich

Alle Rechte sind vorbehalten.

Printed in Switzerland

Farbtafel I (Seite 2) Kat. 7 (*Goldschale, Detail*) ; Farbtafel II ( Seite 4) Kat. 7 (*Goldschale*)

# EINE AUSSTELLUNG DES SCHWEIZERISCHEN LANDESMUSEUMS

## Organisation

Gesamtleitung und Grundkonzept: Andres Furger  
Administrative Leitung: Barbara Huber  
Archäologische Leitung: Felix Müller  
Gestaltung: Rolf M. Vogt  
Modelle: Marius Rappo  
Operationelle Leitung: Barbara Enderli  
Skript: Barbara Welsch, Angelika Meyer, Andrea Wurzer, Christa Staiger  
Ausstellungsaufbau und Restaurierung: Fritz von Büren, Jörg Elmer, Markus Leuthard, René Surber  
AV-Installation: Momino Schiess  
Puppen: Sigrid Pallmert, Marlies Schauer  
Kinderecke: Regina Moser, Fritz Jordi

## Leihgeber

Augst/CH: Römermuseum	Neuenburg/CH: Musée cantonal d'archéologie
Avenches/CH: Musée romain	Neuenburg/CH: Musée d'art et d'histoire
Baden/CH: Historisches Museum der Stadt	New York/USA: The American Numismatic Society
Basel/CH: Historisches Museum	Oxford/GB:
Bern/CH: Bernisches Historisches Museum	Ashmolean Museum of Art and Archaeology
Bern/CH:	Sandwich/GB: Richborough Castle
Naturhistorisches Museum der Burgergemeinde	Sarajewo/YU:
Besançon/F:	Bosnisch-Herzegowinisches Landesmuseum
Musée des Beaux-Arts et d'Archéologie	Sens/F: Musée Municipal
Biel/CH: Museum Schwab	Sitten/CH: Archäologisches Museum des Wallis
Bruckneudorf/A: Privatbesitz	Solothurn/CH: Stadt Solothurn
Brugg/CH: Vindonissa-Museum	Split/YU: Archäologisches Museum
Budapest/H: Ungarisches Nationalmuseum	St. Albans/GB: Verulamium Museum
Frauenfeld/CH:	St. Gallen/CH: Historisches Museum
Historisches Museum des Kantons Thurgau	Saint-Germain-en-Laye/F:
Freiburg/CH: Kantonaler Archäologischer Dienst	Musée des Antiquités Nationales
Freiburg/CH: Museum für Kunst und Geschichte	Trier/D: Rheinisches Landesmuseum
Genf/CH: Musée d'art et d'histoire	Vevey/CH: Musée du Vieux-Vevey
Le Grand-Saint Bernard/CH: Musée de l'Hospice	Winterthur/CH:
Karlsruhe/D: Badisches Landesmuseum	Münzkabinett der Stadt Winterthur
Lausanne/CH:	Xanten/D: Regionalmuseum
Musée cantonal d'archéologie et d'histoire	Zürich/CH: Büro für Archäologie der Stadt Zürich
Lausanne/CH: Cabinet des médailles;	Zürich/CH:
Musée cantonal d'archéologie et d'histoire	Kantonale Denkmalpflege, Kantonsarchäologie
Mainz/D: Römisch-Germanisches Zentralmuseum	Zürich/CH: Schweizerisches Landesmuseum
Montbéliard/F: Musée du Château	Zurzach/CH: Messe- und Bezirksmuseum



## VORWORT

Diese Ausstellung beruht zusammen mit dem vorliegenden Katalog auf einem engen Zusammenwirken: Das Schweizerische Landesmuseum legt mit seinen Objektbeständen und seiner Infrastruktur die Basis für das Unternehmen «Gold der Helvetier», und der Schweizerische Bankverein ermöglicht durch einen substantiellen Unterstützungsbeitrag die Erarbeitung des Projektes und die Durchführung der Ausstellungen in allen Landesteilen der Schweiz, nämlich in Zürich, Lugano, Basel, Bern und Genf, wobei der Katalog gleichzeitig in den Sprachen Deutsch, Italienisch, Französisch und Englisch herausgegeben wird. Überdies wird die Präsentation der Ausstellung im Ausland erwogen.

Somit wird im Jubiläumsjahr 1991 der Schweizerischen Eidgenossenschaft der Rückblick auf einen Höhepunkt der älteren Vergangenheit unseres Landes ermöglicht, wie er noch nie zu sehen war: Aus zahlreichen Museen der Schweiz und des Auslandes sind erstmals die frühen Goldfunde zusammengeführt. Diese geben hier ihre Geschichte preis und zeugen von den ehemaligen helvetischen und älteren Bewohnern der Schweiz, welche – eingebettet in die große europäische Kulturgemeinschaft der Kelten –, Erstaunliches zu leisten imstande waren.

Die Idee zur Ausstellung ist gewachsen aus der guten Aufnahme meines 1984 im Buchverlag der Neuen Zürcher Zeitung erschienenen Bandes «Die Helvetier – Kulturgeschichte eines Keltenvolkes».

Die Realisierung des immer weiter entwickelten Grundkonzeptes wurde ermöglicht durch die großzügige Unterstützung des Schweizerischen Bankvereins, vertreten durch M. Frehner, Vorsitzender der Geschäftsleitung, mit den zuständigen Abteilungen, denen wir zu großem Dank verpflichtet sind. Treuhänderische Hilfe gewährte die Gesellschaft des Schweizerischen Landesmuseums mit seinem Präsidenten P. M. Gutzwiller. Ebenso danken wir den eidgenössischen und kantonalen Instanzen, welche das Ausstellungsprojekt unterstützt haben sowie den auf Seite 7 verzeichneten Leihgebern, allen voran den Verantwortlichen, dem Bernischen Historischen Museum, und den Leiterinnen und Leitern der Partnermuseen:

Lugano – M. Kahn-Rossi; Basel – H.-Chr. Ackermann; Bern – G. Germann; Genf – C. Lapaire/Y. Mottier.

Das Projekt durfte von großzügiger kollegialer Hilfe profitieren, so etwa von G. Kaenel, Lausanne, für die französische Fassung. Wichtige Forschungen im Vorfeld der Ausstellung wurden ermöglicht durch die Sophie und Karl Binding-Stiftung in Basel. Ganz herzlich danke ich allen Ausstellungsbeteiligten (siehe Seite 7), besonders dem engeren Ausstellungsteam bestehend aus B. Huber-Greub, F. Müller, R.M. Vogt und B. Enderli sowie allen Autorinnen und Autoren des Katalogs.

Zürich, im Januar 1991

Andres Furger



Kat. 268 – 274 (*Armspangen  
und Fingerringe aus Gold*)





# DAS ALTE UND DAS NEUE BILD HELVETISCHER VERGANGENHEIT

Andres Furger

Im 19. Jahrhundert, als sich der lose Staatenbund mit der ersten Bundesverfassung von 1848 zum schweizerischen Bundesstaat formiert hatte, entstand ein starkes Bedürfnis nach der Darstellung der gemeinsamen Geschichte. Damals wurde die nur legendenhaft überlieferte Episode um Wilhelm Tell zu einem wichtigen Element der Gründungsgeschichte überhöht. Damit war auch der Grundstein für die Feier «700 Jahre Eidgenossenschaft» im Jahre 1991 gelegt. Dieses Jubiläum bildet den Anlaß für historische Rückblicke, welche heute im Bewußtsein durchgeführt werden, daß es «die Geschichte» im absoluten Sinn nicht gibt, sondern Geschichte immer eine bestimmte, gegenwartsbedingte Sicht miteinschließt; oft spiegelt sich in der Geschichtsdarstellung mehr von der Gegenwart, als daß sie über die behandelte Zeit aussagen kann. Geschichte als bewußte oder unbewußte Auseinandersetzung mit der Gegenwart und der Zukunft, dies gilt auch für die frühen, archäologisch erarbeiteten Kapitel unserer Geschichte.

## *Wilhelm Tell und Divico*

Warum ließen die Gründungsväter des Bundesstaates Schweiz ihren neuen Staat nicht an Stelle von Wilhelm Tell mit Divico, einem keltischen Vorfahren und dem ersten namentlich bekannten Bewohner der heutigen Schweiz, beginnen? – Üblicherweise stellt man heute die erste schriftliche Überlieferung an den Anfang der Geschichte und die bezieht sich für die Schweiz auf die Helvetier: Poseidonios erwähnt für die Zeit um 100 v. Chr. in der Überlieferung Strabos die «goldreichen, aber friedliebenden Helvetier».

Diese, den historischen Ausgangspunkt unserer Ausstellung bildende Erwähnung, wird wenig später ergänzt durch einige andere Texte, etwa von Cicero, und vor allem durch die einseitig gefärbten, aber detailreichen Überlieferungen von Julius Caesar, dem römischen Provinzstatthalter und späteren Alleinherrscher aus dem Jahre 58 v. Chr. Seine Ausführungen über die Helvetier sind präziser und authentischer als alle Nachrichten über die Geschehnisse um Wilhelm Tell und berichten zugleich von einer großen Vergangenheit, aus der wir zwei Höhepunkte herausgreifen:

107 v. Chr. Die helvetischen Tiguriner besiegen bei Agen im südlichen Frankreich, unter Führung des Divico, zwei römische Legionen.

1. Jahrhundert v. Chr. Die Helvetier gelten als einer der mächtigsten Stämme ganz Galliens.

Jedoch: 58 v. Chr. wandern die Helvetier unter Leitung des alten Divico aus und werden – immer den Darstellungen Caesars zufolge – besiegt und wieder zurückgeschickt. Obwohl heute, wie

übrigens bereits im 19. Jahrhundert, Auszug und Verlauf der Schlacht bei Bibracte differenzierter gesehen werden, so hätte trotz des dramatischen Auftaktes, der immerhin Stoff berühmter Gemälde und Gedichte des 19. Jahrhunderts geworden ist, die Geschichte des neuen Bundesstaates neben einem Sieg auch mit einer Niederlage beginnen müssen. Und zwar, das scheint mir wesentlich, mit einer Niederlage gegen die Römer, welche sich im 19. Jahrhundert als Feindbild kaum eigneten, galten sie doch seit der Renaissance als wichtige Träger der europäischen Zivilisation, als Vorbild für eine (zentralistische) Staatsorganisation, für ein wohlorganisiertes Verkehrswesen, für die allgemeine Einführung der Schrift, der humanistischen Bildung usw., alles wichtige Themen im jungen Nationalstaat und des darin integrierten Bildungsbürgertums. Dazu kam bei Divico, wie noch gezeigt wird, ein unübersehbarer Makel in seinem späten Lebenslauf.

## *Das Helvetierbild heute*

Heute verblaßt die im 19. Jahrhundert um Wilhelm Tell aufgebaute Gründungsgeschichte zusehends. Dazu kommt, daß jetzt mehr Wert auf historische Grundlagen gelegt wird als früher. Dementsprechend ist für das nächste Jubiläum von 1998 ein Datum festgelegt, das sich auf 1848, das Gründungsdatum des Bundesstaates bezieht. Erst heute kann darauf aufgebaut werden, weil diese Gründung bereits Geschichte geworden ist; im 19. Jahrhundert selber war es noch nicht möglich, die eigenen Taten oder die Zeitgeschichte zum Identifikationsbereich zu deklarieren, weil der wichtigste verbindende Faktor eines Volkes die Orientierung an der gemeinsam erlebten Vergangenheit ist. – Damit ist vorgezeichnet, daß ein jüngerer (nicht ein älterer Geschichtsabschnitt) Wilhelm Tell ablösen wird. Und damit wird auch die Gefahr kleiner, daß die keltische Vergangenheit aus solchen Gründen überhöht dargestellt wird. – Vieles spricht dafür, daß das Interesse an dieser Epoche weiter wächst. Dafür sehe ich – neben der Tatsache, daß die Sicht durch die wegfallende Überbetonung der Zeit «der alten Eidgenossen» oder «der Römer» auf andere Themen weniger verstellt ist – drei Gründe:

1. Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat die Geschichte der Kelten stark aufgehellt und zeigen können, daß in der Tat die Bewohner des schweizerischen Territoriums eine wichtige Stellung im keltischen Europa innehatten. Die Schlagzeilen dazu: Das Gebiet der heutigen Schweiz war eines der Kerngebiete keltischer Kultur, von hier gingen Kolonistenschübe bis Ungarn, hier waren sehr früh Münzen – vor der römischen Münzprägung – im Umlauf, mit dem Schatzfund von Erstfeld besitzt die Schweiz einen der wertvollsten keltischen Goldfunde, als Namen für die keltische Kultur hat sich nach dem einzigartigen Fundort am Neuenburgersee der Begriff der Latènekultur durchgesetzt.

Farbtafel VI  
Kat. 64 (*Goldarmring, Detail*)

2. Umwandlungen im heutigen gesellschaftlich-religiösen Bereich kommen der Rezeption keltischer Elemente insofern entgegen, als heute weniger technokratische Fortschrittsgläubigkeit, die ihr Vorbild mehr in der römischen Kultur findet, als naturbezogene Besinnung bis Verklärung aufsteigende Tendenz aufweist. Gerade hier bietet sich die keltische Kultur, insbesondere mit ihren symbolträchtigen Goldfunden, an. Allerdings ist auf die Gefahr eines gewissen Realitätsverlustes zu verweisen, wenn nicht genau bekannte Bereiche mit phantasievollen Ausschmückungen ergänzt werden.

3. Das staatspolitische Umfeld hat sich in der Schweiz stark verändert. Angesichts eines gewissen Druckes zur europäischen Integration ist heute weniger die Rückbesinnung auf eigenwillige, kleinräumig wirkende Lösungswege in der Vergangenheit gefragt, als die Erinnerung an historische Situationen, wo unser Land wichtiger Teil eines grösseren Ganzen in Europa war. Dies trifft für die Schweiz in keltischer Zeit ausgesprochen zu.

Damit ist gesagt, daß der heutige Zeitpunkt für eine Ausstellung mit präzisen Informationen über dieses Thema besonders willkommen ist.

#### *«Gold der Helvetier»: Schwerpunkte und Ziele*

Was ist von den «goldreichen Helvetiern» an Goldobjekten übriggeblieben? Erstmals wird dieser Frage hier systematisch nachgegangen und der ganze greifbare Bestand an bekannten Funden aus dem In- und Ausland zusammengetragen, wobei für die eigentliche keltische Zeit Vollständigkeit angestrebt wird. Die Goldfunde werden in ihrem grösseren Zusammenhang behandelt, weshalb zahlreiche Begleitfunde und Vergleichsobjekte mitberücksichtigt sind. Dabei findet bewußt eine Beschränkung auf das Wesentliche statt, einen Anspruch auf Behandlung sämtlicher Aspekte der keltischen Epoche in der Schweiz wird nicht erhoben. Zugunsten des größeren Überblicks wurde eine zeitliche Ausweitung vorgenommen. Eine Auswahl von älteren, vorkeltischen Goldfunden der Schweiz sind miteinbezogen, bis hin zu römerzeitlichen Goldobjekten einheimischer Ausprägung. Nicht mehr berücksichtigt sind die frühmittelalterlichen und jüngeren Goldobjekte, die im Zentrum einer künftigen Ausstellung stehen werden; die Entdeckungs-, Forschungs- und Rezeptionsgeschichte würde eine dritte Ausstellung füllen.

Die keltische Epoche liegt an der Schwelle der geschichtlichen Zeit (mit schriftlichen Überlieferungen) zur Vorgeschichte oder Urgeschichte. Allerdings hat man heute längst eingesehen, daß in dieser Zeit der Urgeschichte nicht die Geschichte fehlte, sondern lediglich deren schriftliche Überlieferung. Hier setzt die Archäologie an, welche die Fundobjekte, ihre Fundorte, Fundzusammenhänge und alle Spuren im Boden untersucht und interpretiert. Ein erstes Ziel der Ausstellung ist also, aufgrund aller zur Verfügung stehender Quellen die Goldfunde zum Sprechen zu bringen. Ihr Stellenwert wird heute anders eingestuft als früher. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß noch vor hundert Jahren Objekte der keltischen Helvetier nicht von den Funden in steinzeitlichen Pfahlbausiedlungen getrennt werden konnten, und die vorrömischen Bewohner noch lange Zeit zu den primitiven, fellbekleideten «Wilden» gerechnet wurden, wird klar, wieso bis vor wenigen Jahrzehnten den Kelten die Produktion von Kunstwerken vom Range der Erstfelder Ringe nicht zugetraut und diese zu Importen deklariert wurden, ohne den positiven Beweis für diese Bestimmung geliefert zu haben. Mit der vorliegenden Ausstellung wird beabsichtigt, die in Fachkreisen erfolgte Neuorientierung an ein breiteres Publikum heranzutragen. Voraussetzung und zugleich Chance hierfür ist ein gewisses Abstraktionsvermögen, nämlich die Möglichkeit zur heu-

tigen Welt und zur «Schulmeinung» über die sogenannten barbarischen Vorläufer der Römer auf Distanz gehen zu können. So nehmen wir heute etwa festgefügte und sich kaum verändernde Ordnungen als selbstverständlich an. Diese enge Vorstellungswelt reicht für die Erfassung der frühen Zeit nicht aus. Vielmehr haben wir dort mit einem stetigen Wandel vor dem Hintergrund und dem Gegengewicht einer starken Tradition zu rechnen. Dazu kommt eine erstaunliche Mobilität der Gemeinschaften, die von einer loseren Bindung zwischen Territorium und Mensch zu zeugen scheint. Im religiösen Bereich ist von einer Omnipresenz des Glaubens von der Geburt bis zum Tod und in allen Lebensbereichen auszugehen.

Der Mensch der Antike fühlte sich stärker eingebettet in die reale und imaginäre Welt des Diesseits wie des Jenseits, als Teil eines Ganzen. Für die Kelten ist an zyklische Vorstellungswelten zu erinnern, die weit entfernt sind vom heutigen ständigen Suchen nach Neuem, nach dem Vorstoßen ins Unbekannte. Der Einzelne dürfte weniger nach individueller Selbstverwirklichung gestrebt haben; künstlerische Einzelleistungen standen nicht im Vordergrund, sondern eher handwerkliche Vollkommenheit in fest vorgegebenem Rahmen. Faszinierend an dieser Zeit ist, daß sie uns Einblick in eine ganz andere Welt vor den uns viel vertrauteren Römern geben kann und dadurch gewissermaßen Völkerkunde im eigenen Land denkbar wird. Zudem liegen bereits so viel Funde, Ausgrabungsergebnisse und erste schriftliche Zeugnisse vor, daß eine geschichtliche Betrachtung ansatzweise im Bereich des Möglichen liegt.

#### *Kelten und Helvetier – Europa und die Schweiz*

Kelten werden im 5. Jahrhundert v. Chr. erstmals namentlich erwähnt, ihre Kultur überzieht bald danach grosse Teile Europas. Von Oberitalien im Süden bis zu den Britischen Inseln im Norden, von Spanien im Westen bis zum Schwarzen Meer im Osten treffen wir auf keltische Funde. Man spricht für diese Zeit zu Recht von einer eigentlichen frühen «europäischen» Kultur. Enge Verbindungen bestanden zum griechischen Raum; Elemente dieser Kultur finden sich im Keltischen allenthalben. Weitere Nachbarn waren die Skythen und Thraker im Osten, die Germanen im Norden und die Etrusker im Süden, um hier nur solche Völker zu nennen, die deutliche Spuren in der keltischen Kunst und Kultur hinterlassen haben. Die keltische Kulturgemeinschaft hat sich zeitlich ungefähr parallel zum Römischen Reich entwickelt. Nach einigem Auf und Ab gewann Rom seit dem 2. Jahrhundert mehr und mehr die Oberhand.

Wo liegt der Ursprung der Kelten? Noch vor kurzem hat man es sich bei der Antwort leicht gemacht; man ließ ein neues Volk als Träger einer neuen Kultur einfach von irgendwoher einwandern, ohne den Ursprungsbeweis zu erbringen. Heute weiß man, daß nicht jede Neuerung nur durch Zuzug von andern Menschen möglich wird. Eine Kultur kann sich aufgrund von wirtschaftlichen, gesellschaftlichen oder geistigen Umwälzungen verändern respektive neu herausbilden, wie es in Europa gerade jetzt erlebt werden kann. Bei alten Volksbegriffen wie «die Kelten», «die Römer» usw. ist eine genauere Definition nötig. Unter «Kelten» verstehen wir Träger der keltischen Kultur, das heißt solche Menschengruppen, welche sich keltischer Religion und Kultur verpflichtet fühlten, sich nach keltischer Art kleideten, aßen und wohl auch keltisch sprachen. Mit «Römern» werden Angehörige der politischen Organisation «Römisches Reich» verstanden, was eine gleichzeitige Verwurzelung in der keltischen Kultur nicht ausschließt.

Farbtafel VII  
Kat. 59 – 65 (*Der Goldschatz von Erstfeld*)





Abb. 1 Ernst Stückelberg: Helvetische Siegesopfer (1873, Schaffhausen, Museum zu Allerheiligen). Das Bild sollte mit der Darstellung helvetischer Priesterinnen, die in einer Waldlichtung römische Beutestücke opfern, die Siegeskraft des schweizerischen Ursprungvolkes symbolisieren.

Allgemein hat sich ein klarer Zeitraster etabliert, wie er in der in diesem Katalog abgedruckten Zeittabelle zum Ausdruck kommt. Jener beginnt in der späten Jungsteinzeit und der frühen Bronzezeit, aus der die ersten Goldfunde der Schweiz stammen. Die Zeit der Kelten ist die Eisenzeit, welche in den älteren Abschnitt der Hallstattzeit und den jüngeren Abschnitt der Latènezeit unterteilt wird. Die Latènezeit oder Latènekultur verkörpert die keltische Kultur im engeren Sinne, für die auch verschiedene schriftliche Quellen und sprachliche Belege vorliegen und in der vor allem eine eigentliche keltische Kunst deutlich greifbar wird.

Die Kelten wurden von den Griechen Keltoi oder Galatoi genannt, von den Römern Galli. Mit dem Begriff Gallier meint man heute meist die keltischen Bewohner Galliens, hauptsächlich des heutigen Frankreichs. Die Kelten bildeten kein zentral organisiertes Reich, sondern waren in autonome Stammesgebilde gegliedert. Am Rande Galliens stossen wir erstmals um 100 v. Chr. auf die namentlich erwähnten Helvetier. Ihr Siedlungsraum war im 1. Jahrhundert v. Chr. hauptsächlich das schweizerische Mittelland. Wie bei der Entstehungsgeschichte der Kelten ist auch bei der Herausbildung der keltischen Helvetier vieles unklar. Sicher ist, daß gegen Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. dynamische Prozesse zwischen den protohelvetischen Ortsansässigen und von aus dem Norden neu hinkommenden Volksgruppen sich soweit gefestigt haben, daß man

für das ganze 1. Jahrhundert v. Chr. von Helvetiern im engeren Sinne sprechen kann. – Strenggenommen dürften demnach nur die keltischen Goldobjekte des 1. Jahrhunderts v. Chr. als helvetisch bezeichnet werden. In dieser Ausstellung werden aber unter dem Obertitel «Gold der Helvetier» alle Goldobjekte aus diesem klar definierbaren Siedlungsgebiet und seiner nächsten Umgebung zusammengefaßt.

Innerhalb der keltischen Stammesverbände gab es verschiedene Unterstämme. Für die Helvetier namentlich bekannt sind die Tiguriner und Toutonen. In den Kapiteln über die schriftlichen Überlieferungen werden auch die Stammesnachbarn der Helvetier näher erläutert.

In die Ausstellung sind bewußt auch römerzeitliche Goldobjekte einbezogen, weil der Verband der Helvetier – mit der Hauptstadt Aventicum/Avenches – und die keltisch-helvetische Kultur zur Zeit der römischen Besetzung in vielen Bereichen und während langer Zeit weiterlebten. Mitberücksichtigt sind unter anderem solche Erzeugnisse, die der einheimischen Tradition verpflichtet sind. Nicht miteinbezogen wurde hingegen die Zeit des Frühmittelalters, auch wenn gerade nach dem Ende der römischen Herrschaft ein gewisses Wiederaufgreifen keltischen Kulturgutes festzustellen ist. Auch hier ist noch grundlegende Forschungsarbeit zu leisten. – Dies gilt natürlich generell für alle archäologischen Bereiche und ist Schwierigkeit und Reiz dieses Fachgebietes zugleich: Die Begrenztheit der Aussagen aufgrund der Quellenlage nämlich, die sich mit jedem neuen Fund verändert und verbessert. Deshalb kann eine archäologische Arbeit, auch eine Ausstellung, stets nur einen Zwischenstand bieten, wie der zweite Teil dieses Katalogbeitrages an Beispielen zeigt.

#### *Aus dem Wasser – ins Wasser*

Im Kapitel über die Goldgewinnung wird erläutert, daß das in der Schweiz gewonnene Gold aus Flüssen, das heißt aus Sekundärlagerstätten stammt, wobei der Zusammenhang mit den Primärvorkommen im Gebirge bekannt gewesen sein dürfte. In mühsamster Arbeit – die sich heute längst nicht mehr «lohnte» – wurden die winzigen Goldfitter dem Flußgrund abgerungen. Flüsse und andere Gewässer hatten bei den Kelten die Bedeutung von Verbindungssträngen zur überirdischen Welt, zum göttlichen Reich und zum Jenseits. Es ist anzunehmen, daß Goldwaschen der Bewilligung – wie später auch noch – durch die Träger der geistigen und/oder weltlichen Macht im Sinne eines Regals unterworfen war. Flußgold wurde mit Hilfe des Feuers zu einer neuen Form gegossen und anschließend daraus Objekte geformt. Diese wurden nicht Teile der Alltagsausstattung, sondern waren speziellen Besitzern und Funktionen vorbehalten. Dies trifft neben dem Schmuck auch für die Goldmünzen zu. Wohin kamen diese Objekte zu guter Letzt? Neben den später umgegossenen Produkten, deren Schicksal kaum nachzuzeichnen ist, gibt darüber der Fundort der wiederentdeckten Preziosen Auskunft. Die zahlenmäßig größte Fundgruppe kommt aus Gräbern. Wofür wurden und werden Gräber angelegt und mit Beigaben ausgestattet? Um den Verstorbenen den Weg ins Jenseits zu ermöglichen, zu erleichtern, und das Leben nach dem Tod möglich zu machen. Das heißt für das mitgegebene Gold nichts anderes, als daß es wieder den Trägern der göttlichen Macht zugeführt wurde. Dieser Rückführungsgedanke liegt wohl auch der zweitgrößten Fundgruppe von Goldobjekten, denjenigen aus Schatzfunden, zugrunde. Diese stammen im ganzen keltischen Gebiet vor allem aus zwei Bereichen: Von markanten Stellen in der Landschaft und aus dem Wasser. Dies trifft, wie unten gezeigt wird, für die drei bedeutendsten hier behandelten Schatzfunde zu, nämlich für den Fund von Erstfeld am Fuß des Gotthardmassivs, den Goldfund von Saint-Louis bei Basel aus dem Rhein und den riesigen Fundkomplex von La Tène aus dem Neuenburgersee.

Letztlich wurde das geopfert Gold dorthin zurückgebracht, wo es herkam – und damit war der Kreislauf geschlossen. In diesem Zyklus des Goldes nimmt der Mensch während seines Lebens einen kurzen, wenn auch entscheidenden Abschnitt ein, immer im Wissen, daß in der sterblichen Welt des Diesseits nichts von Dauer sein kann, auch der Besitz des unvergänglichen Goldes nicht; Gold konnte höchstens zum Weg in ein beständigeres Jenseits verhelfen.

#### *Reiche imaginäre Welt – Grenzen der Wissenschaft*

In der Ausstellung und vor allem im Katalog wird versucht, auf dem neuesten Stand des Wissens Hintergründe zahlreicher Objekte auszuleuchten und auf Zusammenhänge hinzuweisen. Die moderne Archäologie, auch wenn sie sich der Hilfen sogenannt exakter Wissenschaften bedient, stößt immer wieder an Grenzen, die vor allem durch die beschränkte Quellenlage bedingt sind. Man weiß heute viel; gemessen am Unbekannten schrumpft das Bekannte jedoch zu einem schwach leuchtenden Stern. Dieser strahlt zwar ins Dunkel, kann aber nur schwach umrissene Konturen beleuchten. Weil konkrete Einzelüberlieferungen fehlen, muß oft auf allgemeines Wissen jener Zeiten zur «geistigen Einbettung» unserer Funde zurückgegriffen werden.

In vielen Kulturen der Alten Welt ist das Gold Sinnbild der Götter und – wie etwa bei den Ägyptern – verbunden mit dem Glauben, daß dasselbe den Sterblichen Unsterblichkeit vermitteln könne. Hängt damit zusammen, daß zahlreiche hallstattzeitliche Fürsten sich für die Bestattung speziell «vergolden» ließen? In fast allen Mythologien wird das gelb glänzende Gold mit der Sonne verbunden. So finden wir auch in der europäischen Bronzezeit eindeutige mit dem Sonnenkult in Verbindung stehende, mit Sonnensymbolen verzierte Objekte aus reinem Gold. Der berühmteste Fund dieser Art ist der Sonnenscheiben-Wagen von Rundholm in Dänemark aus der Zeit um 1500 v. Chr. Seine Sonnenscheibe trägt in der Mittelzone bereits den «Laufender Hund» genannten Wellenmäander, wie wir ihn auf zwei Armringen des Schatzes von Erstfeld mehr als tausend Jahre später wieder finden. Ist es ein Zufall, daß sich hier wie dort der Wellenlauf achtmal zu einer Schlaufe zurückbewegt (Kat. 63 u. 64)? Aber die – wohl mit astronomischen Vorstellungen zusammenhängende – Bedeutung harret noch der Entdeckung.

Aus der Bronzezeit stammt die halbkugelige Schale von Zürich-Altstetten (Kat. 7), welche umgekehrt auf einer Felsplatte liegend geborgen wurde. Diese Position erinnert an die niedergehende (oder aufgehende) Sonne – die Schale selbst ist neben dem Hirschfries mit vier Sonnen und vier Monden verziert. Die Sonne und (drehbar um die Sonnenachse fixiert) den Mond sieht man auch im feinen Gehänge von Jegenstorf (Kat. 35). «Goldene Kräfte» der Sonne finden sich in alten Volksmeinungen wieder; so findet sich der Hinweis auf die Sage, daß keltische Goldmünzen vom Typ Regenbogenschüsselchen, wie der Name schon sagt, am Berührungspunkt des von der Sonne erzeugten Regenbogens mit der Erde entstanden seien. Ein ähnlicher direkter oder indirekter Zusammenhang ist für die Entstehung des Namens «Sonnenbüel» (Sonnenhügel) für das reiche Grab auf dem Üetliberg bei Zürich nicht auszuschließen, aus dem außer den drei erhaltenen Goldscheiben (Kat. 72–74) alle weiteren Goldobjekte bereits zur Keltenzeit geraubt wurden.

#### *Neues zum Goldschatz von Erstfeld?*

Die oben erläuterte begrenzte Aussagefähigkeit gilt auch für den Goldschatz von Erstfeld, der im Mittelpunkt der Ausstellung «Gold der Helvetier» steht. Offen geblieben sind wichtige Fragen bereits zum Fundort. Bekanntlich sind die vier Hals- und drei Armringe am 20. August 1962 von G. und V. Ferrazza am Fuße des Gotthards, oberhalb Erstfeld, zufällig entdeckt worden. Zunächst wurde der

Fund als Händlervestück gedeutet. Heute setzt sich die Interpretation der kultischen Niederlegung durch, die in Zusammenhang mit der alpinen Umgebung und mit der verbreiteten Vorstellung der Berge als Sitz der Götter – wie der griechische Olymp – oder der Berge, die bis in den göttlichen Himmel reichen, gesehen wird.

Nachbefragungen von Virgilio Ferrazza, einem der beiden Entdecker des Goldschatzes von Erstfeld, am 26. April und 18. September 1990 im Landesmuseum, haben folgende ergänzende Resultate ergeben:

Nachdem V. Ferrazza und sein Bruder 7–8 m Hangschutt im Rüfental abgetragen hatten, stießen sie auf einen großen Steinblock von ca. 70 m<sup>3</sup> und am Fuß desselben auf einen – offenbar ausgebrochenen – kleineren Stein. Beide mußten entfernt werden. Nach einem kurzen Disput hob G. Ferrazza zuerst mit der Baggerschaukel von hinten den flachen, ca. 1 x 1 m messenden Felsblock von ca. 70–80 cm Dicke an, der im Gespräch wiederholt als «Tisch» beschrieben wurde. Dort, also talwärts, stand auch sein Bruder Virgilio: Beim leichten Anheben resp. Wegdrehen dieses flachen Steines rutschten «die sieben Stücke gerade vor meine Beine». Die sieben Goldringe seien dicht übereinander gelegen «wie ein Stapel Bierdeckel», der kleinste Ring unten, der größte oben. Zuerst dachte Ferrazza an Trachtenschmuck und wusch einen der Armringe in einer nahegelegenen Pfütze. Bei diesen Bewegungen rutschte ein Niet aus der Halterung, den er anschließend trotz Suchen nicht mehr finden konnte. Nachdem die Ringe tagsüber in der Werkzeugkiste aufbewahrt worden waren, wurden sie abends mit nach Hause genommen und später dem Schweizerischen Landesmuseum übergeben.

Diese Schilderung ist insofern interessant, als demnach die Goldobjekte im horizontalen Spalt zwischen dem grossen markanten Felsblock und dem kleineren Ausbruch niedergelegt wurden. Zweitens ist bemerkenswert, daß offenbar der Niet so lose in einem der Armringe saß, daß er sich durch die einfachen Waschbewegungen lösen konnte. Alle Ringe sind sonst komplett erhalten und zeigen keine Spuren längerer Benützung; sie sind «wie neu» dem Boden übergeben worden.

Damit beginnt das Rätsel dieser Ringe, die gegen 300 v. Chr. gefertigt worden sein dürften. Von wem und für wen wurden sie hier niedergelegt? Was bedeuten die dargestellten Menschen-, Tier- und Phantasiefiguren? – Nur etwas ist sicher: Die drei Fragen berühren ein gemeinsames Problem. In keltischer Zeit erschlossen die detaillierten Verzierungen der Ringe dem Eigeweihten ganze Vorstellungswelten. Denken wir daran, daß heute das Bild eines menschlichen Leichnams am Kreuz die gesamte Leidensgeschichte Christi und die Grundlagen des Christentums wachrufen. Welchen Kosmos sprechen die hier dargestellten Drachen, Vögel, Stiere, Widder- und Zwillingmensen an? Die Wissenschaft konnte bisher keine sichere Antwort geben, weil eindeutige und direkte Lösungsansätze fehlen. Dies erstaunt umso mehr, als hier der vollständigste plastische Tier- und Menschenfries aus keltischer Zeit vorliegt. Am Anfang unserer Betrachtung wurde darauf hingewiesen, daß Geschichte stark gegenwartsbedingt «gemacht» wird; in der Zeit der naturwissenschaftlich orientierten und stark spezialisierten Forschung rückten gewisse Gebiete der Geistesgeschichte zuweilen in den Hintergrund. Hier wird ein Mittelweg gesucht; aus der Verpflichtung heraus, daß der Wissenschaftler immer wieder dazu aufgerufen ist, einer breiteren Öffentlichkeit den Zugang auch zu den nicht vollständig erforschten Bereichen zu erleichtern, sind die folgenden Zeilen als Denkanregungen geschrieben worden.

#### *Spurensuche im Umfeld*

Einen Abglanz der reichen und stark emotional geprägten keltischen Vorstellungswelt vermögen teilweise Texte aus der alten irischen

*Abb. 2* Rekonstruktion der Entdeckung des Goldschatzes von Erstfeld (Katalog 59–65) am 20. August 1962 (nach Virgilio Ferrazza): Im Ribital oberhalb Erstfeld wird gegen die immer wieder zu Tal schießenden Erdlawinen ein großes Auffangbecken angelegt. Bergwärts werden die Ablagerungen der Erdlawinen Schicht um Schicht abgetragen. Mit diesen Erdmassen wird dann bergabwärts ein Damm aufgeschüttet.

*Oben* Um 9.30 Uhr stoßen Virgilio Ferrazza und sein Bruder Goffredo (der Baggerführer) auf einen mächtigen Block aus geschichteten Felsbändern. An dessen Basis befindet sich ein großer Ausbruch. Die Brüder diskutieren: Goffredo will gleich sprengen, Virgilio will lieber erst versuchen, den Ausbruch freizulegen.



*Mitte* Virgilio obsiegt, und der Bruder setzt sich erregt in den Bagger und versucht mit der Schaufel unter dem Ausbruch die Freilegung zu beginnen. Nach mehreren Versuchen kippt der Felsbrocken in Richtung Virgilio.



*Unten* Goffredo sieht etwas glänzen und springt vom Baggersitz auf: «Abbiamo trovato d'oro?!». Virgilio «Ja, was!?!» Vor seine Füße rutschen vom schräg gestellten Stein prächtige Ringe.



Überlieferung zu vermitteln, die deshalb besonders interessant erscheinen, weil sie früh im Mittelalter aufgezeichnet worden sind und römischer Einfluß weitgehend ausgeschlossen ist. In einem der Epen, in denen einerseits Dämonen, Riesen, Zwerge, Untiere, Hexen und Feen einen festen Platz einnehmen und andererseits Reminiszenzen aus den klassischen Sagen wie die Odyssee unverkennbar sind, stimmt sich der große Held CuChulainn folgendermaßen auf die Konfrontation mit dem Feind ein:

«Dann kommt die Wutverzerrung über ihn: alle seine Glieder und Gelenke erzittern, sein Körper dreht sich in seiner Haut, so daß seine Füße und Kniee nach hinten, seine Fersen und Waden nach vorne schauen und die Muskeln seiner Waden wie Kriegerfäuste auf seinen Schienbeinen liegen. ... Bei der Verzerrung seines Mundes löst sich die Wange von der Kinnbacke, daß ein Schlund sichtbar wird; seine Lunge und seine Leber flattern in seinem Mund und Schlund. ... Aus seiner Stirn steigt der Iuan laith («Krieger-Mond») auf, so dick wie ein Schleifstein und so lang wie seine Nase ...»

Diese letzte Erwähnung erinnert übrigens an ein bogenförmiges (auf den Prägevorbildern noch fehlendes) Gebilde, das auch auf den Münzen zu sehen ist. Hat die Vorstellung des sich in der Haut gedrehten Körpers etwas gemeinsam mit dem Gliedmaßen-Wirrwarr auf den Ringen mit den «Zwillingsfiguren» von Erstfeld (Kat. 59 u. 60)? Vor jeder Einzelzuweisung steht die Ausleuchtung des allgemeinen Hintergrundes. Für das Keltische bleibt diese Methode die wichtigste, weil die keltischen Wissenschaftler und Priester, die stark vom allgemeinen Wissen ihrer Zeit beeinflusst waren, absichtlich auf die schriftliche Wiedergabe ihres eigenen Wissens verzichteten.

Als Beispiel für damalige traditionsbestimmte Mythen aus dem griechischen Raum sei eine Sternbild-Dichtung des Aratos zitiert, der ca. 50 Jahre nach der Entstehungszeit der Erstfelder Ringe darin auch ältere Sagen des 6. Jahrhunderts v. Chr. integriert hat. Dazu gehört die Überlieferung zum Orion-Sternbild, das beim Aufgang des Skorpion-Sternbildes untergeht:

«Der furchtbare Skorpion holt dort noch jenem Mann,  
Der kniend seinen Aufgang stets verkehrt begann,  
Die Beine und den Gurt herauf, die rechte Hand,  
Die Schultern und die Brust. Erst wann den Bogen spannt  
Der Schütz, entsteigt das Haupt des Knienden dem Schleier  
Der Nacht, die Linke auch; dann dringt des Hermes Leier  
Und Kepheus Haupt und Hals im Osten aus den Fluten. –  
Da drüben aber gehn des Hundsterns weiße Gluten  
Jetzt unter, vollends sinkt Orion in den Schoß.»

Verschiedene Religionen und Mythen der Antike gehen von zwei archetypischen Spannungsfeldern aus:

Vom Ausgesetztsein des Menschen unter dem kosmischen Lauf der Gestirne und vom Kontrast zwischen Leben und Tod, zwischen der Welt der Sterblichen und der Welt der Unsterblichen.

Viel mehr als heute wurden früher die Kräfte und Phänomene als personifizierte Gestalten gesehen. So entstanden die verschiedenen Gottheiten mit ihren austauschbaren Namen wie der griechische Kriegsgott Ares, der bei den Römern Mars und bei den Helvetiern Caturix hieß. Diesen Göttern und Göttinnen, welche durch eine reiche Welt von Halbgöttern, Nymphen, heiligen Tieren usw. umgeben wurden, sind bestimmte Attribute zugeordnet, wie etwa dem keltischen Schmiedegott ein Hammer. Wie im Christentum konnte ein unter Sterblichen Geborener zum Unsterblichen werden. Eng mit den Unsterblichen verbunden waren in der ganzen Antike die Gestirne. Sie trugen nicht nur göttliche Namen (z.B. Jupiter) sondern sie waren eigentliche Sinnbilder der Götter, weil sie als von den Gottheiten geschaffen galten wie alles, was sich im Kosmos aus eigener Kraft bewegte.



Abb. 3 Keltische Goldmünze. Dargestellt ist ein Kopf mit einem bogenförmigen Gebilde vor der Stirne. Handelt es sich um den «Krieger-Mond», wie er in der irischen Heldensage erwähnt ist?

Für die Deutung der Darstellung auf den Erstfelder Ringen bieten sich neben der Zuweisung an eine bestimmte Gottheit, wie es von J.J. Hatt vorgeschlagen worden ist, der in den Bilderfrieselemente der keltischen Götter Esus und Cernunnos dargestellt sah, zwei grundsätzliche Spuren an:

Die Konzeption der Ringe nimmt erstens Bezug auf den Kreislauf des Lebens, oder ihre Darstellungen spiegeln zweitens die Auseinandersetzung mit den Unsterblichen, von denen zahlreiche mit den Gestirnen identifiziert werden.

Zur ersten Erklärungsspur gehört mein Vorschlag von 1984, in den Ringen den Kreislauf des Lebens und des Todes zu sehen, nämlich:

Die Seele im diesseitigen Körper, das Hinabtauchen in die Unterwelt, die Reise durch die Unterwelt und die Wiedergeburt in einem neuen diesseitigen Körper. Der gefiederten Schlange kommt eine Übergangsrolle zu. In der griechischen Mythologie gilt die Schlange als Inkarnation der Seele. Ist es möglich, daß die Seele links in der Mitte beim «Rolltier» ins Leben eindringt, sich im Laufe des Lebens reifend verkörpert, bis dann auf dem Höhepunkt im Zeichen des Vogels der Tod eintritt, das Leben jenseits im umgekehrten Sinn noch einmal abläuft und die Seele alsbald in einer ruhigen Phase schlummernd wandert bis zum Beginn des nächsten Lebens?

Eine weitere Erklärungsidee ist, hierin den Lebenslauf des Menschen von der Jugend über die Lebensmitte, den Zenit, bis zum Alter zu sehen. Die dargestellten Zwillingsfiguren lassen auch an den in der Antike weit verbreiteten Zwillingsmythos denken, nämlich an den Kampf des Guten gegen das Schlechte nach der Geburt.

Eine allgemeine göttliche Eigenschaft ist, daß die Götter zwar in die Natur eingebettet gesehen werden, aber gleichzeitig die Naturvorgänge bestimmen können. Damit sind wir bei der anderen Deutungsspur, welche uns zu den Gestirnen führt, nach dem oben Gesagten vor allem auch zur Sonne, der das Gold zugeordnet ist. Damit ist nicht gemeint, daß sämtliche keltischen Goldobjekte in direkter Beziehung zur Sonne stehen. Es fällt aber auf, wie selten im Keltischen figürliche Darstellungen auf Goldobjekten und Gegenständen aus anderen Metallen, etwa der goldglänzenden Bronze, wiederkehren. Konnten gewisse Themen höchstens in diesem bevorzugten Metall figürliche Gestalt annehmen? Jedenfalls scheint der direkte Zugang zu dieser Welt der Zeichen und Sinnbilder einem engen Kreis von Menschen vorbehalten gewesen zu sein; aus verschiedenen literarischen Quellen ist bekannt, daß die keltischen Druiden, die herausragenden Autoritäten im religiösen und geistigen Bereich, ihr Wissen auf einen engen Kreis von Eingeweihten

beschränkten. Caesar sagt über die Druiden: «Viel disputieren sie ausserdem über die Gestirne und ihren Lauf, über die GröÙe der Welt und der Erde ...». Verschiedene antike Autoren haben auf Verwandtschaften der keltischen Religion mit der pythagoreischen Lehre, welche auch die oben angesprochene Seelenwanderung beinhaltet, hingewiesen. Theologie und exakte Wissenschaften (Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Harmonielehre) bildeten bei dieser eine Einheit. Dem Kosmos wurde in seinen vollkommenen Proportionen göttliche Abbildhaftigkeit zugesprochen. Bedeutende griechische Philosophen wie Plato oder Aristoteles, der zur Herstellungszeit der Erstfelder Ringe noch lebte, waren von den Pythagoreern beeinflusst. Zu dieser Zeit war die gängige Vorstellung – wohl auch bei den Kelten –, daß die Erde unter dem Fixsternhimmel ruht und von den Planetensphären umgeben ist. Die abendländische Astronomie fuÙte auf den in Ägypten und Mesopotamien gemachten Beobachtungen und Erkenntnissen. Seit dem 6. Jahrhundert v.Chr. arbeiteten die Griechen mit den Babyloniern zusammen, welche seit dem 5. Jahrhundert v.Chr. den Tierkreis kannten, der von den Griechen anschließend übernommen wurde. Für das 4. Jahrhundert sind wir über die damals verbreitete sogenannte «Versterung» bei den Griechen unterrichtet: Vorfahren oder Angehörige von Herrschern wurden unter die Sterne versetzt. Wir dürfen annehmen, daß die Entwicklungen jener Zeiten auch Einfluß auf das Wissen der keltischen Gelehrten hatten.

«Man nennt den schrägen Kreis Tierkreis nach altem Brauch» sagt der genannte Aratos etwa, und:

«Widder, Stier, Zwillinge beschließen diesen Reigen.

Indem der Sonnengott die Zwölfe ganz durchquert,  
Bringt er ans Ziel das Jahr; wie er den Kreis umfährt,  
Blühen fruchttragend ihm die Horen all entgegen.»

In diesem Zusammenhang sei als dritte Idee daran erinnert, daß die auf den Halsringen den genannten «Reigen» bildenden Widder, Stier und Zwillinge unter verschiedenen anderen Darstellungen vertreten sind, ohne daß jedoch auf Anhieb ein System zu erkennen wäre.

Zu überlegen wäre auch, ob gewisse Ringdarstellungen auf den Kreislauf der Sonne während eines Tages (oder Jahres?) anspielen, ähnlich einer ägyptischen Vorstellung, nach der am Abend eine Göttin die Sonne verschlingt und sie jeden Morgen neu gebärt. Interessanterweise besteht zwischen eintretenden Finsternissen und den Drachen, die an drei Halsringen die Übergangszone besetzen,

ein Zusammenhang. Bis ins 19. Jahrhundert waren Bezeichnungen wie «Drachenhaupt» und «Drachenschwanz» für die Schnittpunkte der Ekliptik mit der Mondbahn gebräuchlich.

Einige antike Vorstellungen haben sich in Bruchstücken bis in die Neuzeit erhalten. Zu den überlieferten Elementen gehört auch die lange geübte Sitte, Metallplättchen mit bestimmten Zeichen als Amulette zu verwenden, wobei auch hier eindeutig das Gold der Sonne zugeordnet ist.

Leider aber hat sich vom Wissen der Antike nicht so viel erhalten, daß wir heute die Darstellungen auf den Ringen von Erstfeld klar deuten könnten und sie uns deshalb ein schwer zu lösendes Rätsel aufgeben. Dieses kann nur gelöst werden, wenn von verschiedenen Seiten, wie dies hier mit vier – nach dem heutigen Denken sich gegenseitig ausschließenden – Ideen versucht wird. Am Anfang jeder solchen Auseinandersetzung steht das gründliche Studium der Originalfunde selber. In der Ausstellung kann sich der Besucher ein eigenes Bild machen. Diese Bilder interessieren die Ausstellungsmacher: Die Besucher sind aufgerufen, ihre Interpretation der Darstellungen auf den Erstfelder Ringen in einem aufliegenden Buch zu formulieren oder zeichnerisch zu skizzieren. Die Ergebnisse werden dann ausgewertet.

Damit sind wir beim zentralen Anliegen der Ausstellung angelangt: Die Originale sollen in ihrer ganzen Unmittelbarkeit selbst erlebt werden können.

#### *Literatur*

Eluère, Ch., *L'or des Celtes*. Fribourg 1987.

Eluère, Ch., *Les secrets de l'or antique*. Paris 1990.

Furger-Gunti A., *Die Helvetier. Kulturgeschichte eines Keltenvolkes*. Zürich 1984.

Hatt J.-J., *Die keltische Götterwelt und ihre bildliche Darstellung in vorrömischer Zeit*. In: *Die Kelten in Mitteleuropa, Ausstellungskatalog Hallein*. Salzburg 1980.

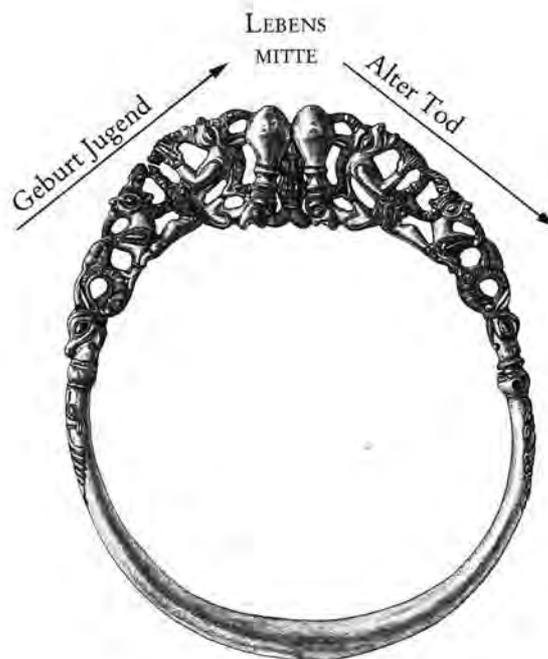
Seipel, W. (Hrsg.), *Mensch und Kosmos*. Oberösterreichische Landesausstellung 1990. Linz 1990.

Thurneysen R., *Die irischen Helden- und Königssagen bis zum siebzehnten Jahrhundert*. Halle 1921.

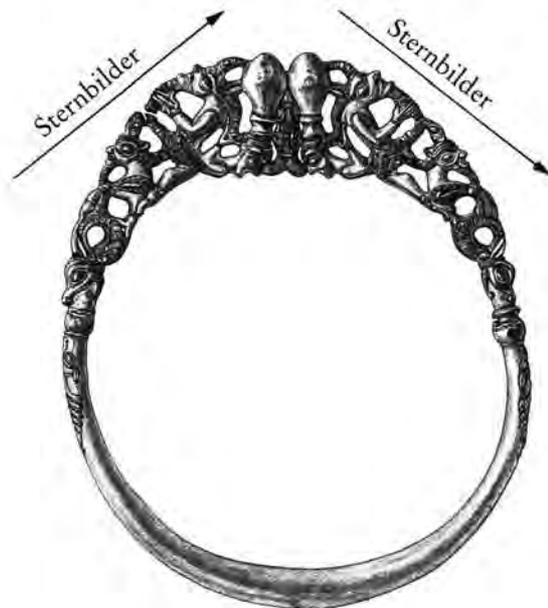
Van der Warden B.L., *Die Astronomie der Griechen*. Darmstadt 1988.



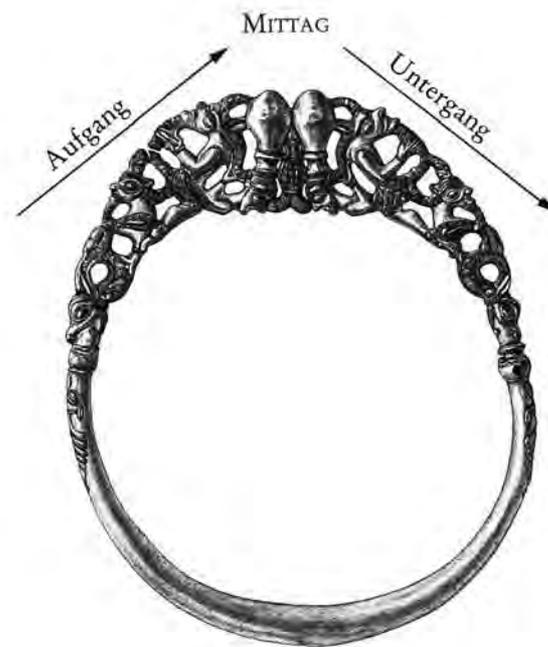
a



b



c



d

Abb. 4 Welche imaginären Welten erschließen die Halsringfriese von Erstfeld? Vier Ideen werden vorgeschlagen: a) Geburt, Tod und Wiedergeburt des Menschen; b) Lebenslauf des Menschen; c) Lauf der Sonne durch einen Abschnitt des Tierkreises; d) Täglicher Lauf der Sonne.



# KELTEN UND HELVETIER IN DER SCHWEIZ

Franz Georg Maier

Die «Helvetii» erscheinen schon im ersten Kapitel von Cäsars Bericht über den Gallischen Krieg (BG) und werden hier fast auffällig hervorgehoben: «Die Helvetier übertreffen die übrigen Gallier an Tüchtigkeit, da sie fast täglich im Kampf mit den Germanen stehen, wenn sie diese an ihrer Grenze abwehren oder selbst in deren Land Krieg führen» (Helvetii quoque reliquos Gallos virtute praecedunt, quod fere cotidianis proeliis cum Germanis contendunt: BG I 1,4). Das folgende Kapitel erweckt dann den Eindruck, diese Helvetier seien damals die einzigen Bewohner des heutigen Schweizer Gebietes gewesen: Cäsar bezeichnet als ihre Grenzen den Rhein, den Jura und den Genfersee (BG I 2,3). Von anderen keltischen Gruppen auf Schweizer Boden – mit Ausnahme der randständigen Sequaner – ist an dieser Stelle ebenso wenig die Rede wie von den Rättern.

## *Rom und Gallien: ein Konflikt bahnt sich an*

Die Helvetier galten zu dieser Zeit zweifellos als einer der führenden Keltentämme. Doch Cäsars Perspektive, die sie so einseitig heraushebt, ist bedingt durch jene Vorgänge des Jahres 58 v. Chr., die er in den folgenden Kapiteln als Einleitung zu seiner Geschichte der Eroberung Galliens schildert. Der Auszug der Helvetier aus ihrem bisherigen Wohngebiet und die sich daraus entwickelnde Schlacht von Bibracte (bei Autun) erscheinen als auslösende Aktion des zehnjährigen Krieges gegen die gallischen Stämme.

Warum das Jahr 58 v. Chr. in der Tat für die Helvetier ein Epochenjahr wurde, ist nur aus den größeren Zusammenhängen der römischen Aussenpolitik zu verstehen. Rom begann nach der Einigung Italiens und der Eroberung des westlichen Mittelmeergebietes um die Wende zum 2. Jahrhundert v. Chr. in den Osten auszugreifen. Während die aus dem Zerfall des Alexander-Reiches hervorgegangene hellenistische Staatenwelt Schritt für Schritt erobert wurde, lag die Nordfront des römischen Reiches im Windschatten dieser Expansion. Machtpolitisch und wirtschaftlich waren die Alpenländer und Mitteleuropa für das Imperium in dieser Zeit nur von bedingtem Interesse. Rom beschränkte sich daher auf eine begrenzte Ausbreitung, die der Sicherung der eigenen Grenzen und der Landverbindung zu den spanischen Provinzen dienen sollte. In diesem Zusammenhang wurde im Jahre 121 v. Chr. die bis nach Genf reichende «Provincia Gallia Narbonnensis» geschaffen. Danach aber verharrte die römische Politik in diesem Raum nochmals für mehr als ein halbes Jahrhundert in der Defensive.

Erst gegen die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. gerieten die Kelten Galliens endgültig in das politische Kraftfeld des Imperium Rō-

manum. Auslösender Faktor für einen weiteren römischen Ausgriff nach Norden war die hohe politische Labilität der gallischen Stämme in dieser Zeit. Es herrschte eine latente Bürgerkriegssituation, die durch das Vordringen der germanischen Sueben in das bisher von Kelten besiedelte Elsaß während der späten 70er Jahre des 1. Jahrhunderts v. Chr. noch verschärft wurde. Im Jahre 61 oder 60 v. Chr. brachte der Suebenkönig Ariovist bei Magetobriga einem gallischen Aufgebot, zu dem wohl auch Helvetier gehörten, eine empfindliche Niederlage bei. Der große Stamm der Häduer suchte in der Folge Anlehnung an Rom, die Helvetier aber faßten ihren Auswanderungsbeschuß.

Stammeswanderungen und vergleichbare historische Vorgänge sind zu komplex, als daß sie sich durch eine einfache Ursache erklären ließen. Auch der Entschluß der Helvetier, zusammen mit den Raurakern im Jahre 58 v. Chr. nach Südwestfrankreich abzuwandern, läßt sich nur aus dem Zusammenwirken mehrerer Faktoren verstehen, deren Gewichtung freilich bis heute umstritten ist. Cäsar schreibt der Person des Orgetorix eine zentrale Rolle zu: als Führer einer Adelsverschwörung (wie sie in der Tat bei den Keltentämmen nicht selten waren) soll er die Helvetier zu dem Versuch überredet haben, «die Herrschaft über ganz Gallien an sich zu reißen» (totius Galliae imperio potiri: BG I 2,2), dann aber während den Auszugsvorbereitungen unter ungeklärten Umständen zu Tode gekommen sein.

Ein solcher Erklärungsversuch ist durch die stark personenbezogene Sehweise der antiken Geschichtsschreibung, aber auch durch eine Verschleierung eigener Interessen Cäsars bedingt. Letztlich ist kaum daran zu zweifeln, daß der Druck germanischer Stammesbewegungen aus dem süddeutschen Raum maßgeblich zum Entschluß der Helvetier beitrug. Nicht zufällig erklärte der Häduerfürst Diviciacus im gleichen Jahr 58 v. Chr.: «wenn nicht von Cäsar und vom römischen Volk Hilfe komme, so müßten alle Gallier dasselbe wie die Helvetier tun, nämlich auswandern und neue Wohnsitze fern von den Germanen suchen» (BG I 31,14). Dazu trat als weiterer Faktor möglicherweise ein starkes Bevölkerungswachstum bei den helvetischen Stämmen. Schließlich wirkten wohl wie in anderen keltischen Wanderungsbewegungen schwer faßbare irrationale Antriebe mit.

In jedem Fall kann der Zug der Helvetier als eine der letzten und zugleich als die in unseren Quellen weitaus am genauesten faßbare Keltentwanderung gelten. Cäsar freilich macht sie zum ersten wichtigen Glied einer kunstvoll entwickelten Ereigniskette, die dem Leser suggerieren soll, die Eroberung Galliens sei nicht Ergebnis seiner eigenen, ebenso ehrgeizigen wie rücksichtslosen Pläne gewesen, sondern die Folge einer fast zwangsläufigen Entwicklung, der sich Rom gar nicht entziehen konnte.

Farbtafel VIII

Kat. 235 (*Goldenes Votivblech*),

Kat. 236 (*Drei Hülsen aus Goldblech*)

Cäsars Schilderung führt notwendig zu der Frage, wie weit und von wem das Gebiet zwischen Alpen, Jura und Rhein damals bewohnt war. Eine Rekonstruktion der Besiedlungsgeschichte des Schweizer Raumes in vorrömischer Zeit sieht sich allerdings mit erheblichen methodischen Problemen konfrontiert. Die ethnische Deutung vorgeschichtlicher Fundprovinzen bleibt auch heute noch ebenso problematisch wie das Erschließen von wirtschaftlichen, sozialen und politischen Strukturen frühgeschichtlicher Gesellschaften. Das gilt vor allem dort, wo – wie im Falle der vorrömischen Schweiz – die die Bodenfunde ergänzenden schriftlichen Quellen sehr dürftig sind. Eine eigene keltische Geschichtsschreibung gab es nicht; die Nachrichten griechischer und römischer Schriftsteller über die Keltenstämme bleiben bis zu Cäsar höchst punktuell und bruchstückhaft.

### *Die keltischen Helvetier und ihre Nachbarn*

Die Geschichte der keltischen Entfaltung ist in vieler Hinsicht genauso wenig eindeutig faßbar wie die Stammesgliederung im Schweizer Raum vor dem 1. Jahrhundert v.Chr. Eines ist jedoch offensichtlich: die Stammesgruppe der Helvetier, wie sie uns historisch entgegentritt, war das Ergebnis eines längeren und vielgestaltigen Formungsprozesses, dessen einzelne Stadien sich nicht mehr präzise rekonstruieren lassen.

Die früheste gesicherte Erwähnung des Namens Helvetier begegnet bei dem in Rom lebenden Philosophen und Historiker Poseidonios (um 135–51/51 v.Chr.), der zumindest die Keltenstämme der iberischen Halbinsel auch aus eigener Anschauung kannte: «die Helvetier, goldreiche, aber friedliche Leute» (Frag. 272 Edelstein-Kidd). Poseidonios nennt an dieser Stelle zwei helvetische Teilstämme, die – wie auch der römische Historiker Livius berichtet – zusammen mit den germanischen Kimbern zwischen 111 und 101 v.Chr. in die römischen Provinzen Südfrankreichs und Norditaliens einbrachen: die Tiguriner und die (oft Teutonen genannten und zu Unrecht als Germanen betrachteten) Toutonen.

Weitere Nachrichten antiker Schriftsteller lassen kaum daran zweifeln, daß Teile der helvetischen Stämme (die heute manchmal auch als «Protohelvetier» bezeichnet werden) zeitweise in Südwestdeutschland saßen. Der römische Historiker Tacitus (um 50–120 n.Chr.) berichtet in seinem Buch «Germania», daß die Helvetier ehemals das Gebiet zwischen Rhein, Main und dem «Hercynischen Wald» – wohl dem Schwarzwald – bewohnten (inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes Helvetii ... tenuere, Germania 28). Dem entspricht, daß der Geograph Ptolemaios (um 90–168 n.Chr.) ein «verlassenes Helvetiergebiet» kannte, das offenbar nördlich der Schwäbischen Alb lag (Geogr. II 11,6).

Erst im Verlauf einer längeren, um 100 v.Chr. einsetzenden Wanderungsbewegung scheinen die Helvetier aus Südwestdeutschland in jene Gebiete vorgedrungen zu sein, die Cäsar um 58 v.Chr. als ihre Wohnsitze beschreibt. Bestimmte Hinweise sprechen dafür, daß Teile des schweizerischen Mittellandes noch im frühen 1. Jahrhundert v.Chr. von den keltischen Sequanern bewohnt waren. Ob diese Wanderung der Helvetier – wie manchmal vermutet wird – in Zusammenhang stand mit den Zügen der Kimbern, Tiguriner und Toutonen, läßt sich nicht sicher erweisen.

Gegen die Mitte des 1. Jahrhunderts v.Chr., also am Vorabend des römischen Eingreifens, sind dann aber Stammesgliederung und Besiedlungsbild des Schweizer Raumes in Umrissen gesichert. Zwei Hauptgruppen unterschiedlichen ethnischen und kulturellen Charakters spielten die bestimmende Rolle: Räter und Kelten. Die Grenzscheide zwischen rätischen und keltischen Stämmen lief mitten durch das Schweizer Gebiet, vom Arboner Forst über die Senke

zwischen Zürichsee und Walensee bis hinauf nach Uri. Diese Trennlinie war freilich mitnichten scharf gezogen; zahlreiche keltische Einsprengel im Rätischen, wie sie sich vor allem im Rheintal finden, sind ein Anzeichen für vielfältige Stammesüberlagerungen.

Die in zahlreiche Einzelstämme aufgegliederten Räter galten in der Antike, etwa für den Naturforscher Plinius den Älteren (24–79 n.Chr.), als Etrusker, die vor den in Oberitalien eindringenden Kelten in die Alpentäler geflüchtet waren. Neuere Forschungen haben freilich gezeigt, daß sie den Trägern der gleichzeitigen frühgeschichtlichen Kulturen Tirols und der Ostalpen sehr nahe stehen und möglicherweise einen Teil der größeren Stammesgruppe der Veneter bilden.

Die Kelten im Schweizer Gebiet bestanden aus einer Anzahl von Einzelstämmen mit eigenen kulturellen und historischen Traditionen. Ihre geographische Verteilung ist im 1. Jahrhundert v.Chr. einigermaßen deutlich zu fassen; sie lassen sich grob in vier regionale Gruppen einteilen.

Im Stamm der Lepontier im Tessin und dessen Nebentälern (unter denen die Valle Leventina ihren Namen überliefert) haben sich offenbar Teile der ligurisch-oberitalienischen Vorbevölkerung mit Kelten verbunden, die nach der Eroberung Oberitaliens in die Südalpentäler vorgedrungen waren. Das Lepontische gehört zur indogermanischen Sprachfamilie und bildete vermutlich eine frühe Sonderform des Keltischen. Möglicherweise griffen die Lepontier im Lauf der Zeit auch auf das Hinterrheintal und auf das Urner Reusstal aus.

Die seit 121 v.Chr. in die Provinz Gallia Narbonnensis eingegliederten Allobroger saßen im Raum südlich des Genfersees und der Rhone. Von ihrer Grenzstadt Genava (dem heutigen Genf) führte, wie Cäsar berichtet, eine Brücke in das Helvetiergebiet (BG I 6,3). Der Schwerpunkt ihres Stammesgebiets lag jedoch deutlich südlich der Schweiz; Vienne bildete sein eigentliches Zentrum.

Das Wallis war von den vier zu einem Bund zusammengeschlossenen Stämmen der «poeninischen» Kelten besiedelt (der Große St. Bernhard war damals nach dem keltischen Gott Poeninus benannt). Die Nantuates saßen im Unterwallis bis etwa nach St. Maurice; die Veragri im Gebiet um Martigny; die Seduni in der Gegend von Sitten (das von diesem Stamm seinen Namen herleitet); die Uberi, von Plinius wie von manchen modernen Forschern als eine Gruppe der Lepontier betrachtet, im Oberwallis.

Das Gebiet der Helvetier umfaßte das Schweizer Mittelland einschließlich der Ostschweiz zwischen Bodensee, Hochrhein, Alpen, Jura und Genfersee. Sie sind in diesem Raum – wie schon erwähnt – frühestens um 80 v.Chr. mit Sicherheit zu belegen. Zusammen mit den einflußreichen Stämmen der Häduer und der Sequaner bildeten sie gegen die Mitte des 1. Jahrhunderts v.Chr. eine Art Machtdreieck im östlichen Gallien.

Am Rande des helvetischen Gebiets saßen die Sequaner auf der Westseite des Jura; ihr Hauptgebiet lag jedoch in der Franche Comté und im Oberelsaß mit dem Vorort Vesontio (Besançon). Zwischen Sequanern und Helvetiern – im Gebiet von Basel, dem Basler Jura und dem Oberelsaß – lagen die Wohnsitze der am Helvetierzug von 58 v.Chr. beteiligten Rauraker. Dieser kleinere, ursprünglich rechtsrheinische Keltenstamm wurde jedoch hier wohl erst durch Cäsar im Jahre 58 v.Chr. auf ursprünglich sequanischem Gebiet angesiedelt.

Für alle diese Stammesgebiete ist die Frage nach Ausmaß und Grenzen der Besiedlung von hohem Interesse. Sie läßt sich bislang jedoch nur in groben Umrissen beantworten. Es scheint, daß Mittelland, Jura und einige Alpenrandtäler seit langem ziemlich dicht bewohnt waren. Die höheren Täler der Zentral- und Ostalpen waren dagegen offensichtlich nur zum Teil bevölkert. So ist z.B. unsicher, ob das Urserental ständig bewohnt war; im Vorderrheintal reichte die ständige Besiedlung nur bis zur Talstufe von Truns-Somvix.

### *Krieg und Redegewandtheit, die einzigen keltischen Eigenschaften?*

Von Lebensformen und Kultur, von wirtschaftlicher, politischer und sozialer Struktur der Keltenstämme als der Hauptbewohner des Schweizer Raumes haben wir dank der Schilderungen Cäsars und dank der Bodenfunde ein einigermaßen genaues Bild. Die Ökonomie der Kelten beruhte vor allem auf der Viehzucht, die jedoch vielfach durch einen gut entwickelten Ackerbau ergänzt war. In den Siedlungen arbeiteten Handwerker mit hochentwickelten technischen Fähigkeiten, die sich unter anderem in der Qualität keltischen Bronzegepäcks spiegeln. Auch ein verhältnismäßig ausgedehnter, Flüsse wie Landwege benutzender Binnenhandel läßt sich nachweisen. Darüberhinaus bezeugen Importe aus dem etruskischen und griechischen Raum ebenso wie die Kenntnis der griechischen Schrift bei den Helvetiern weitreichende Handelskontakte, die deutlichen Einfluß auf bestimmte Aspekte der keltischen Kultur ausübten.

Die beherrschenden Siedlungsformen der Keltenstämme waren Einzelhof und Weiler. Wohnhäuser und Ökonomiegebäude wurden verhältnismäßig einfach im Holzbau errichtet; das Dach war mit Stroh gedeckt. Nach Cäsars Angaben besaßen die Helvetier neben mehr als 400 «vici» (Dörfern) auch nahezu ein Dutzend «oppida» als eigentliche Siedlungszentren (BG I 5,2). Diese mit Wällen und Gräben befestigten keltischen Oppida – nachgewiesen z.B. in Altenburg/Rheinau, auf der Enge-Halbinsel bei Bern oder auf dem Mont Vully – sind weniger als Fluchtburgen denn als frühe stadtartige Anlagen zu verstehen, in denen sich protourbane Lebensformen entwickelten.

Die politisch-soziale Struktur entsprach der noch weithin agrarisch bestimmten Wirtschaftsform. Cäsar überzeichnet die gesellschaftlichen Verhältnisse wohl etwas einseitig, wenn er feststellt: «in ganz Gallien gibt es nur zwei Stände, die etwas zu bedeuten haben und Achtung genießen. Denn der gemeine Mann wird fast wie ein Sklave behandelt; er wagt nichts auf eigene Faust und wird zu keiner Beratung hinzugezogen... Diese beiden Stände sind die Druiden und die Ritter.» (BG VI 13,4). Doch grundsätzlich besaßen die keltischen Stämme der Spätzeit offensichtlich eine oligarchische Machtstruktur. Sie waren beherrscht von einer reichen und mächtigen Adelschicht, die über zahlreiche, oft in engen Abhängigkeitsverhältnissen stehende Hinterrassen und über Sklaven verfügte. Daneben gab es aber doch auch gemeinfreie Bauern und Handwerker. Die erbliche Priesterkaste der Druiden verwaltete Kult, Sage und Überlieferung. Dank der von Cäsar bezeugten tiefverwurzelten Religiosität der Kelten gewannen sie eine Autorität, die ihnen auch erheblichen politischen Einfluß sicherte.

Cäsar bezeichnet zu Anfang des «Bellum Gallicum» die Kelten (und damit auch die Helvetier) als Gallier: «sie werden in ihrer eigenen Sprache Kelten, in unserer Sprache Gallier genannt» (qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur, BG I 1,1). Beide Begriffe stehen bei ihm offensichtlich für die gleiche Stammes- oder Völkergruppe. Grundsätzlich galt eine solche Gleichsetzung auch für die anderen antiken Historiker und Ethnographen, die – beginnend mit Herodot im 5. Jahrhundert v.Chr. – keltische Stämme erwähnen. Das Bild von Lebensformen und Charakter der Kelten, das uns die antiken Autoren – besonders ausführlich der zur Zeit Cäsars schreibende Historiker Diodor – vermitteln, war offensichtlich stark geprägt durch Poseidonios, der (wohl um 90–80 v.Chr.) Sitten und Gebräuche jener Stämme darstellte, die er unter dem Namen der «Keltoi» zusammenfaßt (Frag. 67–68; Diodor 5,25–32).

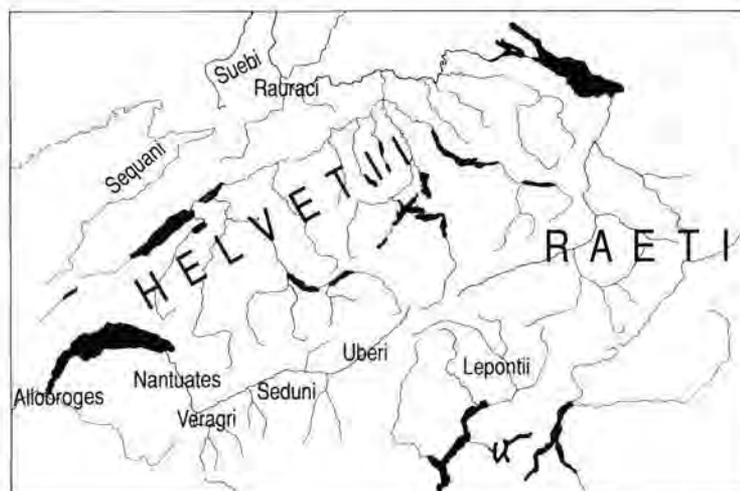


Abb. 5 Die keltischen Helvetier und ihre Nachbarn mit den in der lateinischen Schreibweise überlieferten Namen.

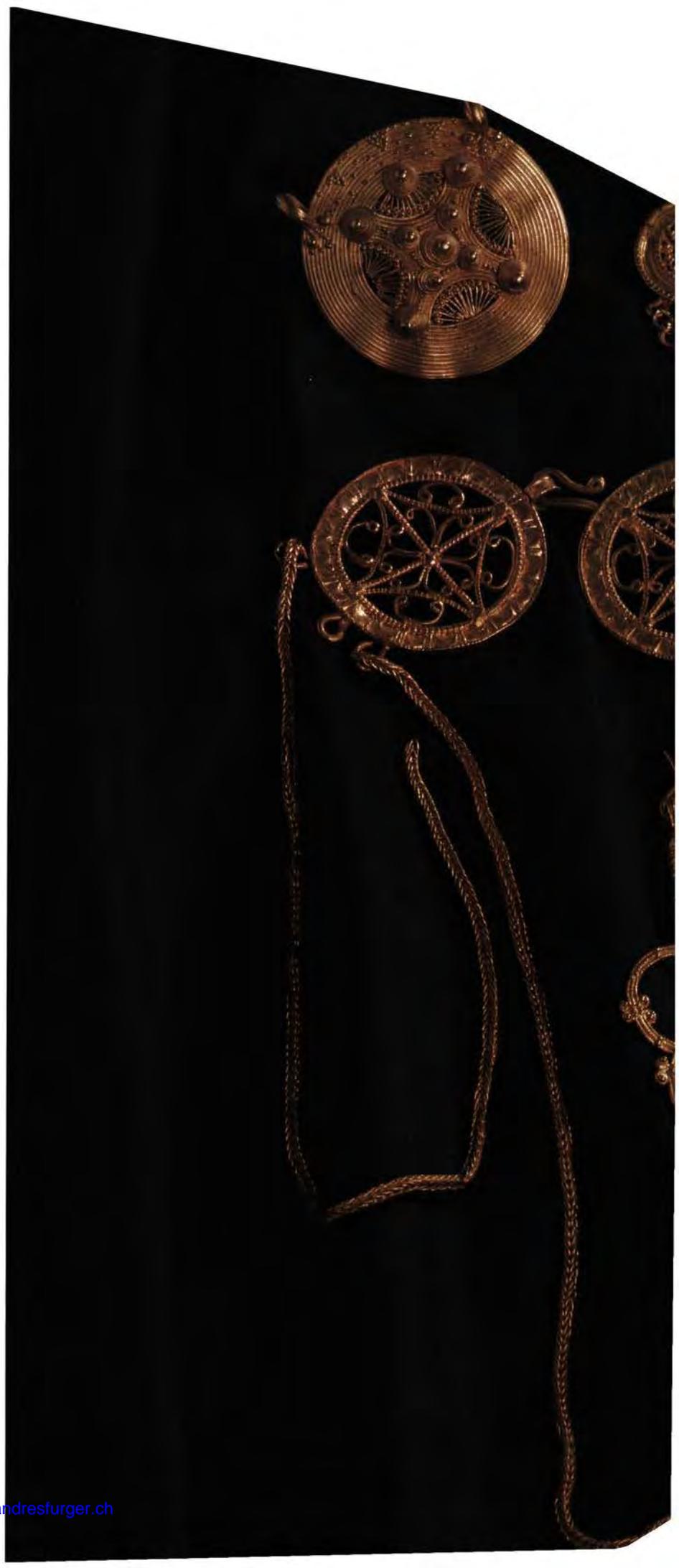
Sie erscheinen als furchterregende, schwerbewaffnete und kampf-lustige Krieger; hochgewachsen, bekleidet mit langen Hosen und karierten Kapuzenmänteln, behängt mit Goldschmuck. Ihr langes blondes Haar, das sie mit Kalkseife noch heller machen, ist von der Stirn in dicken Strähnen zum Nacken gekämmt. Sie sind scharfsinnig, begabt und schlagfertig, aber auch trinkfreudig (die Reichen importieren Wein aus Italien und Massalia, den sie ungemischt trinken) und streitsüchtig; voll prahlerischer Reden, tragischer Posen und cholischer Wutanfälle.

Es wäre verlockend, unsere Vorstellungen von Art und Charakter der Helvetier mit Hilfe einer solchen Schilderung zu präzisieren. Doch läßt sich schwer bestimmen, ob Poseidonios reale Beobachtungen festhielt oder ob er nur ein ethnisches Cliché wiedergab, das – wie in vergleichbaren Fällen – bereits seine Tradition in der antiken ethnographischen Literatur hatte. Bezeichnenderweise behauptet schon der ältere Cato (234–149 v.Chr.), in Gallien kenne man nur zwei Hauptleidenschaften, «den Krieg und die Redegewandtheit» (rem militarem et argute loqui, Origines frag. 34). Es ist darum nicht auszuschließen, daß das Urteil Cäsars über die Helvetier und ihre besondere kriegerische Tüchtigkeit nicht nur durch seine persönlichen Erfahrungen, sondern auch durch solche schablonenhaften ethnographischen Versatzstücke bestimmt war.

#### *Literatur*

- Van Berchem D., Les routes et l'histoire. Etudes sur les Hélvètes et leurs voisins. Genève 1982.
- Frei-Stolba R., Bemerkungen zum Helvetierfoedus. Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 25, 1975, 127ff.
- Howald E. u. Meyer E., Die römische Schweiz. Zürich 1940.
- Meyer E., Zur Frage des Volkstums der Eisenzeit. Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz IV (Die Eisenzeit). Basel 1974.
- Werner J., Spätes Keltentum zwischen Rom und Germanien. München 1979.

Farbtafel IX Kat. 260 – 266 (*Goldschmuck*)





# 58 VOR CHRISTUS: CÄSAR, DIE HELVETIER UND DIE ARCHÄOLOGIE

Laurent Flutsch und Gilbert Kaenel

der Helvetier, Julius Cäsar in Genf, die Schlacht bei  
n der geschriebenen Geschichte der Schweiz, vage  
gen, epische Herausbeschwörung eines Volkes auf  
Was weiß man heute wirklich von diesen Ereignis-

ber diese Episode in seinem Buch «Der Gallische  
erichtet, ist unsere Hauptinformationsquelle; sein  
teisches und lückenhaftes Propagandawerk, macht  
der historischen Wahrheit schwierig.  
e Archäologie, Zweifel zu beseitigen? Wir wollen in  
worten: zuerst erzählen wir die Geschichte, indem  
ario aufnehmen; dann versuchen wir, sie mit den  
i Fakten zu vergleichen.

o (nach «Der Gallische Krieg» von Julius Cäsar)

58 vor Christus. Der große Tag bricht an. Seit drei  
/orbereitungen für die Abreise in mildere Gegenden  
mehreren Generationen hatten sich die Helvetier, die  
Rheins gekommen waren, zwischen Alpen und Jura  
in einigen Wochen werden sie in die Saintonge, im  
iens, auswandern.

er mächtige Anstifter dieses Projektes, wird den  
oment aber nicht erleben. Er ist unter Umständen, die  
ärt worden sind, umgekommen. Man behauptet, er  
l verübt. Betraut mit der Planung des Auszugs, hatte  
Sequanerfürsten Casticos, dem Nachbarn jenseits  
mit dem Häduer Dumnorix, dem er sogar seine  
tu gegeben hatte, verbündet. Man hat ihn angeklagt  
er wolle die Macht an sich reißen. Alle erinnern sich  
es Prozesses. Obwohl er in Ketten gelegt war, wie es  
te, erschien er begleitet von allen Mitgliedern seiner  
etwa 10 000 in seinen Diensten stehenden Männern!  
ration wollte nicht allen gefallen; fast hätte man zu  
n, nur das Verschwinden des Orgetorix verhinderte  
mpf.

alte, legendäre Fürst, soll nun die Auswanderung  
den Südwesten Galliens schon: dort hatte er sich vor  
en Tigurinern dem berühmten Auszug der Kimbern  
angeschlossen und hatte den Römern eine schmerzli-  
gefügt, indem er eine ihrer Legionen unter dem Joch  
hatte...

1 später, früh am Morgen. Alles ist jetzt vorbereitet.  
d mit persönlicher Habe und mit Lebensmitteln  
dem Befehl hat sich jeder mit Mehl für drei Monate  
s junge und trächtige Vieh wurde zu Herden zu-  
en. Die Männer tragen selbstverständlich ihre Waf-

fen; die Reiter stehen bei ihren Pferden, die Kinder spielen bei den  
Ochsengespannen. Die alten Leute haben inmitten der wohlge-  
packten Ladung einen Platz gefunden.

In und um das Oppidum warten mehrere tausend Menschen auf  
den Befehl, sich in Bewegung zu setzen. Das Ziel ist, das Ende des  
Genfersees zu erreichen, wo alle Auswanderer zusammentreffen.  
Von dort wird man den Jura überschreiten, um so in die Ebenen der  
Saône zu gelangen.

Nun ist es soweit. Die ersten haben sich in Bewegung gesetzt. Sie  
kehren dem Oppidum endgültig den Rücken. Hinter ihnen züngeln  
die Flammen in den Himmel, und ein dichter Rauch zieht durch die  
Lüfte, es riecht nach verbranntem Holz und Stroh. Die brennende  
Festung stürzt an einigen Orten zusammen, die Häuser lodern;  
selbst die übrig gebliebene Getreideernte wird ein Raub der Flam-  
men.

Alle wußten: es steht außer Frage zurückzukehren. Die Germa-  
nen, diese blutrünstigen Feinde, die sich bald im verlassenen Gebiet  
ansiedeln würden, sollten dort Ruinen und Verwüstung antreffen.

Langsam geht es gegen Westen. An den Kreuzwegen trifft man  
auf andere Auswanderer. In der Ferne erheben sich Rauchsäulen.  
Gleichzeitig verschwinden auf dem ganzen Gebiet der Helvetier  
zwölf Städte, 400 Dörfer und alle Gutshöfe...

28. März 58 v. Chr. Eine riesige Menschenmenge ist zwischen dem  
See und dem Jura, nicht weit von Genava, versammelt: zu den  
263 000 Helvetiern haben sich 36 000 Tulinger, 14 000 Latobrigen,  
23 000 Rauraker und 32 000 Boier gesellt.

Genava, das Oppidum der Allobroger, das seit 60 Jahren in der  
römischen Provinz liegt, nimmt mit seinem Seehafen, wo eine große  
Holzstatue steht, und vor allem mit seiner Brücke, eine strategisch  
wichtige Stellung ein. Hier wollen die Auswanderer die Rhone  
überqueren. Nachher würde man dem Südufer des Flusses entlang  
auf einigen Meilen durch die römische Provinz ziehen, bevor man in  
die Ebene gelangen würde. Die Allobroger, die sich Rom gegenüber  
nie sehr unterwürfig gezeigt hatten, würden sich dem nicht ent-  
gegenstellen. Täten sie es trotzdem, würde man zur Gewalt greifen.

Aber nun taucht eine schlechte Nachricht auf. Julius Cäsar,  
Prokonsul der Provinz, der von den Projekten der Helvetier gehört  
hat, befindet sich in Genava; schlimmer noch, er hat die Brücke über  
die Rhone abbrechen lassen. Da hilft nur eines: verhandeln. Abge-  
sandte treffen den römischen Feldherrn, bitten ihn, die Durchfahrt  
zu gewähren unter der Zusicherung, keinen Schaden anzurichten.  
Cäsar zeigt sich kühl und verlangt Überlegungszeit...

15. April 58 v. Chr. Nach zwei nicht enden wollenden Wochen des  
Wartens trifft Cäsars Antwort ein: die Helvetier können nicht über  
die Brücke. Man erfährt, daß der Römer seine Überlegungszeit  
genützt hat, um neue Truppen auszuheben und das Südufer der  
Rhone zu befestigen.

In den darauf folgenden Tagen versuchen die Auswanderer trotzdem, teils tagsüber, häufiger aber nachts, den Fluß auf Flößen oder watend zu überqueren – doch vergebens. Bei jedem Versuch stoßen sie auf die römische Verteidigung und werden zurückgeworfen. Da die Römer die Südseite des Flusses blockiert halten, wird man den Weg nach Norden, durch das Land der Sequaner, einschlagen müssen, obwohl jedermann die enge und abschüssige Straße zwischen Rhone und Jura gerne gemieden hätte...

In einer über dreißig Meilen langen Kolonne ziehen sich 2800 Ochsengespanne wie ein Faden durch die Hohlwege der Sequaner. Dank der Hilfe des Häduers Dumnorix gaben die Sequaner nach einem Geiselaustausch als Garantie des gegenseitigen guten Benehmens den Helvetiern freie Durchfahrt. Es geht das Gerücht, daß Cäsar die Bewachung des anderen Ufers seinem Unterfeldherrn Labienus übertragen habe und nach Italien aufgebrochen sei, um neue Truppen auszuheben.

Nachdem die letzten Ausläufer des Jura durchquert worden sind, ergießt sich die riesige Maße der Menschen, Tiere und Fahrzeuge in die Ebene der Saône. Das Sequanerland wird zurückgelassen, man kommt in das Gebiet der Häduer, Verbündeten der Römer. Letztere hatten wegen der Verheerungen durch die Auswanderer Cäsar um Hilfe ersucht...

Seit Tagen schon überqueren die Wagen auf Flößen und zusammengebundenen Schiffen die Saône, deren Lauf so langsam ist, daß man ihre Fließrichtung nicht erkennt. Drei Viertel der Auswanderer haben schon das Westufer erreicht. Nur die Tiguriner, einer der vier Teilstämme der Helvetier, befinden sich noch auf der anderen Seite. Plötzlich verworrenes Geschrei: tausende von Legionären tauchen aus dem Nichts auf und fallen hinterhältig über die Tiguriner her, die von ihrem Gepäck und Troß behindert werden und sich nicht verteidigen können. Die Römer, die sich ganz in neutralem Territorium befinden, haben es unterlassen, eine Kriegserklärung abzugeben. Ohnmächtig müssen die auf dem anderen Ufer festgehaltenen Auswanderer dem Massaker der Ihren zusehen.

Am nächsten Tag überqueren die römischen Legionen ebenfalls die Saône. Man beschließt nun, eine Gesandtschaft unter Divico zu Cäsar zu schicken. Divico schlägt den Römern vor, die Feindseligkeiten einzustellen; dafür verspricht er, die um Asyl ersuchenden Helvetier würden sich dort niederlassen, wo immer Cäsar es wünsche. Der Feldherr aber lehnt ab. Die Niederlage, die Rom zur Zeit der Kimbern und Teutonen zugefügt worden war, verlangt nach Rache – ebenso die jüngsten Beleidigungen durch die Scharmützel bei Genava und die Gewalttätigkeiten gegen die Verbündeten. Er verlangt Wiedergutmachung für die letzteren und will Geiseln. «Geiseln», erwidert Divico, indem er das Gespräch abbricht, «pflegen wir zu nehmen, nicht zu geben!» Dieses Mal wird der Krieg erklärt...

Die Wanderung geht unterdessen in hügeliger Landschaft Richtung Loire weiter. Vor fünfzehn Tagen hat die Nachhut der Helvetier 4000 römische Reiter in die Flucht geschlagen. Seither begnügen sich die Legionen damit, der Kolonne der Auswanderer in fünf bis sechs Meilen vorsichtig zu folgen.

Seit einigen Tagen berichten Überläufer, daß es Cäsar an Nahrung zu mangeln beginnt. Dank dem Einfluß von Dumnorix und seiner Anhänger, die dem helvetischen Unternehmen günstig gesinnt sind, lassen die von den Häduern versprochenen Lebensmittel auf sich warten. Der römische Feldherr kann nicht mehr zögern: man sagt, daß er schon vor zwei Nächten versucht hat, die helvetische Armee anzugreifen, daß aber das Mißverständnis eines Offiziers die Operation scheitern ließ.

Nun holen geflohene römische Sklaven die Helvetier ein; sie wissen zu berichten, daß die Legionen die Verfolgung aufgaben und sich nach dem nur 27 km entfernten Bibracte wendeten. Man ent-

schließt, dies auszunutzen und die römische Nachhut anzugreifen und von jetzt an nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Cäsar gibt darauf seiner Reiterei den Befehl, die Angreifer einzuschließen; mit den Fußtruppen besetzt er die Flanke eines Hügels. Die Entscheidungsschlacht hat begonnen. Die Römer schlagen den ersten Angriff der Helvetier zurück, worauf sich diese auf einen Nachbarhügel zurückziehen. Als die Legionäre ihrerseits zur Attacke übergehen, werden sie von den Boiern und Tulingern von hinten angegriffen. Auf zwei Fronten kämpfend, gelingt es den Römern trotzdem, die Angreifer zurückzudrängen, die einen auf die Höhe des Hügels, die andern gegen die Wagen...

Die Schlacht wütete während mehrerer Stunden, die Nacht war schon lange hereingebrochen, als es den Römern gelang, sich der Wagen zu bemächtigen. Unzählige Leichen bedecken das Schlachtfeld. Die Tochter und einer der Söhne des Orgetorix wurden gefangen genommen. Ein Teil der Auswanderer aber konnte sich ungehindert zurückziehen...

Nach drei Tagen und vier Nächten Marsch gegen Norden kommen die Geretteten zu den Lingonen, auf deren Hilfe sie hoffen. Cäsar ist wegen der Pflege der Verletzten und der Bestattungen der Toten drei Tage lang auf dem Schlachtfeld zurückgehalten worden. Er hat aber Eilboten zu den Lingonen geschickt, um ihnen zu drohen, sie hätten mit dem Schlimmsten zu rechnen, falls sie den Flüchtigen helfen sollten. Diese Einschüchterung tut ihre Wirkung: ohne ihr Gepäck und knapp an Lebensmitteln kapitulieren die Helvetier.

Cäsar holt sie kurze Zeit später ein. Er fordert, daß man ihm die Überläufer, die Geiseln und die Waffen ausliefere. In der Nacht versuchen 6000 Mann des Teilstammes der Verbigenen die Flucht. Sie werden wieder eingefangen und in die Sklaverei geführt oder getötet. Am folgenden Tag gebietet Cäsar, nachdem er die geforderte Beute erhalten und mit den Helvetiern ein Abkommen abgeschlossen hat, den Auswanderern, ihre verlassenen Gebiete wieder aufzusuchen und dort ihre Wohnungen neu zu bauen; die Allobroger sollen Lebensmittel liefern, um bis zur nächsten Ernte eine Hungersnot zu verhindern. Auf Bitte der Häduer hin wird den Boiern befohlen, sich im Gebiet der Häduer niederzulassen...

Sie sind nun zurück in ihrem zerstörten, vernichteten Land, in das die Germanen noch nicht eingefallen sind. Alles werden sie neu aufbauen müssen, zuerst die Vorrathshäuser für den Winter. Besonders mangelt es an jungen Männern: man schätzt, daß etwa zwei Drittel der Ausgewanderten nicht zurückgekehrt sind. Einige Familien werden in die Ruinen ihrer alten, abgebrannten Wohnstätte zurückkehren; andere werden sich anderswo niederlassen, werden Ebenen und Hügel urbar machen, um dort ihre Felder und neue Festungen aufzubauen. Die Zukunft ist mehr als unsicher. Man kennt Cäsars Absichten nicht, trotz des Vertrages, den er den Führern aufgebürdet hat. Man weiß nicht einmal, was aus Divico geworden ist.

#### *Die archäologischen Zeugnisse*

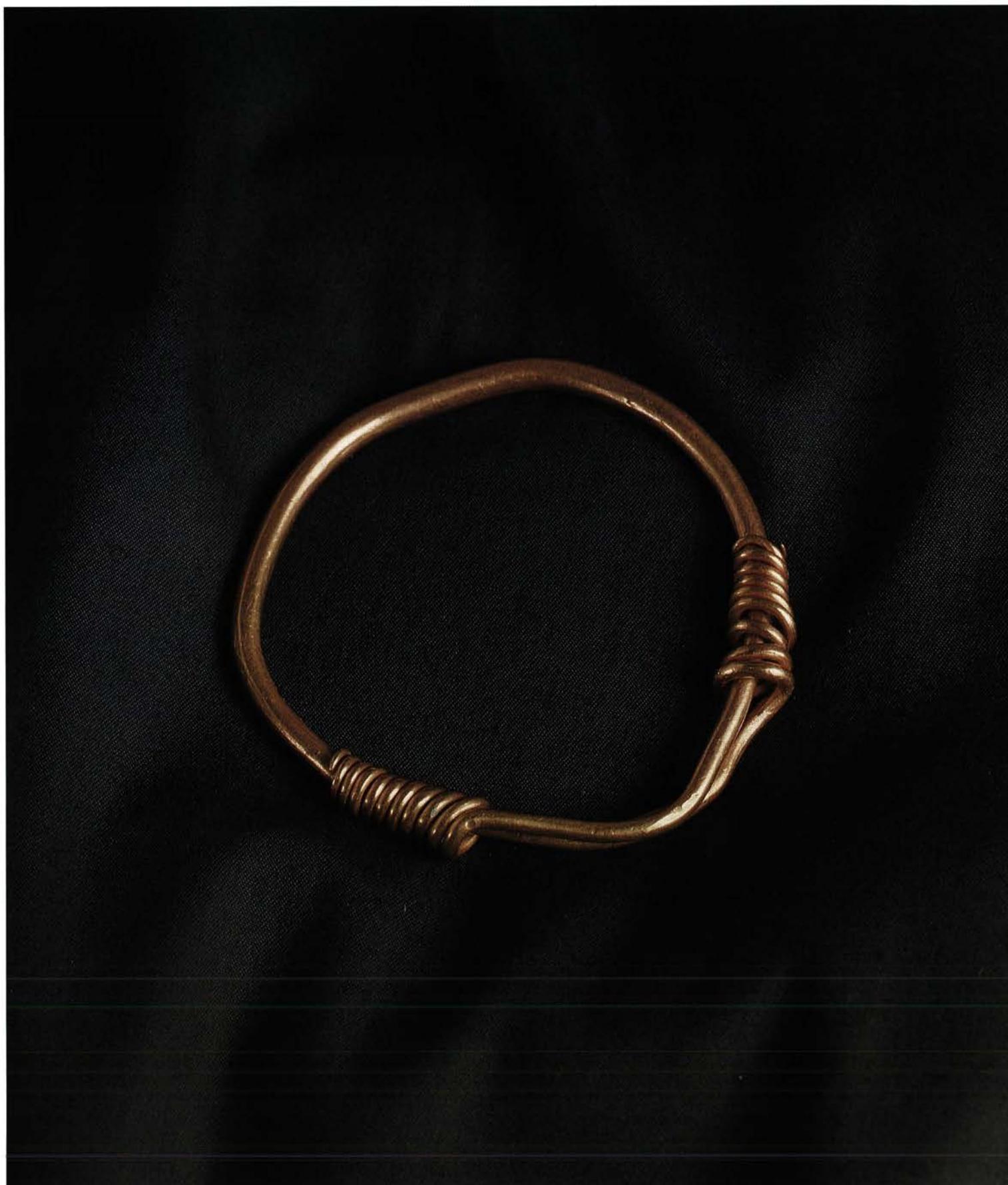
Wenn man Cäsar glaubt, hat es sich alles so im Frühling und Frühsommer des Jahres 58 v. Chr. abgewickelt. Was davon ist wahr? Was ist Vermutung, Übertreibung, Propaganda? Mangels anderer zeitgenössischer Quellen ist es unmöglich, dies abzuschätzen. Wie aber steht es mit den archäologischen Spuren, die die Ereignisse in diesem berühmten Jahr zurückgelassen haben?

Die Bilanz ist mager. Auf die Geschichte angewandt stößt die Archäologie auf unlösbare Probleme: als erstes verunmöglichen die

Farbtafel X Kat. 25 (*Armring aus Goldblech*)

Farbtafel XI Kat. 75 (*Armring aus Golddraht*)





wenigen antiken Texte mit ihren Lücken und Zweideutigkeiten die Lokalisation und Interpretation der Spuren. Weiter sind die Datierungsmethoden fast immer zu ungenau, als daß man mit Gewißheit bestimmte archäologische Befunde mit bestimmten historischen Ereignissen in Verbindung bringen könnte.

Die bekannte Methode der Radiokarbondatierung liefert nach ihrer Kalibrierung zu ungenaue Daten. Die Jahrringdatierung hingegen ist präziser, da sie erlaubt, das Fällen eines Baumes aufs Jahr genau festzulegen. Allerdings muß man gut erhaltenes Holz finden, am besten Eichenholz, von dem auch die Rinde noch erhalten sein muß. Für das Jahr 58 v. Chr. ist das noch nicht geschehen.

### *Die Oppida*

Auf dem Mont Vully haben wir eine dicke Brandschicht freigelegt, bei deren Entstehung die innere Konstruktion des Walls (ein Turm) eingestürzt ist. Diese Schicht umfaßt also ein archäologisches Ensemble und bildet einen «terminus ante quem». Das bedeutet erstens, daß alle Objekte, welche in dieser Schicht gefunden worden sind, gleichzeitig in Gebrauch gewesen sein müssen. Zweitens sind alle tiefer liegenden Schichten älter als diese Feuersbrunst. Wie lange Zeit standen aber diese Siedlungen, Herdstellen und Abfallhaufen in Gebrauch: ein Jahr, 10 Jahre, 50 Jahre oder mehr? Zudem bleibt die Lebensdauer derjenigen Gegenstände, die das Unglück überstanden haben, unbekannt. Zweifellos war sie für die Keramik gering. Schwieriger ist sie für die Fibeln und den Schmuck und natürlich das Geld auszumachen.

Nach einem Vergleich mit anderen Ensembles, vor allem denjenigen von Basel-Gasfabrik, kann man die Schicht vom Mont Vully allgemein der Stufe Latène D1 zuschreiben (zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts bis erste Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr.).

Die Feuersbrunst des Walls geht also spätestens auf das Ende dieses Zeitabschnitts zurück. Außerdem hat das Unglück, von dessen Gewalt die Grabungen Zeugnis ablegen, nur das Innere der Festung getroffen. Schließlich scheint das Fundmaterial aus der Zerstörungsschicht darauf hinzuweisen, daß es sich bei der Feuersbrunst nicht um eine unerwartete Katastrophe handelte, sondern daß im Gegenteil vorher alles Brauchbare sichergestellt worden ist. Hier schlagen wir nun einen Sprung von der Archäologie zur Geschichte vor, nämlich von der Aschenschicht zum «Gallischen Krieg»: das Feuer vom Mont Vully, einem der zwölf von Cäsar gemeldeten Oppida, wurde von den Helvetiern vor ihrer Abreise entfacht. Diese Hypothese ist plausibel, wenn auch nicht verifizierbar. Kein negativer Hinweis widerspricht ihr. Bis zum Erbringen des Gegenbeweises ist also das Jahr 58 v. Chr. im Boden des Mont Vully eingezeichnet. In diesem Punkt bekräftigt die Archäologie Cäsars Bericht.

### *Von Genava zur Schlacht bei Bibracte*

Hunderttausende von Helvetiern marschieren los und stehen sechs römischen Legionen in mörderischen Kämpfen gegenüber: welche Spuren haben diese Ereignisse im Boden hinterlassen?

Cäsar sagt, bei Genf legte die Legion «vom Ausfluß der Rhone aus dem Genfer See bis zum Jura, der Grenze zwischen dem Sequaner- und dem Helvetierlande, einen Erdwall von 19 Meilen (27,5 km) Länge und 16 Fuß (4,80 m) Höhe an und hob einen Graben davor aus» (BG I,8). Napoleon III., der sich eingehend mit dem Werk Julius Cäsars beschäftigte, schickte 1861 Oberst Stoffel dorthin. Stoffel entdeckte Spuren militärischer Anlagen auf etwa fünf Kilometern Länge. In den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts konnte Louis Blondel nicht weit von Avully neue Verteidigungslinien ausmachen. Gehen diese Spuren im Gelände bei Genf wirklich auf den «Gallischen Krieg» zurück? Nur die Wiederaufnahme neuer Nach-

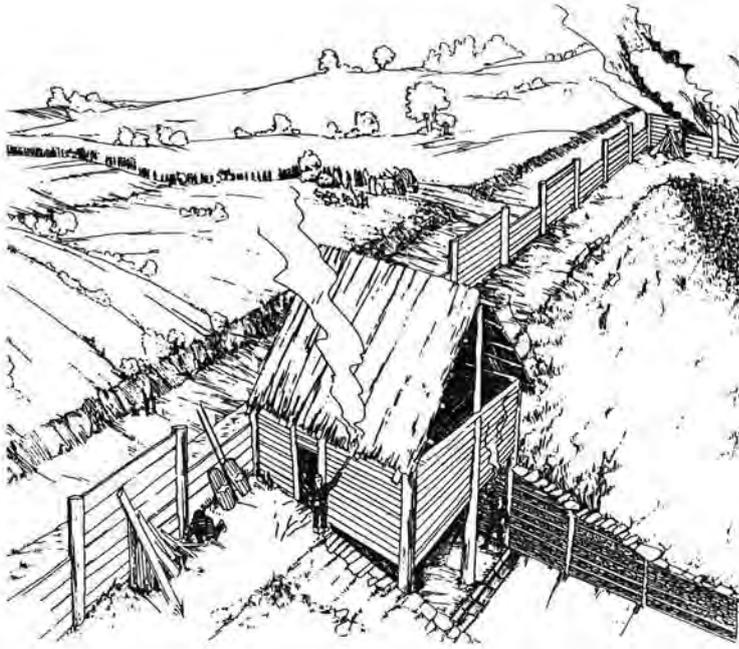
forschungen in großem Umfange könnte dies bestätigen. Die Lokalisierung der Schlacht bei Bibracte konnte, nachdem sie lange Zeit umstritten war, kürzlich dank der Archäologie festgelegt werden. Cäsars Angaben erlauben, das Schlachtfeld in einem Umkreis von 18 Meilen (27 km) um die Stadt Bibracte zu situieren. Stoffel prospektiert 1863 für Napoleon III. in diesem Gebiet, vergleicht Cäsars Text mit der Topographie und schlägt vor, das Schlachtfeld bei Montmort, auf dem Hügel Bois de Jaux, 22 km südlich von Bibracte, zu suchen. 1886 unternimmt er dort Versuchsgrabungen und trifft auf einen Graben, den er als eine Verschanzung identifiziert, die die Römer kurz vor der Schlacht errichteten: «...daß der ganze Berg, von der Mitte bis zum Gipfel, von Menschen dicht besetzt war. Sämtliches Gepäck ließ er (Cäsar) inzwischen an eine Stelle schaffen und diese von den zuletzt genannten Truppen durch Befestigungen sichern.» (BG I,24). In der Auffüllung dieses Grabens entdeckt Stoffel eine verkohlte Schicht, nach ihm der Überrest von verbrannten Gefallenen.

100 Jahre später versucht eine Gruppe von Schweizer Forschern, Stoffels Hypothesen mit den Methoden der modernen Archäologie zu überprüfen. Der Graben wird gefunden und auf dem größten Teil seiner Länge ausgegraben, fünf bis sechs Meter breit und zwei Meter tief. Außer einigen Nägeln von vielleicht römischen Schuhen wird nichts gefunden, das auf die Schlacht hindeuten könnte. Dies überrascht nicht. Man weiß von Cäsar, daß der Kampf nie bis zum römischen Troß vorgedrungen ist, da die Helvetier schon beim ersten Angriff auf einen benachbarten Hügel gedrängt wurden. Stratigraphische Profile zeigen, daß Stoffels Kohleschicht kein Depot aus dem «Gallischen Krieg» ist, sondern aus einer Phase der (späteren) Auffüllung stammt. Lange nachdem der Graben nicht mehr benutzt wurde, brannte die Vegetation, die darübergewachsen war. Wenn diese Schicht von Stoffel auch falsch interpretiert worden ist, liefert sie heute doch ein nicht zu vernachlässigendes Argument für seine These. Die Radiokarbondatierung der verkohlten Reste legt das Feuer ins 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr., was notgedrungen zum Schluß führt, daß der Graben spätestens in römischer Zeit ausgehoben worden ist!

Spätestens jetzt knüpft sich ein möglicher Beweis an den andern: welche andere Funktion als eine militärische hätte eine solche Erdbewegung haben können? Hohlweg oder Entwässerungsgraben sind auszuschließen, da Form und Lage dazu nicht passen. Das Ausheben eines solchen Grabens in römischer Zeit – wie auch später –, verlangt eine beachtliche Organisation und genügend Arbeitskräfte und kann nur in militärischem Kontext begriffen werden. Seine Lage und sein Profil eignen sich dazu bestens. Mit seiner offenen, geradlinigen Anlage kann er sich keiner dauerhaften Festung einfügen. Er ist im Gegenteil offensichtlich dazu bestimmt, eine durch kurzfristige Umstände vorgegebene Achse abzuriegeln. Man kann also folgendes schließen: der Graben von Montmort wurde anlässlich einer Schlacht spätestens in römischer Zeit ausgehoben. Die Übereinstimmung des Ortes, des Reliefs, der Durchgangsachsen und der Wege mit Cäsars Angaben erlaubt, diese Schlacht der von Bibracte gleichzusetzen.

Ein nur wenige Meter langer Graben, welcher armseliges Zeugnis für einen Kampf, der nach Cäsar bei den Auswanderern 268 000 Tote forderte! Ein Kampf von einem halben Tag Dauer hinterläßt, wie beachtlich seine historische Bedeutung ist und wie mörderisch und bewegt er auch war, nur geringe Spuren auf dem Terrain. Hätte zudem Cäsar sein Gepäck nicht durch eine Verschanzung geschützt, was sich übrigens als unnötig erwies, bliebe heute gar nichts mehr von der Schlacht übrig, die dem Epos von 58 v. Chr. ein Ende gesetzt hatte.

Die Schicht einer Feuersbrunst auf dem Vully, der Graben in Montmort, vielleicht Befestigungen in Genf: die archäologischen



Zeugnisse für die Auswanderung sind karg. Trotzdem bürgen die oben beschriebenen Spuren für Cäsars Bericht. Sie sind zwar zu ungenügend, um ihn Punkt für Punkt zu verifizieren, zeigen aber immerhin, daß der römische Feldherr den helvetischen Vorwand zur Rechtfertigung seines Einfalls in Gallien nicht gänzlich erfunden hat.

#### *Schlussfolgerungen*

Es muß zugegeben werden, daß mit wenigen Ausnahmen die Archäologie der historischen Lektüre nur wenig beweiskräftige Indizien liefert. Wir haben weiter oben den Mangel des chronologischen Rahmens hervorgehoben, der die Aussagekraft der Zeugnisse einschränkt und ihre Interpretation behindert. Natürlich kann die Jahrringdatierung da und dort Präzisierungen von Ereignissen bringen. Diese Daten bleiben jedoch anekdotisch.

Ebenso wenig Spuren wie im Boden hinterließ diese erste, heroische Episode der «Schweizergeschichte» in der Erinnerung der Schweizer. Die militärische Tapferkeit der Helvetier wird zwar häufig heraufbeschworen. «Keiner konnte je einen Feind den Rücken kehren sehen», sagt Cäsar. Kaum ein Schulbuch, das diesen Satz nicht zitiert. Doch unser Divico hat nie die mythische Bedeutung

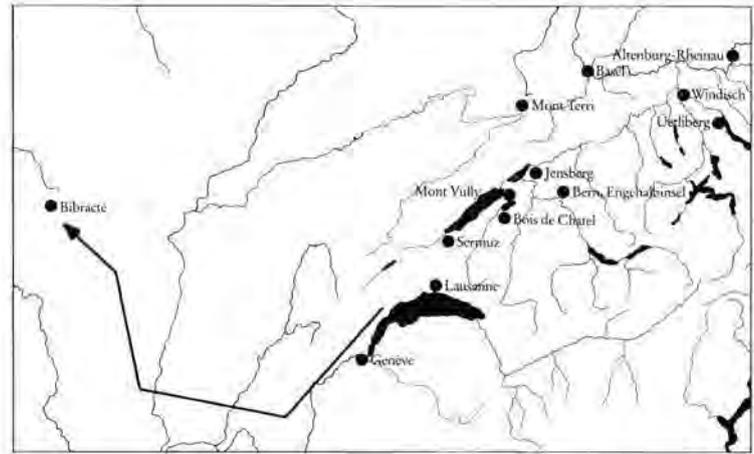


Abb. 6 Frühling 58 v. Chr.: Die Helvetier zündeten die Festung auf dem Mont Vully an und machen sich in Richtung Genf auf den Weg (links). Der Weg des helvetischen Auszugs und die keltischen Grossiedlungen (Oppida) im ersten Jahrhundert v. Chr. (oben).

eines Vercingetorix in Frankreich erreicht. Die Schweiz zog es vor, ihr nationales Ideal im festgefügtten, familiären und patriotischen Bild des Wilhelm Tell zu sehen. Divico hatte einen unverzeihlichen Fehler begangen, indem er, der ruhmreiche Einiger und Führer der Helvetier, sein Volk in die Fremde führen wollte, weg von den grünen Weiden, den klaren Seen, den Schneegipfeln und erhabenen Gletschern.

#### *Literatur*

- Cäsar, De Bello Gallico (Der Gallische Krieg).  
 Fischer F., Cäsar und die Helvetier. Neue Überlegungen zu einem alten Thema. Bonner Jahrbücher 185, 1985, 1ff.  
 Flutsch L. et Furger-Gunti A., Recherches archéologiques sur le site présumé de la bataille de Bibracte. Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 44, 1987, 241ff.  
 Furger-Gunti A., Die Helvetier. Kulturgeschichte eines Keltenvolkes. Zürich 1984.  
 Kaenel G. und Curdy Ph., Das Wistenlacher Oppidum (Mont Vully). Archäologische Führer der Schweiz 23. Sugiez/Vully 1988.  
 Stoffel E.C., Histoire de Jules César, Guerre Civile. Paris 1887.



# GOLD, SEINE LAGERSTÄTTEN UND SEINE GEWINNUNG

Franz Hofmann

Gold ist ein Edelmetall, das an der Luft, auch beim Erhitzen, beständig und gegen chemische Angriffe mit wenigen Ausnahmen immun ist. Es hat in reiner Form ein spezifisches Gewicht von 19,3, in der Natur wegen eines meist vorhandenen Silbergehaltes aber meist ein solches um 16. Gold ist sehr weich und äußerst dehnbar. Es schmilzt bei 1063°C.

## *Gediegenes Gold aus den Alpen*

Gold, das in Felsgesteinen auftritt, nennt man Berggold. Ist es zudem von Auge sichtbar, spricht man auch von Freigold. Sehr oft ist es jedoch feinstverteilt und von Auge nicht erkennbar direkt im Gestein (Südafrika) oder in darin vorkommenden, meist schwefel- und oft arsenhaltigen Schwermetallerzen (Pyrit, Arsenkies, Fahlerz, Kupfererz) enthalten. Sowohl Freigold wie in Erzen feinverteilt Gold finden sich meist zusammen mit Quarz in sogenannten «Gängen», die Gesteinsformationen durchadern. Sie entstanden, indem heiße, schwermetallhaltige Lösungen aus der Tiefe in bereits bestehendes Felsgestein eindringen.

Die nachstehenden Darstellungen zur Gewinnung von Berggold beziehen sich vor allem auf Informationen, die über den sehr regen Bergbau im Mittelalter und in der frühen Neuzeit vorliegen. Das damals aus zahlreichen größeren und kleineren Bergwerken geförderte goldhaltige Gestein wurde durch Handauslesen (Klauben), Zerklopfen und Zerstampfen (oft in Pochwerken) meist auf Sandkorngröße zerkleinert. In diesem Zustand konnte es wie im Falle von Flußgold (siehe dort) «gewaschen» werden. Freigold konnte dadurch direkt vom Begleitmaterial getrennt werden. Goldhaltige Schwermetallerze wurden so zu einem Konzentrat angereichert, das auf folgende mögliche Arten weiterverarbeitet werden konnte:

- Das Erzkonzentrat wurde mit Quecksilber intensiv verrührt. Dabei löste sich das Gold im Quecksilber und bildete ein Amalgam, aus dem das Quecksilber durch Erhitzen (Siedepunkt 357°C) abgedampft wurde. Zurück blieb das Gold als poröse Masse (Goldschwamm), die eingeschmolzen werden konnte.
- Goldhaltige Schwefel- und Arsenerze wurden meist «geröstet», d.h. an der Luft ausgeglüht. Dabei entweichen Schwefel als Schwefeldioxidgas und Arsen in Form von Arsenikdämpfen. Zurück blieb Eisen- oder allenfalls Kupferoxid. Diese goldhaltigen Oxide wurden oft zusammen mit Blei einem Verhüttungsprozeß unterworfen, wobei sich das Gold im Blei löste, während die Oxide zusammen mit restlichen Begleitmineralien verschlackten. Aus dem goldhaltigen Blei wurde das Gold (zusammen mit allfällig

vorhandenem Silber) durch «Abtreiben» gewonnen, d.h. durch Erhitzen unter Luftzutritt auf etwa 1100°C. Das Blei oxidierte zu Bleiglätte (als Schmelze) und trennte sich dabei vom Gold. Teilweise wurde der Röstrückstand lediglich mit Zuschlägen (z.B. Kalk) verschmolzen, wobei sich das Gold abschied. Jedenfalls waren schon vor dem Mittelalter ausgefeilte Verhüttungsprozesse bekannt.

Im Gebiet der Schweiz sind verschiedene bemerkenswerte, aber nur kleine bis sehr kleine Berggoldvorkommen bekannt:

*Salanfe VS:* Goldhaltiges Arsenkies mit Gehalten bis 37 g Gold pro Tonne ergab im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts etwa 43 kg Gold. Älterer Bergbau ist nicht bekannt.

*Gondo VS:* Im Zwischenbergental, etwa 5 km südwestlich von Gondo, wurden Quarzgänge mit gold- und etwas silberhaltigem Pyrit vom 17. bis anfangs des 19. Jahrhunderts verschiedentlich abgebaut, zuletzt mit Verlust.

*Malcantone TI:* Bei Astano-Costa wurde bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts ein Quarzgang mit gold- und silberhaltigen Erzen mit etwa 34 g Gold und bis 525 g Silber pro Tonne bergmännisch bearbeitet. Weitere Bergbauversuche fanden bei Fescoggia, Migliaglia und Novaggio statt.

*Calanda ob Felsberg GR:* Quarz-Kalkspat-Gänge in den Juraschichten ob Felsberg enthalten Freigold in Aggregaten bis 225 g Gewicht. Abbaubersuche (Bergwerk «Goldene Sonne») nach der Entdeckung (1803) waren nie erfolgreich, doch wurden schöne Sammlungs-Stücke gefunden.

Sonstige Vorkommen: Bekannt sind Freigoldvorkommen im Gebiet Disentis-Sedrun-Lukmanierschlucht (in letzter Zeit näher untersucht) und verschiedene kleinere Einzelvorkommen ohne Bergbau.

Wesentlich bedeutender sind Goldvorkommen in anderen Teilen der Alpen: Der Schweiz sehr nahegelegen ist die Monte-Rosa-Goldprovinz, das größte Golderzgebiet der Westalpen, in den Walseralpen südlich und östlich des Monte Rosa, mit dem bedeutendsten Bergwerk bei Pestarena (Valle d'Anzasca), das erst vor wenigen Jahren stillgelegt wurde. Weitere Minen wurden im gleichen Tal, in der Valle d'Antrona, bei Brusson (Valtournanche) und in der Valle d'Antigorio betrieben. Die Pyrit- und Arsenkieserze enthalten etwa 25 g Gold pro Tonne.

Das berühmteste und größte Gold-Lagerstättengebiet der Alpen liegt in den Hohen Tauern, vor allem zwischen Sonnblick und Ankogel. Die Hauptblütezeit des Bergbaus fällt ins Mittelalter und ins 16. Jahrhundert. Damals gehörten die Hohen Tauern zu den größten Goldproduzenten der Welt und lieferten insgesamt rund 50 Tonnen Gold. Nach verschiedenen Reaktivierungsversuchen wurde der Abbau im Zweiten Weltkrieg eingestellt.

Farbtafel XII Kat. 229 (Goldfütter)

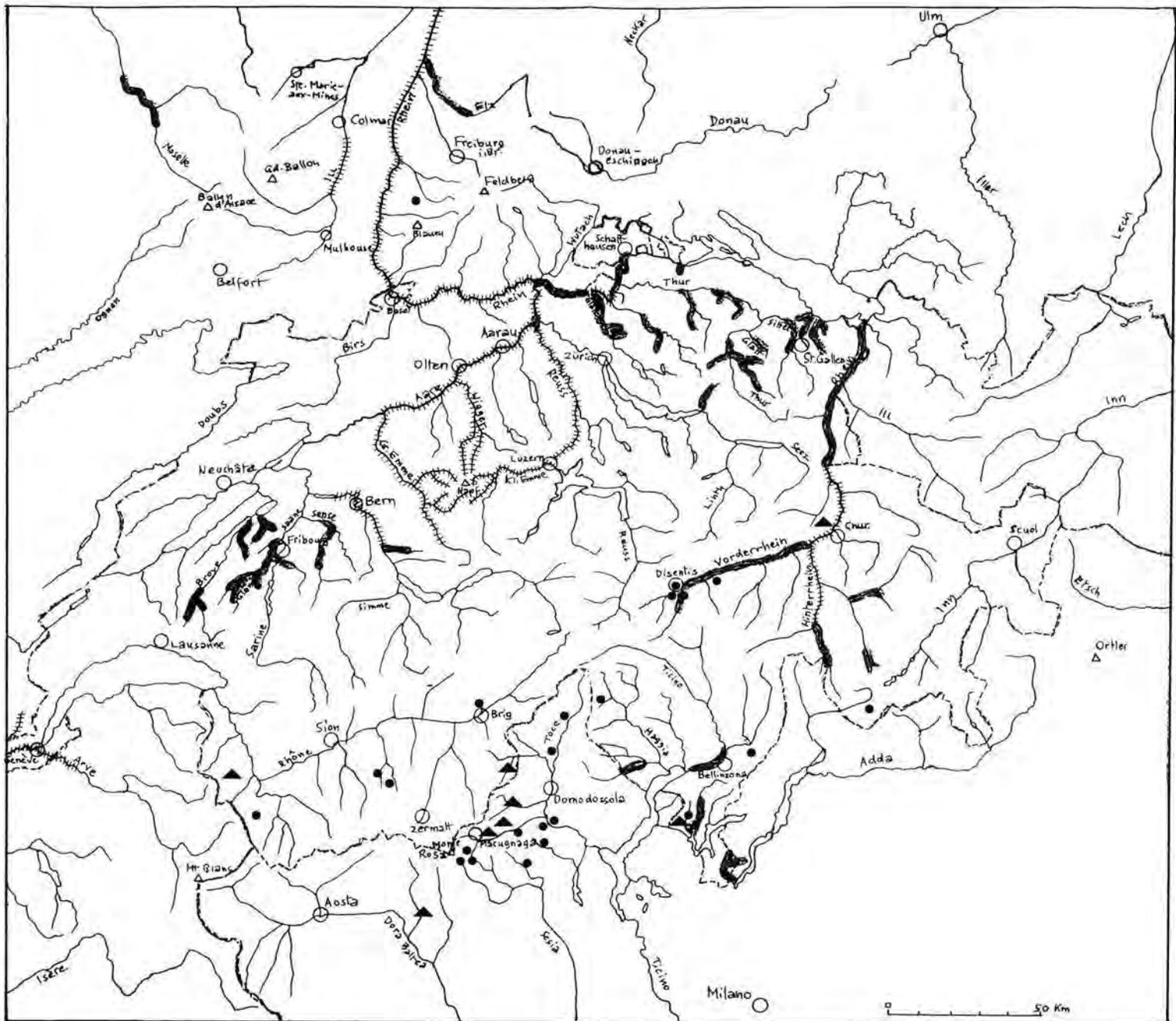


Abb. 7 Kartenskizze des Autors: Goldführende Flüsse und Goldbergbau in der Schweiz und den Nachbargebieten (vorwiegend Mittelalter und Neuzeit): ▲ Bergbau auf Gold; ● Berggoldvorkommen ohne Bergbautätigkeit; - - - - - Fluß mit historisch bekannter Goldwäscherei; - - - - - Erst in jüngster Zeit als goldführend bekannter Fluß.



Abb 8 Waschgold aus dem Napf (Grosse Fontanne mit Flittern bis zu 1,5 mm Länge (links), Waschgoldkonzentrat («Schlich») mit Goldflittern bis zu 0,8 mm Durchmesser, aus dem Rhein oberhalb des Rheinfalls bei Neuhausen (rechts).

Über das Tauerngold berichtete schon der griechische Schriftsteller Strabo (60 v.Chr. bis 20 n.Chr.). Er erwähnt, daß in den Tauern grobkörniges Freigold bis zur Größe einer «Saubohne» zu finden sei. Dies bezieht sich offenbar auf oberflächliche, durch Verwitterung der Schwefel- und Arsenerte zu Eisenoxid entstandene Goldanreicherungen (bis 5 m tief im sogenannten «Eiserner Hut»), die leicht zu gewinnen waren und sich zur Goldgewinnung anboten.

*Vogesen:* Goldvorkommen in den Bergbaugebieten von Château-Lambert und Plancher-les-Mines, die schon von den Galliern ausgebeutet worden sein sollen, konnten nie bestätigt werden.

Im *Schwarzwald* konnten erst in allerneuester Zeit im Gebiet von Sulzburg erste Goldvorkommen noch unbekannter Bedeutung gefunden werden.

#### *Goldflitter aus den Flüssen*

Aus der Verwitterung und dem Abtrag von Berggoldvorkommen stammender Schutt wurde über Runsen und Bäche in die Flüsse transportiert. Vorhandenes Gold wurde dabei freigelegt und auf seinem Transport durch das Flußgeröll zu dünnen Plättchen gehämmert, den sogenannten Flittern. Diese sind im uns interessierenden Gebiet meist kleiner als 2 mm. Während der Eiszeiten wurde Gold im Gebirge auch durch die Gletscher abgeschürft und in Moränenmaterial ins Alpenvorland transportiert. Dort wurde es beim Rückschmelzen des Eises aus den Gletscherablagerungen ausgewaschen und gelangte wiederum in Bäche und Flüsse.

In den Flüssen bleibt das schwere Gold an Stellen geringerer Strömung liegen und kann angereichert werden, besonders an der Oberseite und entlang von Kiesbänken sowie vor allem an der Innenseite von Flußschlingen. Solche Anreicherungen nennt man Goldseifen. Der das Gold begleitende Sand hat ein spezifisches Gewicht von nur etwa 2,6 bis 2,7, ist somit wesentlich leichter als Gold und wird zum großen Teil weiter fortgeschwemmt, während das Gold zusammen mit den Geröllen und dazwischen liegendem restlichen Sand in Kiesbänken liegen bleibt. Hochwässer räumen aber auch die Kiesbänke wieder weg, wodurch mit der Zeit das Gold über große Distanzen wandern kann.

Flußgoldvorkommen erhalten aus dem Liefergebiet laufend Nachschub und erneuern sich selbst, vorausgesetzt, daß die natürli-

chen Verhältnisse nicht gestört sind. Dies ist heute jedoch oft der Fall. Stauseen im Gebirge sowie Flußkorrekturen und Staustufen in den Flüssen haben die Nachlieferung von Abtragungsmaterial aus dem Einzugsgebiet und längs des Flußlaufes sehr stark reduziert. Stauwehre in den großen Flüssen haben oft zur Folge, daß heute viele Kiesbänke mit einst guten Waschstellen überschwemmt sind. Für die Goldwäscherei herrschten deshalb im Altertum und vor allem zur Zeit der Helvetier wesentlich bessere Bedingungen als heute.

#### *Die Gewinnung des Flußgoldes*

Flußgold ist wesentlich leichter zu gewinnen als Gold aus Erzgängen. Ausgenützt wird dabei das hohe spezifische Gewicht des Goldes in Verbindung mit Wasser als Aufbereitungsmedium, die beide ja auch zur Entstehung von Flußgoldanreicherungen führten. Daraus entstand offenbar schon sehr früh das Prinzip des «Goldwaschens», indem der leichte Sand mit Wasser vom schweren Gold weggespült wird (Kat. 231). Goldwaschen umfaßt die folgenden wichtigsten Schritte:

- Aufsuchen günstiger Waschstellen mit Goldanreicherungen, eine Frage der Erfahrung.
- Entnahme von aufzubereitendem Material, in der Regel Kies. Ausscheiden des Geröllanteils durch Handauslesen und Sieben.
- Eigentliches Waschen.

Zum Goldwaschen dient meist ein sehr altes Gerät, das Waschbrett, eine 1 bis 1,5 m lange Einrichtung mit seitlicher Begrenzung und Querrillen oder -rippen als Schikanen. Es wird direkt ins fließende Wasser eingesetzt und davon durchströmt oder als Waschstuhl oder -bank schräg aufgebockt. Über dem oberen Ende befindet sich eine korbartige Siebeinrichtung, die portionenweise mit dem zu waschenden Kies beschickt wird. Der darin enthaltene Sand wird mit Wasser durch den Siebkorb auf das Waschbrett gespült. Das durchströmende Wasser schwemmt den leichten Sand fort, während die genannten Schikanen das vorhandene Gold zusammen mit anderen, stets im Sand enthaltenen schweren Mineralkörnern (Granat, Magnetit usw.) als sogenannten «Schlich» zurückhalten. Oft werden auch Tücher oder Felle ins Brett eingelegt, in denen das schwere Gold hängen bleibt. Von Zeit zu Zeit wird das auf dem Waschbrett verbliebene Konzentrat in einen Auffangbehälter gespült und eventuell noch mit der Goldwaschpfanne weiterbehandelt. Mit ihr kann aber vorgeseibter Sand auch direkt gewaschen werden. Die klassische Pfanne von 30 bis 40 cm Durchmesser hat meist einen flachen Boden und schräge Wände oder die Form eines Kegelstumpfs oder einer flachen Mulde. Am Oberrhein dienten auch schiffchenförmige Schwenktröge als Wascheinrichtung.

Die Pfanne wird mit zwei, drei Handvoll Sand beschickt und knapp unter Wasser in rhythmisch kreisende Bewegungen versetzt. Dabei wird der leichte Sand über den Rand der Pfanne gespült. Dies wird so oft wiederholt, bis nur noch schwere Mineralkörner und allfälliges Gold zurückbleiben.

Das aus vielen Waschgängen aus Waschbank oder Pfanne verbleibende Konzentrat wurde früher oft mit Quecksilber behandelt, das vorhandene Gold amalgamiert und wie im Falle von Berggold durch Abdampfen des Quecksilbers gewonnen.

*In der Schweiz wurde Flußgold in historischer Zeit in verschiedenen Gebieten gewonnen:*

Das Napfgebiet mit seinen Gewässern ist das bedeutendste und altbekannte schweizerische Goldwaschgebiet (Kat. 229). Das Gold stammt aus den über 1000 m mächtigen, aufeinanderliegenden Nagelfluhschichten des Napfberglandes, d.h. aus alten Geröllablagerungen einer Ur-Aare aus der Zeit der Alpenfaltung, der sogenannten Molasse, entstanden im Zeitraum zwischen etwa 20 und 12 Millionen Jahren vor heute. Die Napfbäche legen das Gold aus den Nagelfluhschichten frei und reichern es weiter an. In den aus dem Napfgebiet entstammenden Flüssen, vor allem in den beiden Emmen, gelangt das Napfgold in Reuss und Aare und weiter zum Hoch- und Oberrhein. Dies war schon im Eiszeitalter der Fall.

Nebst dem Napfgebiet ist seit langem bekannt, daß auch im Kanton Genf, nämlich in der Arve, im Flüßchen Allondon und in der Rhone Gold zu finden ist.

Aus dem Alpenrheingebiet sind historische Goldwaschstellen nur vom Hinterrhein, von Felsberg, Chur und Maienfeld bekannt, sowie vom Hochrhein aus der Gegend von Eglisau (heute vom dortigen Kraftwerk eingestaut).

Erst in neuester Zeit haben Hobbygoldwäscher und Geologen auch in vielen anderen schweizerischen Fließgewässern Gold gefunden. Systematische Untersuchungen haben ergeben, daß sich im Alpenrhein vom Bodensee bis in den Vorderrhein nach Sedrun (Gebiet mit bekannten Berggoldvorkommen), im Hinterrheinsystem bis ins Avestal und nach Filisur und auch im Oberlauf der Julia Gold nachweisen läßt, nicht aber z.B. im Linth- und Seez-Gebiet. Überraschend deutlich wurde Gold auch im Hochrhein zwischen Neuhausen und der Aaremündung gefunden, wie auch in zahlreichen anderen Bächen und Flüssen, besonders an einigen Stellen im Necker, in der Glatt bei Flawil, in der Steinach, Goldach, Lützelburg und an verschiedenen Orten im Mittelthurgau, ebenso vom Zürcher Oberland über Kloten-Bülach bis in den Unterlauf der Zürcher Glatt. Mit wenigen Ausnahmen stammt dieses Gold aus Ablagerungen des Rheingletschers und ursprünglich aus dem Vorderrheintal.

Im Kanton Freiburg wurde im Broye-, im Saane- und im Sense-system an vielen Stellen Gold nachgewiesen.

Im Tessin fanden Hobbygoldwäscher in der Magliasina (Berggoldvorkommen im Malcantone!), im Vedeggio, in der Breggia, zeltener auch im Ticino und in der Melezza Gold.

In der unmittelbaren Nachbarschaft der Schweiz war bis ins 19. Jahrhundert der Oberrhein zwischen Basel und Mainz ein Goldwaschgebiet von großer Bedeutung, in welchem seit Jahrhunderten mit Erfolg Gold gewaschen wurde und noch heute zu finden ist. Die goldreichste Strecke lag zwischen Strassburg und Speyer. Die Flüsse der benachbarten Vogesen und des Schwarzwaldes enthalten jedoch nur wenig oder kein Gold.

Ein bedeutendes goldführendes Flußsystem in den Ostalpen und deren Vorland war das Salzach-Inn-Donau-Gebiet, aus dem im 16. und 17. Jahrhundert 220 kg Gold gewonnen wurde. Goldwaschen spielte dort aber wohl schon früher eine Rolle. Das Einzugsgebiet liegt in den goldreichen Hohen Tauern.

Die nachstehende Tabelle gibt einige Informationen über Gehalte und Beschaffenheit von Waschgold in der Schweiz und am Oberrhein. Im Napfgebiet liegen die Flittergrößen meist zwischen 0,2 und 1,2 mm, doch findet man nicht selten solche bis 4 mm, nur ausnahmsweise auch kleine Körner. In der Großen Fontanne wurde ein 0,18 g schweres Plättchen gefunden. – Mit zunehmender Entfernung vom Liefergebiet werden die Flitter kleiner und vor allem auch dünner und deshalb leichter.

	Goldgehalte guter Waschstellen mg/m <sup>3</sup>	Nötige Anzahl Flitter für 1 Gramm Gold	Silber Gehalt %
Engeres Napfgebiet	800	1500–3000	1,7
Emmen-Aare-Reuss	40–160	10 000–15 000	5–8
Region Genf	400	8 000	
Region Freiburg	ca. 100		
Vorderrhein		40–50	
Hochrhein			
Schaffhausen-Zurzach	20–40	ca. 25 000	8,5–22
Oberrhein	50–450	ca. 200 000	2–8

Nach G. Albiez, F. Hofmann, F. Kirchheimer, O.M. Imhof, R. Maag, F. Mäder, J.J. Pittard, K. Schmid und A. Voüte (Silbergehalte Hoahrhein-Oberrhein)

Zwischen 1523 und 1800 wurden im Luzerner Hinterland 31,4 kg Gold gewonnen. Davon entfielen auf die Hauptblütezeit der Goldwäscherei (zwischen 1700 und 1740) 9 kg oder im Mittel pro Jahr rund 225 g. Rechnet man pro Mann mit einer durchschnittlich pro Tag verarbeiteten Menge von einem halben Kubikmeter Kies, was aufgrund eigener Erfahrung realistisch ist, so ergibt sich bei Gehalten um 800 mg/m<sup>3</sup> ein Aufwand von 2,5 Manntagen für die Gewinnung von einem Gramm Gold, bzw. von etwas mehr als 560 Manntagen für eine Jahresproduktion von 225 g. Gold wurde wohl im Nebenerwerb gewaschen. Die Zahl der Goldwäscher ist nicht bekannt.

Im badischen Oberrhein wurden in 126 Jahren (1748–1874) 366 kg Gold gewonnen, pro Jahr somit durchschnittlich 3 kg. Equipen von drei Mann produzierten jährlich etwa 20 g Gold. Im besten Jahrzehnt wurden von 400 Wäschern 8,3 kg Gold erzeugt, bzw. pro Mann etwas über 20 g.

*Silber*

Silber ist ein Edelmetall mit einem spezifischen Gewicht von 10,6 und einem Schmelzpunkt von 960°C. Es bleibt beim Erhitzen an der Luft unverändert, wird aber von Schwefel angegriffen. Man findet es nicht selten gediegen, doch kommt es nicht in Flüssen vor wie Waschgold. Als Rohstoffe für die Silbergewinnung dienen vor allem silberhaltige Blei-, Kupfer- und auch Golderze.

Aus schwefelhaltigen Erzen kann Silber durch Rösten gewonnen werden. Während Blei oder Kupfer oxidieren, bleibt Silber als Metall zurück. Kommen Gold und Silber zusammen vor, so können die beiden Edelmetalle durch Scheideverfahren voneinander getrennt werden.

Das interessanteste Vorkommen von silberhaltigem Bleiglanz in den Schweizeralpen ist die Lagerstätte im Scarltal im Unterengadin (Val del Poch). Es wurde seit dem Mittelalter bearbeitet und lieferte 1824 bis 1828 total 60 t Blei und 200 kg Silber. Silber enthalten auch die Golderze von Gondo und vor allem jene von Astano: der Silbergehalt übersteigt mit bis zu 525 g pro Tonne Erz den Goldgehalt bei weitem, weshalb das Vorkommen bergbauhistorisch besondere Beachtung verdient. Etwas silberhaltig sind Erzvorkommen im Wallis (Val de Nendaz, Val d'Hérens, Val de Zinal, Val d'Anniviers, Goppenstein), am Bristenstock UR und bei Andeer.

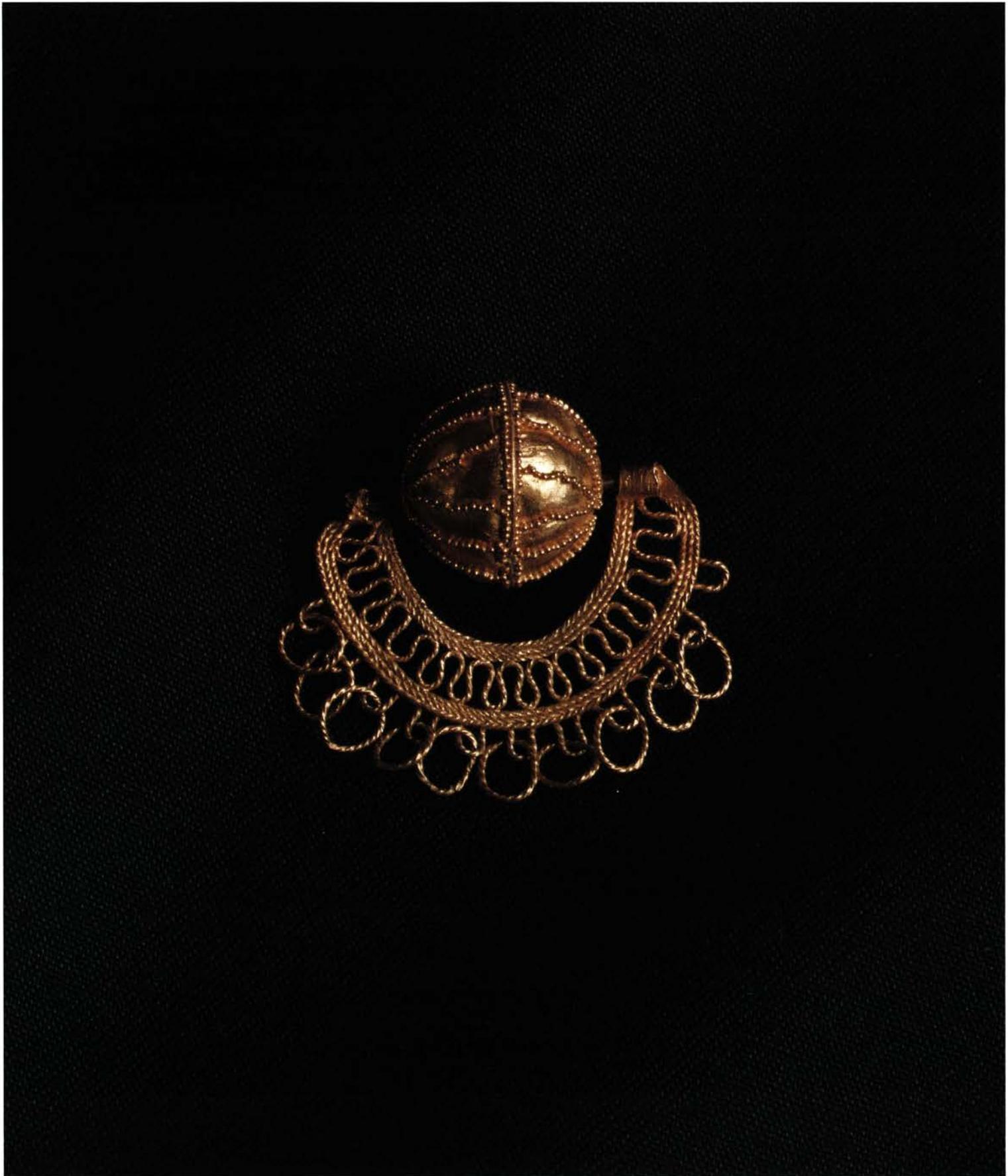
In den Vogesen findet sich die bedeutende Lagerstätte Sainte-Marie-aux-Mines. Bergbau ist dort seit dem 10. Jahrhundert bekannt, ist aber wohl älter. Im 16. Jahrhundert förderten 3000 Bergleute jährlich 3,5 t Silber. Weitere wichtige Minen: La Croix-aux-Mines, Masevaux, Giromagny, Plancher-les-Mines. Im Schwarzwald wurde im Mittelalter und bis ins 19. Jahrhundert an vielen Stellen Silberbergbau betrieben, vor allem bei Wittichen, am Schauinsland, im Untermünstertal, bei Badenweiler, Todtnau, St. Blasien. In den Westalpen liegen bekannte Vorkommen im Val d'Isère und im Val d'Aosta. Die bedeutendste Lagerstätte der Westalpen ist jene von Vallauria im Argentera-Massiv (südwestlich von Cuneo). Im Apennin kommt silberhaltiger Bleiglanz in der Toscana vor. Alle bedeutenderen Lagerstätten sind weiter entfernt (Sardinien, Spanien/Sierre Morena, Balkan).

#### *Literatur*

Friedrich O.M., Lagerstättenkarte der Ostalpen 1:500 000. Radex-Rundschau 7/8, 1953, 371ff.

- Hofmann F., Waschgold in der Molasse, in pleistozänen Ablagerungen und in rezenten Bächen und Flüssen der Ostschweiz. *Eclogae geologicae Helvetiae* 78/3, 1985, 433ff.
- Huttenlocher, H.F., Die Erzlagerstättenzonen der Westalpen. *Schweizerische mineralogisch-petrographische Mitteilungen* 14, 1934, 19ff. (mit Lagerstättenkarte 1:750 000).
- Jaffé, F.C., Gold in Switzerland. *Economic Geology* 84, 1989, 1444ff.
- Kirchheimer F., Über das Rheingold. *Jahreshefte geologisches Landesamt Baden-Württemberg* 7, 1965, 55ff.
- Kündig E. u. De Quervain F., Fundstellen mineralischer Rohstoffe in der Schweiz. *Schweizerische geotechnische Kommission*, 1953.
- Rütimeyer L., Zur Geschichte der Goldwäscherei in der Schweiz. *Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft Basel* 38, 1927, 34ff.
- Schmid K., Mineralogische Untersuchungen an goldführenden Sedimenten des NE-Napfgebietes (Kt. Luzern). *Schweizerische mineralogisch-petrographische Mitteilungen* 53/1, 1973, 125ff.

Ag = 2.5 Kambing



# GOLD – VOLLKOMMENES METALL UND IDEALER WERKSTOFF

Christoph Jäggy

Nach antiker Tradition standen die sieben damals bekannten Metalle in einer engen Beziehung zu den sieben die Erde umkreisenden Himmelskörpern, «den Wohnstätten der Götter». Dem langsam am Himmel einherziehenden Saturn entspricht auf der Erde das schwere Blei, dem hellen Jupiter das lichte Zinn, dem kriegerischen Mars das harte Eisen, der weiblichen Venus das schöne Kupfer und dem unstillen Merkur das quicklebendige Quecksilber. Und wie uns das Mondlicht an spiegelndes Silber erinnert, so gilt uns das Gold als der irdische Repräsentant unseres zentralen Gestirns. Und wie einst dem Sonnengott die höchste Verehrung zuteil wurde, so galt das Gold als der vollendetste Stoff.

So zentral seine Stellung, so außergewöhnlich sind seine Eigenschaften. Wohl am auffälligsten sind die extreme Verform- und Dehnbarkeit. Aus einem Kubikzentimeter Gold mit einem Gewicht von ca. 19 Gramm können bis zu 9 Quadratmeter Blattgold ausgehämmert oder ein Draht von beinahe 50 Kilometern Länge gezogen werden. Würde man aus reinem Gold eine Kugel von einem Kilogramm Gewicht gießen, so hätte diese nur 42 Millimeter Durchmesser und wäre fast doppelt so schwer wie eine gleichgroße Kugel aus Blei. Der gelbe Glanz des Goldes läßt sich wegen der guten Polierbarkeit noch steigern und bleibt – auch nach Jahrtausende während der Lagerung im Boden – unbeschadet erhalten. Dies dank der Resistenz gegen den Angriff der verschiedensten Chemikalien, besonders gegen den alles zerschlagenden Sauerstoff. Plinius schreibt in seiner «Naturgeschichte» im ersten Jahrhundert nach Christus über die Eigenschaften des Goldes: «Außerdem bildet Gold an sich weder irgendeinen Rost, noch Grünspan, noch irgendetwas anderes, was seine Güte beeinträchtigen oder das Gewicht vermindern könnte. Auch gegen die Lösungen des Salzes und des Essigs, die Zwinger der Stoffe, übertrifft es durch seine Beständigkeit alle Metalle.»

Gold ist aber keineswegs ein einheitlicher Stoff. Plinius erwähnt: «Alles Gold enthält Silber in verschiedenen Anteilen, an manchen Orten ein Zehntel, an anderen ein Achtel. (...) Dort, wo der Anteil des Silbers ein Fünftel beträgt, spricht man von Elektrum. (...) Man stellt auch Elektrum durch Zusatz von Silber her.» Gold in gediegener Form, so wie es in der Natur vorgefunden wird, enthält neben dem erwähnten Silber noch geringe Mengen Kupfer. Die unbeschränkte Mischbarkeit dieser drei Metalle in der Schmelze wird beim Legieren dazu benutzt, die Härte und den Schmelzpunkt der Legierung dem gewünschten Zweck anzupassen. Mit steigendem Silbergehalt wird das Metall härter und eignet sich besser für mechanisch stärker beanspruchte Teile; gleichzeitig sinkt sein Schmelzpunkt, was beim Gießen und Löten genutzt werden kann.

Farbtafel XIII  
Kat. 35 (*Anhängeschmuck aus Gold*)

Das Schmelzen von hochkarätigem Gold, so wie es aus den Flüssen durch Waschen gewonnen wurde, erforderte hohe Schmelztemperaturen von über eintausend Grad Celsius, die sich nur in der Glut des offenen Holzkohlenfeuers mit Hilfe intensiver Luftzufuhr erzeugen ließen. In einfachen Feuerstellen aus Lehm wurde die Holzkohle entfacht. Diese gilt als die wichtigste Energiequelle aller metallurgischer Prozesse im Altertum und wurde durch Verschweilen von hartem Buchen- oder Eichenholz gewonnen. Als Blasebalg diente vermutlich das in damaliger Zeit bekannte Schlauchgebläse, ein Schafs- oder Ziegenbalg, dessen offenes Ende mit einer tönernen Düse versehen war, durch welche sich die Luft in die Glut pumpen ließ.

Als Meister und Beherrscher des Feuers waren die keltischen Goldschmiede in der Lage, die für den metallurgischen Prozeß notwendige Hitze zu entfachen. Die Zubereitung einer ganzen Reihe von Hilfsstoffen und das Präparieren von Werkzeugen setzte zudem eine umfassende Kenntnis der Naturstoffe und ihrer künstlichen Wandelbarkeit voraus. Auch wenn uns die historischen Quellen nur spärlich Auskunft über spezielle Verfahren geben, so dürfen wir doch auf der Grundlage von Beobachtungen an den erhaltenen keltischen Objekten davon ausgehen, daß wir es mit wahren Meistern der Goldschmiedekunst zu tun haben. Bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß im Laufe der letzten zweitausend Jahre keine grundlegende Weiterentwicklung des Goldschmiedehandwerks mehr stattgefunden hat, abgesehen von gewissen technischen Neuerungen wie zum Beispiel dem Einsatz von Brenngasen. Alle wesentlichen, auch heute noch benutzten Arbeitstechniken waren in keltischer Zeit bekannt und bis zu einer großen Perfektion entwickelt (vgl. Kat. 232).

## *Schmelzen und Gießen*

Das Waschgold kann in feuerfesten Schmelzriegeln, gebrannt aus Ton mit Zusatz von Quarzsand ohne weitere Zusätze direkt geschmolzen werden. Allfällige mineralische Verunreinigungen, zum Beispiel nicht restlos ausgewaschene Sandkörner, werden dabei aus der Schmelze ausgeschieden und stören den Prozeß nicht weiter. Beim Schmelzen von unreinem Gold oder beim Legieren des Goldes mit Silber oder Kupfer ist der Zusatz eines Schmelzmittels erforderlich. Dieses hat die Aufgabe, die bei den hohen Temperaturen entstehenden Verbrennungsprodukte der unedlen Metalle, die Metalloxyde, als Salze zu lösen und aus der Schmelze in die Schlacke auszuschleiden. Unterbleibt dieser Reinigungsschritt, so erhält man eine spröde Legierung, welche bei der Weiterverarbeitung rissig und unbrauchbar wird. Schmelzmittel sind laugenbildende Salze wie zum Beispiel die Pottasche, die in historischen Zeiten aus Pflanzasche und Meersalz gewonnen wurde.



Abb. 9 Innenseite des silbernen Armrings aus Siders mit der beim Guß entstandenen rohen Oberfläche.

Zur Herstellung von Barren oder einfach geformten Teilen wird das Gold aus der flüssigen Schmelze in eine einfache Form gegossen (Kat. 232). Das Gießen erfordert eine sichere Hand und muß zügig ausgeführt werden. Vor dem Erstarren der Schmelze muß die Gußform vollständig ausgefüllt sein, und die als Schlacke abgeschiedenen Verunreinigungen dürfen nicht mit in den Guß gelangen. Als glasige Verkrustungen haften sie noch heute an manchen Schmelztiegeln, welche bei archäologischen Grabungen ans Tageslicht kommen. Sandstein, gebrannter oder auch nur getrockneter Ton, dienen als Material für die mehrmals verwendbaren Gußformen. Nach dem Erkalten steht der Rohling als Handelsobjekt oder als Werkstoff für die Schmuck- und Münzenherstellung zur Verfügung.

Neben diesem einfachen Formguß kannten die keltischen Goldschmiede aber auch das als «Guß in verlорener Form» bezeichnete Verfahren, kompliziert geformte Schmuckstücke zu gießen. Dabei wird folgendermaßen vorgegangen: Ein aus Wachs gefertigtes Modell des zu gießenden Objektes wird in einen Mantel aus feuerfestem Ton eingebettet, wobei eine trichterförmige Öffnung den Zugang zum Wackern freihält. Nach dem Trocknen der Tonform muß diese im schwachen Feuer solange erwärmt werden, bis das eingeschlossene Wachs schmilzt und durch die Öffnung ausläuft. In die anschließend im starken Feuer gebrannte, innen jetzt hohle Form wird das Metall aus dem Tiegel eingegossen. Nach dem Abkühlen und Erstarren kann das Schmuckstück nun nur durch Zerstören der Gußform freigelegt werden. Diesem Umstand verdankt die Technik ihren Namen. Abschließend müssen der durch den Eingußstrichter entstandene Gußkopf noch abgetrennt und die Oberfläche geglättet werden. Ein silberner Armring aus einem Grab bei Siders im Wallis wurde auf diese Art und Weise gegossen. Die Struktur des Wachses auf der nicht nachgearbeiteten Innenseite ist noch deutlich zu erkennen (Kat. 100).

#### *Schmieden und Treiben*

Das Schmieden gilt als die älteste und wichtigste formgebende Technik der Metallverarbeitung. Zwischen Hammer und Amboß wird das Werkstück, ausgehend vom oben beschriebenen Barren, in die gewünschte Form gebracht (Kat. 232). Während der «Schmied» sein Eisen glühend formt und bei der Kaltbearbeitung von «hämmern» spricht, versteht der Goldschmied unter «schmieden» die Umformung in heißem und kaltem Zustand. Die Plastizität der Edelmetalle und ihrer Legierungen erlaubt in der Regel ein Schmie-

den in kaltem Zustand. Allerdings wird durch zunehmendes Kaltverformen das Edelmetall hart und spröde und muß daher immer wieder im Feuer ausgeglüht werden, wodurch es seine ursprüngliche Geschmeidigkeit wiedererlangt. Durch Abschrecken des glühenden Werkstückes im Wasser kann diese Eigenschaft noch gesteigert werden, ganz im Gegensatz zum Eisen, welches durch Glühen und Abschrecken gehärtet wird. Die Gestalt, die das Werkstück annimmt, hängt ganz von der Form des Hammers ab und von der Form der Unterlage. Zum Strecken von Bändern oder Ausschmieden von Platten dient der keilförmig gerundete Teil des Hammers, die sogenannte Finne, während mit der flachen Schlagfläche, der Hammerbahn, die Schlagspuren der Finne geglättet werden. Alle dünnen, nur wenige Zehntelsmillimeter starken Goldbleche zeugen von dieser dem Gold so angemessenen Arbeitsweise (vgl. Kat. 16–19). Die Amboßform ist allerdings ebenso wichtig wie die Hammerfläche. Üblich ist eine flache oder gerundete Amboßfläche. Es können aber auch Negativformen in die Schlagunterlage eingelassen sein, womit sich auf einfache Weise profilierte Bänder und Drähte schmieden lassen. Vermutlich sind mehrere goldene Fingerlinge aus der Region Bern aus derart geschmiedeten Profilen gefertigt (z.B. Kat. 83, 86 u. 87). Viele aus dem Gräberfeld von Giubiasco stammende Schmuckstücke sind allein durch Schmieden aus einem Stück Silber entstanden (vgl. Kat. 99).

Vielfältig ist die Anwendung von Drähten. Der in seinem Durchmesser verstellbare Goldarmreife von Schalunen ist aus einem Draht gebogen, der, nach beiden Enden konisch verlaufend, ausgeschmiedet wurde (Kat. 75). Die sichtbaren, spiralförmigen Längsrillen auf einem goldenen Fingerring sind ein Hinweis auf eine weitere Art der Drahtherstellung in keltischer Zeit: Ein schmales, aus einem dünnen Blech ausgeschnittenes Band wird solange spiralförmig verdreht, bis der rechteckige Querschnitt die runde Drahtform angenommen hat. War man bis vor Kurzem der Ansicht, daß in keltischer Zeit Drähte nur durch Schmieden oder durch Verdrehen von Bändern hergestellt werden konnten, so kennen wir heute ein weiteres Verfahren (Kat. 228): In der Nähe von Ošanići in Jugoslawien entdeckte man eine Anzahl von Werkzeugen, die als Ausstattung einer antiken Goldschmiedewerkstatt gedeutet werden. Unter anderem fand man auch Zieheisen, mit welchen sich auf einfache Art und Weise Drähte von verschiedener Dicke herstellen lassen. In eine Eisenplatte sind mehrere konische Löcher eingelassen, deren Durchmesser sich von einem Loch zum anderen gleichmäßig verringert. Durch diese Löcher wird nun ein vorgeschmiedeter und weichgeglühter Draht solange hindurchgezogen, bis die gewünschte Drahtstärke erreicht ist. Ein gezogener Draht weist in seiner ganzen Länge den gleichen, regelmässigen Querschnitt auf. Möglicherweise wurden die feinen Goldringe aus dem Grab von Horgen am Zürichsee aus einem derartig gezogenen Draht gebogen (Kat. 54–56).

Während unter «Schmieden» im engeren Sinn lediglich die Querschnittveränderung eines Werkstückes verstanden wird, bezeichnet man mit «Treiben» die Formung eines Hohlkörpers. Das zu dünnem Blech ausgeschmiedete und weichgeglühte Metall kann durch Dehnen und Stauchen zu bauchigen Gefäßen, zu hohlen Ringen oder zu Halbkugeln getrieben werden. Ausgehend von einer kreisrunden Platte, wird der Bodenteil eines Gefäßes – ähnlich wie beim Schmieden – mit dem Hammer auf einer eisernen Unterlage gedehnt; die Randpartie aber wird auf einer weichen Unterlage aus Holz gestaucht oder eingezogen. Dies ist notwendig, weil die Öffnung des Gefäßes den kleineren Umfang aufweist als die Ausgangsplatte; die dabei entstehende Wandung wird tatsächlich dicker. Die Beanspruchung des Metalls bei dieser Umformungstechnik ist sehr groß, und leicht können Risse entstehen. Möglicherweise sind die Bruchstellen der Goldschale von Zürich-Altstetten auf ein derartiges Überfordern des Materials zurückzuführen (Kat. 7). Die granulierten



a



b



c



d



e



f

Abb. 10 Keltische Feinschmiede an der Arbeit: a) Ist das rohe Gold bis zum flüssigen Zustand erhitzt, so wird es in eine einfache Form gegossen; b) Zwischen Hammer und Amboß erhält das Werkstück die gewünschte Ausformung; c) Feine Verzierungen werden mit dem Punzstempel eingeschlagen; d) Dünne Drähte werden gezogen; e) Besondere Geschicklichkeit erfordert das Lötens mit einem Blasrohr; f) Schließlich wird das Schmuckstück mit verschiedenen Sanden und Stoffen poliert.

Farbtafel XIV Kat. 24 (*Halsreif aus Goldblech*)  
Farbtafel XV Kat. 24 (*Detail*)





Hohlkugel des Anhängers aus Jegenstorf besteht aus zwei eingezogenen Halbkugeln; deutlich zu sehen sind die beim Stauchen entstandenen Falten (Kat. 35).

### *Ziselieren*

Plastisch ausgestaltete Szenen mit sich rankenden Fabelwesen, in strengem Rhythmus sich wiederholende Muster und Linienzüge und harmonisch über ganze Flächen verteilte Ornamente: Diese feingliedrige Art der Oberflächenverzierung wird mit «Ziselieren» bezeichnet und begegnet uns häufig bei keltischen Arbeiten (Kat. 232). Getrieben von der Kraft des Hammerschlages, formt dabei der Punzen das dünne Metall. Dieses in der Regel etwa bleistiftgroße Eisenwerkzeug ist an seinem vorderen Ende je nach Verwendungszweck verschieden geformt: keilförmig scharfkantig zum Schlagen von Linien, gewölbt zum plastischen Modellieren, mehr flach zum Planieren von Flächen oder mit speziellen Mustern versehen zum Einschlagen von Stempeln. Der Punzen wird mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger gehalten, während Ringfinger und kleiner Finger auf der Oberfläche des Werkstückes entlanggleiten. Die andere Hand führt den Hammer, und in rhythmischer Schlagfolge wird der Punzen weitergezogen, während er im Metall seine Spur hinterläßt. Dabei sollte die Unterlage weich sein – gut eignet sich weiches Holz oder Leder – und der Deformation nachgeben. Betrachten wir hierzu den goldenen Halsreifen aus dem Männergrab von Allendlüften im Kanton Bern, der ein schönes Beispiel für diese Punzertechnik darstellt (Kat. 22). Nachdem der Ring aus einem zusammengebogenen und verlöteten Goldblechzylinder in seine Form getrieben worden war, sind die Linien und Stempelmuster von innen gegen die weiche Unterlage herausgeschlagen worden. Neben der Verzierung der Oberfläche bewirkt dieses Profilieren auch eine Versteifung und somit bessere Tragbarkeit des hauchdünnen Schmuckstückes. Form und Funktion sind zu einer Einheit geworden, einem Qualitätsmerkmal, das uns bei keltischen Schmuckstücken immer wieder begegnet und das von höchster Handwerkskunst zeugt. Denken wir dabei auch an die als Gewandschließen benutzten Fibeln, wo Bügel, Feder und Nadel, zu einer vollkommenen Einheit verschmolzen, sowohl ihre Funktion erfüllen als auch Schmuckstück sind (vgl. Kat. 76).

Stärker profilierte Ziselierarbeiten verlangen eine noch weichere Unterlage. Heute wird dazu der «Ziselierkitt» gebraucht, eine plastische Masse aus Pech, Harz, Talg und Ziegelmehl, die durch Erwärmen weich und klebrig wird und das Werkstück während der Bearbeitung festhält. In das aufgekittete Blech werden die Umrisse der späteren Figuren und Formen mit dem Schrotpunzen vorgezeichnet und mit den verschiedenen Modellierpunzen von der Rückseite aus dem Blech herausgetrieben. Danach wird das Werkstück durch Erwärmen des Kittes abgelöst, ausgeglüht und umgekehrt wieder aufgekittet. Die endgültige Ausgestaltung erfolgt von der Vorderseite, indem zu stark herausgetriebene Partien zurückgesetzt und die letzten Feinheiten angebracht werden. Die Halsringe aus dem Goldschatz von Erstfeld sind typische Vertreter dieser Art von Ziselierarbeiten. Je zwei genau spiegelsymmetrisch ziselierte Schalen wurden zu einer Hälfte der Figurenteile eines Halsringes zusammengelötet, somit fanden für das Halsringpaar zweimal vier identische Schalen Verwendung. Dadurch entsteht natürlich die Vermutung, daß zwei passende Hohlformen als Matrizen zur Verfügung standen. Dies ist aber keineswegs Voraussetzung für die Erzeugung identischer Teile, denn bei sorgfältigem Arbeiten kann Erstaunliches geleistet werden (Kat. 59–62).

Auch die Armringe aus demselben Schatzfund zeugen von höchstem Können im Umgang mit Hammer und Punzen. Gerade das Armringpaar besticht in seiner materialgerechten Verarbeitungs-

weise (Kat. 63 u. 64). Die laufenden Formen erinnern an Wasser. Das Gold kommt in Fluß, und es ist nicht erstaunlich, daß jeder der beiden Armringe aus nur einem Stück Gold gefertigt wurde. Bei genauerem Betrachten der Oberfläche vermißt man aber die letzte Perfektion; zu locker hingeworfen erscheint die Punzierung. Die Richtung ist klar: Das Übergeordnete ist entscheidend, das Detail hat sich zu fügen. Wenn man die beiden zueinander spiegelsymmetrisch geformten Ringe nebeneinanderhält, so erscheinen sie wie die beiden vor sich ausgestreckten Hände: beide gleich und doch grundverschieden, getrennt von einer unsichtbaren Spiegelfläche. Dies kann als Ausdruck keltischer Weltanschauung verstanden werden, in welcher sich das Leben im Diesseits gleichwertig und doch verschieden zum Leben im Jenseits verhielt. Vielleicht kannten sie das Geheimnis, wie die Spiegelebene zu überschreiten war, und wir beginnen zu ahnen, aus welchen Sphären die Menschen von damals ihre Inspirationen empfangen.

### *Löten und Granulieren*

Mit dem Löten in der Hitze des Feuers werden einzeln geformte Teile verbunden oder durch Treiben entstandene Fugen geschlossen (Kat. 232). Dabei muß vorausgesetzt werden, daß das Lot in einem Temperaturbereich schmilzt, in dem die zu verbindenden Teile noch fest bleiben. Um den Schmelzpunkt des Lotes zu senken, wird dem Gold etwas Silber hinzulegiert. Aber der Spielraum bleibt gering, und nur bei größter Vorsicht gelingt das Kunststück, im offenen Feuer das Lot zu schmelzen, ohne die Arbeit zu zerstören. Heute kennen wir den Gasbrenner. Damit läßt sich die Flamme von oben gezielt auf die Lötstelle richten und die Temperatur auf diese Weise besser kontrollieren. Nur unter der Bedingung, daß alle zu lötenden Teile gleich heiß sind, fließt das Lot an den richtigen Ort. Wenn auch nicht alle Schritte historisch belegt sind, so dürfen wir uns doch etwa folgenden Prozeß vorstellen: Mit einer Blechschere oder mit geeigneten Metallfeilen werden die zu lötenden Teile gut gefügt und mit Eisenklammern an ihrem Ort fixiert. Danach wird das Lot in Form von feinen Schnipseln auf die Fuge plaziert. Wie beim Legieren muß das blanke Metall vor Oxydation geschützt werden, sonst kann das Lot die Verbindung nicht eingehen, es würde nämlich verbrennen. Die zu diesem Zweck aufgestrichenen Flußmittel sind den schon besprochenen Schmelzmitteln ähnlich, nur muß ihr Schmelzpunkt noch unter dem des Lotes liegen, damit im Moment des Fließens die Stelle von einer schützenden Schicht bedeckt ist. Während der Goldschmied das vorbereitete Werkstück mit der Feuerzange über die Glut hält, bläst er mit dem Blasrohr ins Feuer. Jetzt kommt alles darauf an, die richtige Temperatur zu erreichen, damit sich das Lot mit dem Metall verbinden kann. Die Lotstellen auf dem Goldring aus Münsingen sind deutlich zu erkennen (Kat. 50).

Für eine ganz besondere Kunstfertigkeit im Umgang mit dem Feuer zeugen die mit feinsten Goldkugeln, den sog. Granalien, besetzten kugelförmigen Schmuckstücke aus Ins im Seeland (Kat. 26) und aus Jegenstorf bei Bern (Kat. 35). Mit großer Wahrscheinlichkeit sind diese beiden Arbeiten unter etruskischem Einfluß entstanden, weil in vorchristlicher Zeit nördlich der Alpen keine weiteren Beispiele von Granulationen vergleichbarer Qualität bekannt sind und weil die Goldschmiede aus dem antiken Etrurien für ihre meisterhafte Beherrschung der Granulationstechnik berühmt sind. Möglicherweise handelt es sich sogar um etruskische Importware. Metalle in flüssigem Zustand neigen zur Kugelform, wie Wassertropfen auf fettiger Haut. Diese Eigenschaft kann man zur Herstellung der beim Granulieren benötigten Goldkugeln nutzen. Werden feinste Goldpartikel im Feuer geschmolzen, behalten sie nach dem Erstarren ihre kugelige Form. Zur Verzierung der Schmuckstücke werden die Granalien – angeordnet im gewünschten

Muster – zuerst auf dem Grundmetall festgeklebt. Dazu eignen sich verschiedene Klebstoffe pflanzlicher Herkunft wie Gummi, Harze oder Kleister. Beispielsweise quellen in Wasser eingelegte Quittenkerne zu einem schleimig klebrigen Gummiharz. Werden dem Klebstoff Flußmittel und fein geschnittenes Lot hinzugefügt, so enthält die Mischung alle die zum Löten benötigten Komponenten. Beim Löten muß der Leim seine Aufgabe solange erfüllen, bis das Lot unter die Granalien fließt und die Zwischenräume teilweise ausfüllt. Die granulierten Kugel aus Ins ist auf diese Weise mit Streulot gelötet.

Ein anderes, mit «Reaktionslöten» bezeichnetes Verfahren nutzt die Eigenschaft von Kupfersalzen, sich in der reduzierenden Atmosphäre des Holzkohlenfeuers in metallisches Kupfer zu verwandeln. Das gebildete Kupfer wirkt dann als Lot und bildet zwischen dem Grundmetall und der Granalie eine Oberflächenlegierung, welche, kaum sichtbar, die gelöteten Teile dauerhaft verbindet. Als Reaktionslot verwendbare Kupfersalze sind der mineralische Malachit oder der durch Einwirken von Essig auf Kupfer entstehende Grünspan. Die griechische Bezeichnung «Chrysokolla» für Malachit bedeutet eigentlich «Goldleim» und wird auch von Plinius erwähnt: «Die Goldschmiede beanspruchen für sich ein Chrysokolla zum Löten des Goldes und behaupten, daß alle ähnlichen grünen Substanzen davon ihren Namen haben. Man verfertigt sie aber [aus einer Mischung] von kyperischem Grünspan und dem Harn eines noch nicht mannbaren Knabens unter Zusatz von Natron und zerreibt dies mit einem kupfernen Pistill in einem kupfernen Mörser; bei uns heißt diese [Mischung] Santerna.» Diese «Santerna», eine Mischung aus Reaktionslot mit Flußmittel, läßt sich wesentlich feiner dosieren als metallisches Lot. Entsprechend gelötete Granalien haften daher ohne erkennbare Lotspuren. Die granulierten Goldkugel aus Jegensdorf (Kat. 35) stellt dafür ein gutes Beispiel dar. Aber nicht nur zur Befestigung der Granalien wurde dieses heute kaum mehr bekannte Verfahren angewendet, es ließen sich damit generell unsichtbare Verbindungen löten. Denn durch häufiges Glühen beim Weiterarbeiten von mit Reaktionslot gelöteten Objekten dringt das Kupfer soweit in das Grundmetall ein, daß selbst moderne Metallanalysen oft keinerlei Spuren einer Lötung mehr nachweisen können.

### *Vergolden und Polieren*

Die Vergoldung auf dem gegossenen Silberring aus einem Grab von Oberhofen (Kat. 98) zeigt uns, daß die damaligen Goldschmiede auch Erfahrung im Umgang mit dem Quecksilber und seiner speziellen Legierung hatten. Löst man nämlich die feinen Flitter des Waschgoldes unter Umrühren in leicht erwärmtem Quecksilber, so erhält man eine silberig glänzende, schmierige Paste, das Amalgam. Mit einem dichten Pinsel läßt sich dieses Goldamalgam auf einen kupfernen, bronzenen oder silbernen Gegenstand in einer dünnen, gleichmäßigen Schicht auftragen. Dank der Eigenschaft, sich leicht zu verflüchtigen, kann das Quecksilber danach aus seiner Legierung wieder ausgetrieben werden. Das «Abrauchen» vollzieht sich unter Bildung eines dichten, weißen und sehr giftigen Rauches über dem schwachen Feuer. Diesem Umstand verdankt dieses Verfahren auch seinen Namen; es wird «Feuervergolden» genannt. Zurück bleibt eine matte Schicht feinsten Goldes, die sich fest mit dem Grundmetall verbunden hat. Oftmals kann das Quecksilber mit empfindlichen Analysemethoden noch heute in der Feingoldschicht nachgewiesen werden. Das Fehlen jeglicher Spuren von Quecksilber in der Vergoldung des Silberrings von Oberhofen deutet darauf hin, daß das Abrauchen sehr sorgfältig und vollständig ausgeführt worden ist.

Aber nicht nur nach dem Abrauchen des Quecksilbers beim Feuervergolden, sondern auch nach jedem Glühen und Löten erscheint die Oberfläche des Goldes in einem matten Gelb. Seinen faszinierenden Glanz erhält der fertige Goldschmuck durch Reiben mit einem polierten Stein zum Schluss.

### *Literatur*

- Brehpol E., Theorie und Praxis des Goldschmiedes. Leipzig 1973.
- Eluère Ch., Les secrets de l'or antique. Paris 1990.
- Plinius secundus, Naturkunde Band XXXIII.
- Riederer J., Archäologie und Chemie. Berlin 1987.
- Wolters J., Granulation. München 1983.



# DIE ANALYSEVERFAHREN FÜR GOLDGEGENSTÄNDE

Alexander Voûte

Die Analyse von Museumsobjekten kann aus sehr verschiedenen Gründen notwendig werden. Der wichtigste ist die Beschaffung von Unterlagen für die Konservierung und Restaurierung. Für Studien über die Technologie in früheren Zeiten können Materialanalysen ebenfalls sehr aufschlußreich sein. In gewissen Fällen ist die Existenz und Einhaltung damaliger Vorschriften überprüfbar. Man gewinnt auch Daten über die Genauigkeit der Herstellungsmethoden. Ebenso interessant sind die Untersuchungen nach der Herkunft von Fundobjekten (Vergleich von Rohmaterial und Produkt) und damit die Verfolgung von Handelswegen.

Bei der Analyse von Altertümern sind verschiedene Aspekte zu berücksichtigen:

- a) Der Eingriff am Objekt sollte minimal sein, da ein Ersatz nicht möglich ist.
- b) Die Analyse sollte repräsentativ sein. Man möchte Auskunft über den ganzen Gegenstand und nicht nur über einen kleinen Teil davon.
- c) Die Genauigkeit muß gewisse Ansprüche erfüllen.
- d) Der Aufwand an Zeit und Mitteln für eine Messung sollte vernünftig bleiben. Vor allem bei Serienuntersuchungen kann der Aufwand dennoch sehr hoch sein.

Es leuchtet ein, daß diese Forderungen nicht alle gleichzeitig zu erfüllen sind. Hauptsächlich die Untersuchung von besonders wertvollen Gegenständen, und um solche handelt es sich bei Goldobjekten, wird immer einen Kompromiß darstellen.

## Die verschiedenen Analysenverfahren

*Naßchemische Analyse.* Sie ist die klassische Analysenmethode. Für Altertümer wird sie kaum noch eingesetzt, denn sie verlangt immer eine verhältnismäßig große Probenmenge (mit speziellen Methoden mindestens 50mg), und für Reihenuntersuchungen ist sie wenig geeignet. Der Punkt a) wird also gar nicht erfüllt. Sie liefert sehr gute Resultate für die Hauptbestandteile einer Legierung. Wichtig ist sie noch immer für die Überprüfung von Eich- und Vergleichslegierungen und -lösungen, die für andere modernere Meßverfahren benötigt werden.

*Emissionsspektrograph.* Im Emissionsspektrograph wird eine sehr kleine Probe in einem Lichtbogen oder mittels Laserstrahl verdampft und angeregt. Diese Dämpfe senden dann ein für die Zusammensetzung der Probe charakteristisches Licht aus. Das Spektrum dieses Lichts wird untersucht und ausgewertet. Für quantitative Analysen werden Eichlegierungen oder -lösungen benötigt, die auf naßchemischem Weg kontrolliert werden.

Farbtafel XVI Kat. 79 – 92 (*Fingerringe aus Gold*)

Die Methode ist gut geeignet für Spurenelemente. Hauptbestandteile lassen sich nur bis zu wenigen Gehaltsprozenten sicher bestimmen. Die Empfindlichkeit ist sehr hoch und wird auch von den neuesten Analysenverfahren kaum übertroffen. Leider ist die Methode sehr arbeitsaufwendig, und es ist heute schwierig geworden, alle zur Analyse benötigten Hilfsmittel zu beschaffen.

*Röntgenfluoreszenzanalyse.* Diese Methode hat in den letzten Jahren immer mehr an Bedeutung gewonnen. Nicht zuletzt wegen der guten Eignung für die Steuerung und Auswertung mittels Computern wurde sie stark weiterentwickelt.

Der Gegenstand wird an einer ausgesuchten Stelle (Größe einige mm<sup>2</sup> bis cm<sup>2</sup>) mit Röntgenstrahlung bestrahlt. Die in der äußeren Schicht (etwa 0,1mm tief) dieses Flecks erzeugte Fluoreszenzröntgenstrahlung ist abhängig von der Zusammensetzung des Gegenstandes und wird gemessen. Die Auswertung beruht auf dem Vergleich mit Eichlegierungen.

Die Röntgenfluoreszenzanalyse kann sehr genaue Resultate liefern, dafür muß die gemessene Fläche groß genug und genau plan geschliffen sein. Mit den üblichen Geräten ist es daher nicht möglich, ohne massiven Eingriff am Objekt, gleich genaue Messungen zu erzielen.

In der Praxis ist man gezwungen, den Meßfleck klein zu wählen, damit eine annähernd plane Stelle gemessen werden kann. Dafür vergrößert sich aber die Gefahr einer nicht repräsentativen Messung. Zudem nimmt die Empfindlichkeit für Spurenelemente ab. Eine andere Lösung besteht darin, das Gerät soweit abzuändern, daß der Einfluß der unregelmäßigen Oberfläche der Gegenstände stark vermindert wird. Aus technischen Gründen ist das mit den meisten modernen Geräten nicht möglich.

*Messung des Spezifischen Gewichts.* Jede Legierung hat ein genau definiertes Spezifisches Gewicht. Solange die Legierung aus nur zwei Komponenten besteht, läßt sich die Zusammensetzung sehr gut aus dem Spezifischen Gewicht bestimmen. Bei mehr als zwei Komponenten geht das nur noch, wenn die weiteren Bestandteile durch ein anderes Verfahren bestimmt wurden.

## Die angewandten Analysenverfahren

Am Geochemischen Labor des Mineralogisch-petrographischen Instituts der Universität Basel werden die Analysen mit einem modernen Röntgenfluoreszenzgerät durchgeführt. Die Analysenfläche ist möglichst klein gehalten und die Detektorgeometrie so gewählt, daß der Einfluß der Oberflächenbeschaffenheit nicht zu stark ins Gewicht fällt. Die Analysen sind als halbquantitativ zu werten. Die Genauigkeit genügt aber für die Identifizierung des Legierungstypus. Die Methode ist völlig zerstörungsfrei.

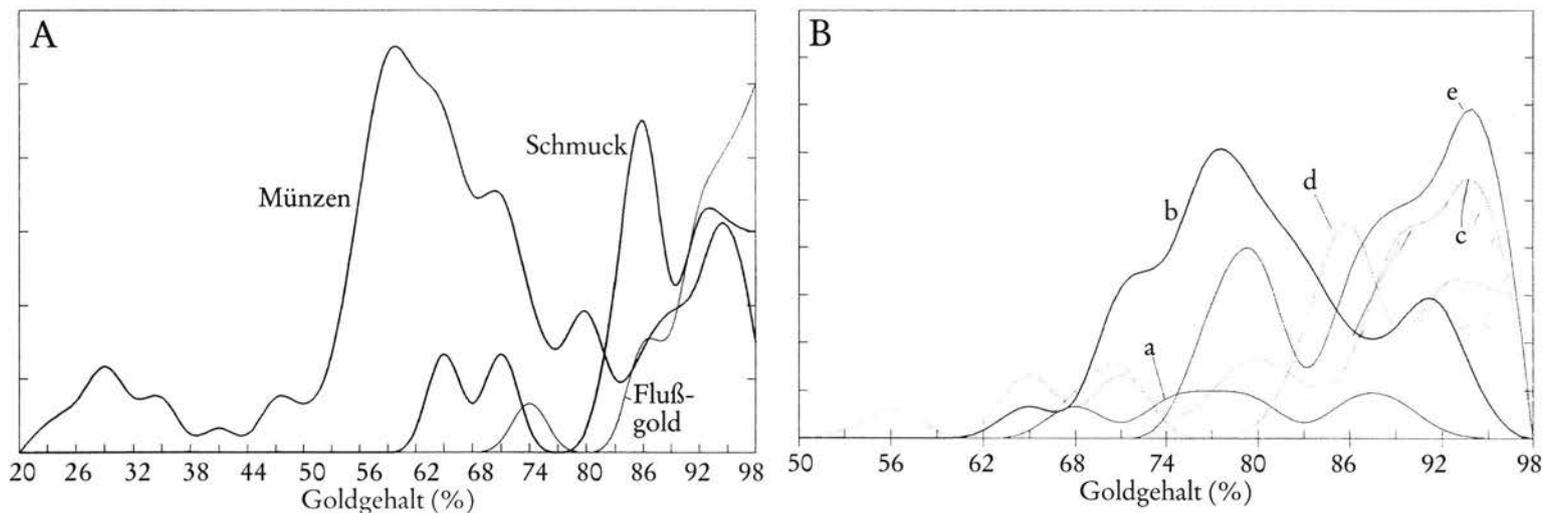


Abb. 11 Graphik A: Münzen und Schmuck. Häufigkeitsverteilung bezogen auf den Goldgehalt. Verglichen werden die Kurven für Fundmünzen, Schmuck und heute gewonnenes Flußgold. Graphik B: Schmuck. Häufigkeitsverteilung bezogen auf den Goldgehalt. Dargestellt sind die Kurven für die Bronze-, Hallstatt-, Früh- und Mittellatène- und Römerzeit (a – e).

Das Chemisch-Physikalische Labor des Württembergischen Landesmuseums in Stuttgart hat seine Analysen mit einem Emissionsspektrographen gemacht. Dieses braucht eine sehr kleine Probenmenge von 1 bis 2 mg. Das Verfahren ist also nicht absolut zerstörungsfrei. Wie schon beschrieben ist die Methode sehr empfindlich. Für den Silbergehalt, der recht hohe Werte haben kann, wird das Spezifische Gewicht der Legierung bestimmt. Zusammen mit den Meßwerten des Spektrographen lassen sich dann die Goldanalysen genau durchführen.

Am Chemisch-Physikalischen Labor des Schweizerischen Landesmuseums kommt ein Röntgenfluoreszenz-Gerät zum Einsatz. Es wurde im Laufe der Zeit stark umgebaut, um den museumsspezifischen Aufgaben gerecht zu werden. Die Oberflächenform der Objekte spielt praktisch keine Rolle mehr, außerdem können beliebig große Gegenstände zerstörungsfrei untersucht werden. Das Gerät ist schon länger in Betrieb, jedoch noch nicht für moderne Auswertverfahren ausgelegt. Bei den Goldanalysen mußte deshalb weitgehend auf den Nachweis von Spurenelementen verzichtet werden. Hingegen wurde eine Methode entwickelt, um die sogenannte Oberflächenanreicherung von Bodenfunden zu kompensieren. Diese Anreicherung bei Goldlegierungen entsteht durch ein teilweises Abwandern der weniger edlen Legierungsbestandteile aus der Oberfläche in das umgebende Erdreich. Bei den Münzen und nach Möglichkeit auch bei den anderen Gegenständen wird das Spezifische Gewicht bestimmt. Das Spezifische Gewicht bezieht sich auf das ganze Objekt, nicht nur auf die Oberfläche. Zusammen mit den Meßwerten der Röntgenfluoreszenzanalyse kann dann die Legierung sicher bestimmt werden. Die Methode ist völlig zerstörungsfrei.

#### Vergleich der Resultate der verschiedenen Laboratorien

Aus der Sammlung keltischer Münzen des Schweizerischen Landesmuseums wurden in Stuttgart und in Zürich sechs Goldmünzen untersucht. Eine davon, der Viertelstater Horgen (Kat. 57), ist in der Liste aufgeführt. Die Resultate der Untersuchungen waren nur sehr geringfügig verschieden. Die gleiche Übereinstimmung zeigten vier Goldmünzen aus Manching die ebenfalls an beiden Orten analysiert wurden. In der Liste der Goldgegenstände sind mehrere Analysen

von Objekten aufgeführt, die sowohl in Stuttgart wie in Zürich ausgeführt wurden. Allfällige Unterschiede in den Meßresultaten haben ihre Ursache erstens in den nie absolut genauen Ergebnissen und zweitens in den Inhomogenitäten der untersuchten Gegenstände. Die Meßpunkte liegen, wie aus der Tabelle hervorgeht, selten an derselben Stelle.

Aus diesen Ergebnissen darf man schließen, daß die Meßwerte dieser beiden Laboratorien gleichwertig sind. Die Resultate aus Basel konnten nicht in eine ähnliche Prüfung einbezogen werden, doch auf Grund der Arbeitsweise sind die Werte sicher vergleichbar.

#### Kommentar zu den Analysenresultaten

Die untersuchten Münzen stammen aus der Mittellatènezeit. Deshalb wurden in der Grafik A die Goldgehaltshäufigkeit der Münzen verglichen mit der Kurve für den mittellatènezeitlichen Schmuck. Ebenfalls eingetragen sind die Resultate der Flußgoldanalysen. Auffallend sind die deutlich verschiedenen Schwerpunkte der Kurven. Aus der Darstellung läßt sich herauslesen, daß der Schmuck vermutlich ohne Zulegierung aus dem gewonnenen Gold angefertigt wurde. Bei den Münzen wurden die Legierungen bewußt auf einen niedrigeren Goldgehalt eingestellt. Das hat praktische Gründe, Münzen werden stark beansprucht, außerdem ist es eine Kostenfrage. Der Anstieg oberhalb rund 84% repräsentiert praktisch nur die Philippus-Nachprägungen. Diese wurden demnach nicht zusätzlich legiert, eventuell auch aus importierten Münzen umgeprägt.

In der Grafik B werden die Goldgehaltshäufigkeiten des Schmuckes aus Bronze-, Hallstatt-, Frühlatène-, Mittellatène- und Römerzeit miteinander verglichen.

Aus der Bronzezeit liegen für sichere Aussagen zu wenig Resultate vor. Sie scheinen aber ähnlich zu sein wie die Werte der Hallstattzeit. Deutlich erkennbar sind die Unterschiede zwischen Hallstatt (und Bronzezeit) einerseits und Früh- und Mittellatène sowie Römerzeit andererseits.

Man möchte annehmen, daß das verwendete Gold mehrheitlich aus verschiedenen Quellen stammt. Möglich ist aber auch, daß man seit der Frühlatènezeit das gewonnene Gold raffinieren konnte.

Der Goldschatz von Erstfeld (Kat. 59–65) weist einen Goldgehalt zwischen 90% und 95% auf. Die Verschlußteile bestehen aus einer

Legierung mit etwas größerem Silbergehalt. Das ist ein Indiz für eine bewußte Materialauswahl des Herstellers. Ein stärker legiertes Gold ist härter und für mechanisch beanspruchte Teile besser geeignet. Auch der recht gleichmäßig hohe Goldgehalt des Schatzes deutet auf diese bewußte Auswahl der Legierung hin. Das weichere Gold der Hauptteile läßt sich besser bearbeiten und künstlerisch gestalten. Das Ergebnis ist eine einheitliche Farbe und ein höherer Wert. Voraussetzung für eine solche Materialauswahl sind gute Kenntnisse der Materialeigenschaften und die Fähigkeit den Feingehalt einer Legierung bestimmen zu können.

Ähnliche Überlegungen kann man auch zu den Funden aus Schalunen (Kat. 75) und Stettlen-Deißwil machen. Der absolut höchste Goldgehalt hat mit 99% der Spiralring aus Stettlen-Deißwil (Kat 91). Ganz anders die Funde aus dem Gräberfeld von Münsingen-Rain, sie haben, unabhängig von der zeitlichen Einordnung, mit wenigen Ausnahmen einen hohen Silbergehalt. Grund dafür könnten über lange Zeit ausgebeutete Goldquellen mit hohem Silbergehalt sein.

#### *Literatur*

- Hartmann A., Prähistorische Goldfunde aus Europa. Studien zu den Anfängen der Metallurgie 3 und 5. Berlin 1970 und 1982.
- Voüte A., Die Röntgenfluoreszenz-Einrichtung im Labor des Schweiz. Landesmuseums. Siemens Analysetechnische Mitteilungen Nr. 142, Siemens Review 43, 1976.
- Voüte A., Zertörungsfreie Analysen. Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 38, 1981, 330 ff.
- Voüte A., Die Feingehaltsbestimmung der Goldmünzen. In: K. Castelin, Keltische Münzen – Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich, Bdl 2. Stäfa o.J. (1985).
- Symposium 1970 London – Methods of chemical and metallurgical investigation of ancient coinage. Symposium 9–11 dec. 1970. Editors E.T. Hall and D.M. Metcalf. Royal Numismatic Society, Special Publications 8, London 1972.



# JUNGSTEINZEIT UND BRONZEZEIT: DIE ENTDECKUNG UND BEHERRSCHUNG DER METALLE

Maria Angelica Borrello

Die vielen Goldobjekte aus prähistorischen Fundplätzen in Europa zeigen eine große Vielfalt an Formen, Größe und Verzierungen. Beim genauen Hinsehen findet man kleine Schmuckelemente, Schmuckstücke und Zierwerk für den Kopf, den Hals, die Arme, aber auch Geschirr aus Gold. Bestimmte Funde können wegen ihrer Form entweder als Barren oder als Rohmaterial für den Guß interpretiert werden. Zu ergänzen sind noch einige Funde von Goldklümpchen.

Die Entdeckung des Gebrauchs der Metalle bedeutet einen der wichtigsten Schritte in der Beherrschung der natürlichen Ressourcen durch den Menschen. Sie zog die Entwicklung komplexer Techniken und neuer Vorstellungen über die Handwerksstätigkeit nach sich. Die Intensivierung der Metallverarbeitung ist notwendig verbunden mit der Prospektion und dem bergmännischen Abbau des Rohmaterials. Nötig sind auch Menschen, die die Rohstoffe transportieren und verhandeln und sich dazu oft über sehr weite Distanzen bewegen müssen.

Die ältesten Gold- und Kupferobjekte tauchen in Mittel- und Westeuropa im Laufe des 4. Jahrtausends v. Chr. in der Gegend der Karpathen, in Rumänien, in Bulgarien und Jugoslawien, in Südfrankreich und in Katalonien auf. Es handelt sich um kleine Schmuckelemente, um Ringperlen und bikonvexe Perlen.

## *Entwicklung des Handwerks in der Bronzezeit*

Die Bronzeverarbeitung in Europa beginnt im Verlauf des 3. Jahrtausends v. Chr. Die Folgen sind ein gesteigerter Gebrauch von Metallobjekten, das Aufblühen des Handels mit Rohstoffen und Fertigprodukten, das Entstehen eines engen Netzes von See-, Fluß- und Landwegen und die schnelle Ausbreitung von Technologien und Stilen. Im östlichen Mittelmeerraum vergrößert sich währenddessen die Macht von Mykene. Da es über beachtliche wirtschaftliche Ressourcen verfügt, beeinflussen seine metallurgischen Techniken das Handwerk bis nach Westeuropa.

Einige Gesellschaften der frühen Bronzezeit besitzen eine blühende Wirtschaft. Zu ihnen zählen die Wessex-Kultur im Süden der Britischen Inseln und die Aunjetitzer Kultur in der Tschechoslowakei. Die erstere ist gekennzeichnet durch ihre Beziehungen nach Mitteleuropa, dem Mittelmeerraum und sogar Ägypten. Die Entwicklung der Aunjetitzer Kultur ist an die nahen Metallvorkommen gebunden (Kupfer in der Slowakei, Gold in Transsylvanien, Zinn in Böhmen). Ihre geographische Lage erlaubt ihr, die großen Handelsachsen, die die Verbreitung auch neuer Ideen ermöglichen, zu kon-

trollieren. Aunjetitzer Fundtypen finden sich sogar in Irland und auf der Iberischen Halbinsel.

Diese Kulturen lassen komplexe Wirtschaftssysteme vermuten, die auf bäuerlicher Grundlage aufbauen und das Vorhandensein von Handwerkern ermöglichen, die sich der Produktion von Tauschgütern widmen. Diese Wirtschaftssysteme verweisen vielleicht auf die Entwicklung strukturierter Gesellschaften, auf die Entstehung von Häuptlingstütern, Kriegereliten und spezialisiertem Händlertum.

Unter den bemerkenswertesten Goldobjekten der frühen europäischen Bronzezeit müssen die Drahtspiralen unterschiedlicher Größe erwähnt werden, von denen viele in Spanien gefunden worden sind, und die wahrscheinlich als Perlen für Colliers benützt wurden. Weiter erwähnenswert sind die verzierten Bleche der Bretagne und der Britischen Inseln; Nieterverzierungen an Holz- und Bronzeobjekten der Wessex-Kultur auf der Iberischen Halbinsel, in der Aegäis und in Westfrankreich; die Ösenkopfnadel zum Zusammenhalten der Kleidung, wie man sie in Deutschland und Frankreich kannte; mondformige Anhänger, großer Schmuck aus getriebenem Goldblech, wie man ihn in Dänemark, in der Bretagne und im Südwesten Englands um den Hals trug; zylinderförmige «Halskragen» mit horizontalen Rillen im Goldblech, die häufig in Frankreich und im Südwesten der Iberischen Halbinsel vorkommen. Die großen, rautenförmigen Diademe aus Frankreich und Spanien erinnern an ägäische Verzierungen und die massiven rundstabigen Arminge sind charakteristisch für die Aunjetitzer Kultur. Man findet aus dieser Zeit Gefäße, die aus einem Goldblech getrieben wurden (Ploumilliau F, Fritzdorf D, Rillaton GB und weitere Fundstellen in Mitteleuropa, dem Balkan und der Aegäis).

In der mittleren Bronzezeit kommt es mit der Schaffung von neuen Beil- und Schwerttypen und der Zunahme von Schmuckobjekten zu einem Aufschwung in der Bronzeverarbeitung. Die wichtigen Kulturen der Frühbronzezeit (Wessex, Aunjetitz) erlöschen. Gegenden, die die Metalle nur über Import kennen, entwickeln nun bemerkenswerte Techniken – so Skandinavien, wo es überhaupt keine Metallrohstoffe gibt.

Auch neue Goldschmuckformen sind für die mittlere Bronzezeit nachgewiesen: die gedrehten Ohrgehänge in Mittel- und Westeuropa; die gedrehten Halsringe, die man von der Iberischen Halbinsel bis Mitteleuropa, in Skandinavien und auf den Britischen Inseln kennt; die Armbänder mit einer weiten Verbreitung, die manchmal erstaunliche Formen und Verzierungen aufweisen.

Am Ende des 2. Jahrtausends v. Chr., in der Spätbronzezeit, sprechen die Archäologen wegen der Brandbestattungen, bei denen die Asche der Toten in Keramikgefäße gelegt und diese vergraben wurden, von der Urnenfelderkultur. Viele Elemente mitteleuro-

Farbtafel XVII Kat. 1 (*Becher aus Goldblech*)

päischen Ursprungs sind nun über weite Teile des europäischen Kontinents verbreitet und bezeugen eine Konsolidierung der «vorkeltischen» Welt, deren ökonomische Grundlage durch die Kontrolle einer Vielfalt von Rohstoffen, darunter Metallen, gekennzeichnet ist.

Die Goldschmiedekunst der Spätbronzezeit besitzt im Vergleich zur vorangehenden Zeitperiode eine größere Vielfalt an Objekten, die alle technischen Kenntnisse der Epoche beinhalten: kleine Schmuckelemente, Diademe und Armbänder aus verziertem Blech; als Halsschmuck lange Drahtspiralen und große Ringe.

#### *Die ältesten Goldobjekte aus der Schweiz*

Das Ende des Neolithikums in Europa fällt mit den Wanderbewegungen der Glockenbecherkultur zusammen. Letztere trägt ihren Namen wegen der besonderen Form ihrer Keramikbecher. Sie findet sich im Osten und im Zentrum des europäischen Kontinents, auf der Iberischen Halbinsel, in Südfrankreich und der Bretagne, auf den Britischen Inseln, in Norditalien und Sardinien. Mit der Glockenbecherkultur kommt erstmals Gold in die Schweiz. Kupfer erscheint bereits früher, im Verlaufe der mittleren Jungsteinzeit, am Beginn des 4. Jahrtausends v.Chr. Man kennt es auch aus der jüngeren Jungsteinzeit.

Die Glockenbecherkultur ist in der Schweiz in der Gegend von Basel mit Gräbern in Allschwil, Riehen und Muttenz nachgewiesen. Für das Wallis kann man ihren Beginn durch die Fundstelle von Petit-Chasseur bei Sion um 2500 v.Chr. festlegen. Bezeugt wird sie durch Steinstelen, die mit anthropomorphen Motiven verziert sind, und durch den Bau ganzer Grabensembles aus Dolmen und Grabkisten. Die Grabbeigaben bestehen aus Schmuck, aus Kupfergegenständen und Keramikgefäßen.

Unter den Gräbern vom Petit-Chasseur weist der Dolmen V ein bemerkenswertes Ensemble auf (Kat. 3): mehrere perforierte, als Schmuckelemente verwendete Muscheln vom Mittelmeer, dann Keramikgefäße und eine Spirale aus Golddraht, die für Mitteleuropa eine typische Form darstellt.

#### *Die Goldschmiedekunst der Bronzezeit in der Schweiz*

Die Bronzezeit beginnt in der Schweiz etwa um 2300 v.Chr. Möglicherweise steht die Zunahme an Bronzeobjekten eher mit dem Import fertiger Gegenstände als mit einer gesteigerten lokalen Produktion in Zusammenhang.

Die Frühe Bronzezeit (2300–1500 v.Chr.) ist hauptsächlich bekannt durch Gräber, die im Rhonetal und in Graubünden entdeckt worden sind. Im Mittelland entstehen Seeufersiedlungen (traditionell «Pfahlbauten» genannt). Charakteristische Bronzeobjekte dieser Zeit sind Randleistenbeile, Dolche mit dreieckiger Klinge und eine große Vielfalt von Schmuckelementen (Nadeln, Armringe und Anhänger unterschiedlichster Art). Nur wenige Fundplätze aus dieser Zeit haben Erzeugnisse aus Gold erbracht (Thun «Renzenbühl», Eschenz und Zürich «Mozartstraße»). Einige kleine Objekte, etwa Spiralen aus Golddraht, sind in Arbon (TG) und Löhningen (SH) gefunden worden.

In Thun «Renzenbühl» wurde in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts ein Grabensemble ausgegraben (Kat. 4). Es handelt sich um ein Fürstengrab, so genannt wegen der Qualität der Metallbeigaben, die an die reichen Grabfunde der gleichen Epoche in Mitteleuropa erinnern. Das mitgegebene Beil widerspiegelt die Beziehungen, die damals zwischen den verschiedenen Gegenden des europäischen Kontinents existierten. Die gelängte Form mit den Randleisten ist charakteristisch für Westeuropa. Die Verzierung durch ein Kupferband und die eingeritzten Bogenlinien auf der

Schneide können mit dem sog. Apa-Stil (nach einer Fundstätte bei Satu Mare in Rumänien) verglichen werden. Die Verzierungstechnik mittels Goldstiften, die in ein Kupferband eingefügt sind, kommt in Mykene vor.

Eine vergleichende Analyse hilft, den Goldbecher von Eschenz (Kat. 1) in einen chronologischen und kulturellen Rahmen zu stellen. Eine Tasse mit ähnlicher Form und vergleichbarem Dekor stammt aus einem Grab der Wessex-Kultur in Kiltaton (Cornwall, GB). Die horizontalen Relief-Bänder erlauben den Vergleich mit dem Gefäß aus Gölenkamp (Hannover), während die kleinen Buckel den Eschenzer Becher in die Nähe der Stücke bringt, die in Ploumilliau (Côtes-du-Nord, F), Cruxwald (Lincolnshire, GB) und Fritzdorf bei Bonn gefunden wurden.

Die in Goldblech gefaßte Bernsteinperle von Zürich «Mozartstraße» wurde 1981 bei den Grabungen anlässlich des Neubaus des Opernhauses gefunden (Kat. 2). Leider kann sie keiner archäologischen Schicht genau zugeschrieben werden. Ihre Zugehörigkeit zur Frühen Bronzezeit ist aber dank des Vergleichs mit einem ähnlichen Stück aus einem Grab der Wessex-Kultur in Wilsford (Wiltshire, GB) gesichert.

Während der mittleren Bronzezeit (1500–1200 v.Chr.) verschwinden die «Pfahlbauten» im Schweizerischen Mittelland. Einige Fundstellen mit Steinbauten berichten von der Besiedlung der Berggengen im Berner Oberland, Wallis und Graubünden.

In dieselbe Epoche gehören die Gräber von Weinigen im Kanton Zürich: hier wurden die Toten (manchmal eingäschert) mit Waffen, Schmuck und Keramik unter einem Hügel begraben.

Diese Charakteristiken verbinden einmal mehr die Schweiz mit Mitteleuropa. Eines der Gräber von Weinigen (Kat. 5) enthielt vier Spiralen aus Golddraht, etliche Bronzegegenstände wie etwa die in der Schweiz sehr seltenen Beinringe mit Spiralenden aus Rumänien und Ungarn, Nadeln mit gelochtem Schaft und Bernsteinperlen.

Die Funde aus Graubünden geben Aufschluß über die mittlere Bronzezeit in den Alpen. Auf dem Friedhof von Crestaulta erscheint der Ritus der Brandbestattung in Gräbern mit Steinsetzung und reichem Bronzeschmuck. Die vorgefundene Keramik weist ähnlich wie die von Cazis unterschiedliche Einflüsse auf: von Süddeutschland und Österreich, von südlich der Alpen und vom Schweizerischen Mittelland.

Die späte Bronzezeit (1200–750 v.Chr.) ist in der Schweiz gekennzeichnet durch die Gräber der sog. Urnenfelderkultur. Die Gegenstände, die in den Nekropolen gefunden worden sind, erlauben, für den Beginn der späten Bronzezeit zwei Phasen festzulegen. Die jüngere Phase erhielt ihren Namen nach der Fundstelle Binningen im Kanton Baselland, wo das Grab einer Frau mit reichen Bronzebeigaben entdeckt worden ist (Kat. 6): zwei Nadeln, ein Messer, drei Armbänder, das Fragment einer Kette, ein Brustschmuck und ein feines, ovales Goldblatt mit sehr zarter, geometrischer Verzierung, wohl ein Diadem – wenn auch leider nur als Fragment.

Den Beginn der späten Bronzezeit in den Alpen kennen wir dank einiger Funde – darunter dem Giesserdepot von Caschlings (GR), zwischen dem Julier- und Septimerpaß, das Gußformen und Beile enthielt.

Etwa zwischen 1100 und 750 v.Chr., am Ende der Bronzezeit, stehen wir einem großen Besiedlungsaufschwung gegenüber. Wir kennen ihn dank der vielen systematischen Grabungen der letzten Jahre in Seeufersiedlungen (hauptsächlich am Zürich- und Neuenburgersee), Höhengiedlungen und aus den Ausgrabungen von Gräbern.

Die Vielfalt der Keramik ist bemerkenswert. Unzählige Beile, Sicheln, Nadeln, Armringe, Anhänger und weiterer Schmuck, ein Rad (Cortailod, NE) und ein Kessel (Corcelettes, VD) zeugen von



Abb. 12 Das goldene Henkelgefäß von Fritzdorf bei Bonn gleicht in Form und Verzierung dem Goldbecher von Eschenz (Kat. 1).

der Perfektionierung der Bronzearbeitung. An mehreren Fundstellen wurden Schmiedeteilwerke identifiziert.

Den Stand der Goldschmiedekunst kennt man von kleineren Objekten her - größtenteils von Fragmenten. Goldblatt- und Golddrahtarbeiten zeigen eine äußerst feine und zarte Ausarbeitung, was auf die Beherrschung sehr verfeinerter Techniken hinweist. So gibt es etwa einen Anhänger in Form einer Doppelspirale und einen Fingerring, beide im letzten Jahrhundert in Mörigen (BE) ausgegraben, und einige Objekte aus Auvernier (NE). Das Ende der Bronzezeit ist gekennzeichnet durch eine Abnahme an Goldobjekten in den Fundstellen; diese «Verarmung» steht in starkem Gegensatz zu anderen Bereichen der handwerklichen Produktion, besonders zur Vielfalt an Keramik und Bronzen dieser Epoche.

#### *Bedeutung und Wirkung frühester Goldschmiedekunst*

Die Eigenschaft des Goldes als etwas Kostbares hat sich gegen Ende der Steinzeit herausentwickelt. In der Steinzeit selbst schien sich Gold nicht besonders von anderen ebenfalls seltenen Materialien (Silber, Kupfer, Blei, unterschiedlichen Steinen und Muscheln), die man für die Schmuckherstellung verwendete, zu unterscheiden. Der Übergang des Goldes von einer bloßen Kuriosität in ein Wertobjekt fand wahrscheinlich erst während der Bronzezeit statt, wie seine Verwendung bei der Verzierung von Prunkwaffen in der Frühen Bronzezeit und das Vorhandensein von Verwahrungen mit Gold in der Mittleren Bronzezeit zeigen.

Da das Gold fast ausschließlich der Führungsschicht vorbehalten war, wurde seine Bedeutung im wirtschaftlichen Leben der prähistorischen Gemeinschaften gegenüber anderen Metallen, etwa Kupfer und Zinn, immer mehr hervorgehoben.

Die Spezialisierung in der Goldbearbeitung ging stufenweise vor sich, ausgehend vom nicht spezialisierten Handwerk der Metall-

bearbeitung ganz allgemein am Ende der Steinzeit. Die Verbreitung bestimmter Formen, z.B. derjenigen der Wessex-Kultur oder der Aunjetitzer Kultur, weist eher auf den Export von Ideen und Handwerkern als von fertigen Produkten hin. Gleichzeitig verweist das Auftreten von Gußformen und Werkzeugen zur Schmuckherstellung in den Siedlungen auf das Vorhandensein von festen Werkstätten. Wir kennen die Komplexität des Gesamt Ablaufs der Metallverarbeitung von der Gewinnung des Rohstoffes bis zum Gebrauch der Endprodukte, der nur durch das Vorhandensein höchst leistungsfähiger Verteilersysteme gewährleistet war, nur ungenügend.

Die Qualität der Goldfunde spricht von der Bedeutung, die man im Verlauf der Vorgeschichte den Edelmetallen zusprach. So finden sich Schmuckelemente von geringem Gewicht hauptsächlich unter den Grabbeigaben, während große Schmuckstücke häufig in den sog. Depots, den Verwahrungen, zutage treten.

Die Verbreitung einiger charakteristischer Formen und Verzierungen in Europa erlaubt, die damals bestehenden kulturellen Verbindungen festzustellen: so etwa bei den in Europa weitverbreiteten Goldobjekten, die von Mykene inspiriert wurden.

Letztlich ist aber die Rolle, die das östliche Europa und die Aegäis beim Entstehen der Goldschmiedekunst für das übrige Europa spielten, noch wenig geklärt. Das Vorhandensein regionaler Gruppen mit Materialien identischer Qualität (z.B. am Ende der Steinzeit an der atlantischen Küste, im Golf von Gascogne bis in die Niederlande und zu den Britischen Inseln) läßt auf das Vorhandensein von möglicherweise mehreren untereinander verbundenen Produktionszentren schließen.

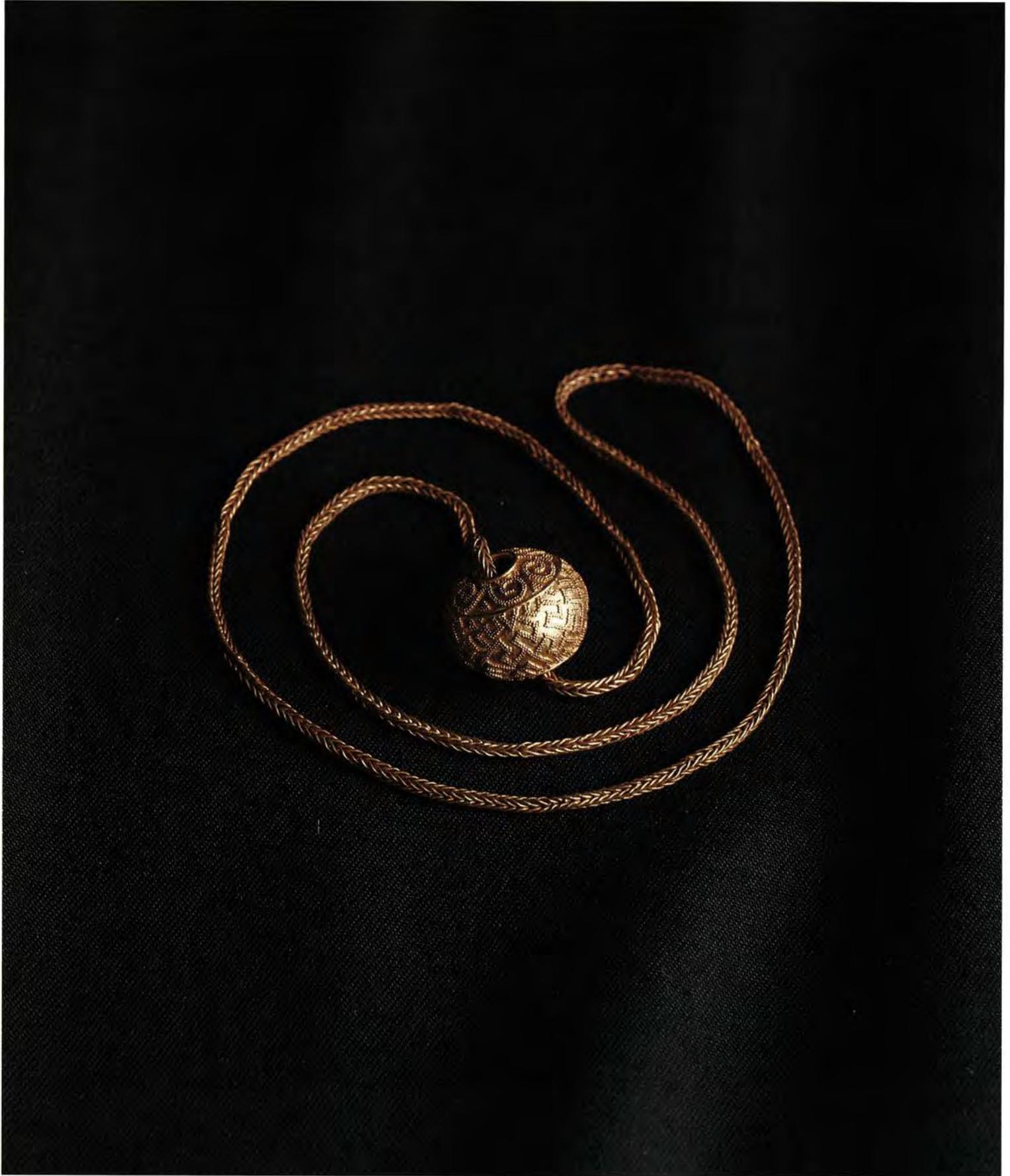
Gegen Ende der Bronzezeit, im 8. Jahrhundert v. Chr., werden die Goldarbeiten immer seltener. Dies fällt mit anderen kulturellen Phänomenen zusammen, die das Entstehen eines neuen Zeitalters ankünden: der Kultur der Kelten.

#### *Literatur*

- Beck A., Beiträge zur frühen und älteren Urnenfelderkultur im nordwestlichen Alpenvorland. Prähistorische Bronzefunde XX, 2, München 1980.
- Becker B. u.a., Zur absoluten Chronologie der Frühen Bronzezeit. Germania 67, 1989, 421ff.
- Eluère Ch., Les ors préhistoriques. L'âge du Bronze en France 2. Paris 1982.
- Hardmeyer B., Prähistorisches Gold Europas im 3. und 2. Jahrtausend vor Christus. Zürich 1976.
- Osterwalder Ch., Die mittlere Bronzezeit im schweizerischen Mittelland und Jura. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 19, Basel 1971.
- Piggott St., Ancient Europe, from the beginnings of agriculture to classical antiquity. Edinburgh 1965.
- Rychner V., L'âge du Bronze final à Auvernier. Cahiers d'Archéologie Romande 15-16, Lausanne 1979.
- Chronologie - Archäologische Daten der Schweiz. Antiqua 15,

Farbtafel XVIII Kat. 26 und 27 (*Kleine Hohlkugel und Kettchen aus Gold*)

Farbtafel XIX Kat. 11, 12, 30 und 32 (*Ohrringe aus Goldblech*)







# HALLSTATTZEIT: ZENTREN DES REICHTUMS UND DER MACHT

Geneviève Lüscher

## *Massalia: Mittelpunkt des Handels im westlichen Mittelmeer*

Wir befinden uns im 7. Jahrhundert v. Chr. Griechenland hat sich gegen die phönikische und etruskische Konkurrenz behaupten können und übernimmt die Vormacht im Mittelmeerraum. Handelsstädte entlang der Küste werden gegründet. Eine davon, Massalia (das heutige Marseille), wird für Mitteleuropa von einschneidender Bedeutung sein.

Über das genaue Gründungsdatum der Kolonie Massalia herrscht Unklarheit; üblicherweise wird ein Datum um 600 v. Chr. genannt. Gründer waren die Phokäer, d.h. ausgewanderte Bewohner der an der kleinasiatischen Westküste gelegenen Griechenstadt Phokaia. Die Kolonie war zuerst auf ein kleines Gebiet um die Rhonemündung begrenzt und lebte hauptsächlich vom Seehandel, der Fischerei und wohl auch von Piraterie. Der Ausgang der Schlacht von Alalia vor Korsika um 540 v. Chr. dürfte eine geographische Verlagerung der Interessen ins Landesinnere bewirkt haben. Karthago gewann damals die Vorherrschaft im westlichen Mittelmeer, und den massaliotischen Kaufleuten war damit der Seeweg durch die Meerenge von Gibraltar verwehrt. Sie hatten diesen benutzt, um in England Zinn einzuhandeln, das für die Herstellung der Bronze benötigt wurde. Um diesen lukrativen Handel nicht aufgeben zu müssen, suchte Massalia einen Weg durchs Landesinnere. Die neue Route führte rhoneaufwärts bis zur Saônemündung. Von der Saône bis zur Seine mußte eine kurze Landbrücke überwunden werden. Seineabwärts gelangte man an den Ärmelkanal und auf die britischen Inseln. Mit dem Ausbau des Wegnetzes erreichte man auf der Rhone den Genfersee, das schweizerische Mittelland und den Hochrhein oder gelangte von der Saône durch die Burgundische Pforte in die Oberrheinebene und an den Mittelrhein. Entlang der Transportwege entstand ein reger Tauschhandel; zudem mußten die Wegrechte durch kostbare Geschenke erkaufte werden. Der Norden lernte so die Luxusgüter kennen und schätzen, die der Süden zu bieten hatte.

Welches waren nun die Güter, die von Massalia aus den Weg nach Mitteleuropa fanden? In der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. sind es vor allem Amphoren aus Massalia und Trinkgeschirr aus Attika in Griechenland. Es ist anzunehmen, daß diese Kulturkontakte auch eine geistige Komponente enthielten. Sicher erfuhren die Menschen in Mitteleuropa etwas über die Lebensweise der griechischen Kolonisten. Möglicherweise reisten Menschen als Wanderhandwerker, Händler, Abenteurer, Söldner usw. in den Süden und berichteten bei ihrer Rückkehr über ihre Erlebnisse. Während sich aber ihre «Souvenirs» vielleicht im Boden erhalten haben, hinterläßt das fremde

*Abb. 13* Bronzekrater von Vix bei Châtillon-sur-Seine. Er diente als Grabbeigabe einer vornehmen Frau, die vermutlich Priesterin war, und stammt ursprünglich aus Unteritalien (Höhe 1,64 Meter).

Gedankengut keine materiellen Spuren und ist somit für uns nicht faßbar.

Außer Keramik wurden sicher noch andere Güter über Massalia rhoneaufwärts transportiert: Rohstoffe für Schmuck wie Gold aus Spanien oder Koralle aus dem Mittelmeer, aber auch Fertigprodukte wie Bronzegefäße aus Griechenland, Süditalien oder Etrurien. Was bot der Norden im Tausch an? Da wir im Süden kein Importgut aus dem Norden feststellen können, muß es sich um organische Stoffe gehandelt haben, z.B. Leder, Textilien, Nahrungsmittel wie Honig und Schinken, oder auch um Menschen, d.h. Sklaven, Söldner, Frauen.

Der Handel gab einer Oberschicht in Mitteleuropa die Gelegenheit, immer mehr Macht und Reichtum auf sich zu vereinen, was sich schließlich in überaus prunkvollen Grablegungen mit Goldobjekten niederschlug, von denen im folgenden die Rede sein wird.

## *Die reiche Herrin und Priesterin von Vix*

Wir verlassen Massalia und begeben uns rhoneaufwärts in den Norden, ins heutige Burgund, von wo aus man nach einer kurzen Landstrecke die Seine erreicht. Schon von weitem sticht eine isoliert stehende Bergkuppe ins Auge: der Mont Lassois bei Châtillon-sur-Seine. Seine langovale Siedlungsfläche von etwa 9 ha wird von einer Holz-Erde-Mauer umgeben, der ein bis zu 5,7 m tiefer Graben vorgelagert ist. Ausgrabungen haben Spuren einer intensiven Besiedlung aufgedeckt, ohne allerdings bis jetzt Auskunft über die Struktur der Siedlung geben zu können. Es kamen über eine Million Scherben zum Vorschein, mehr als 300 Fibeln, Eisenbarren, Rohkoralle, Dolche, Lanzenspitzen, Spinnwirtel, Glasperlen und vieles andere mehr. Sofort aufgefallen ist die große Menge fremdartiger Keramik: Scherben griechischen Geschirrs und Fragmente massaliotischer Amphoren.

Die beherrschende Lage auf der Bergkuppe, die Befestigungsanlagen sowie die zahlreichen Importgüter machen eine Deutung der Siedlung als ein mächtiges und einflußreiches Handelszentrum wahrscheinlich. Unterstützt wird diese Hypothese durch die Tatsache, daß die Seine bis hierher schiffbar war. Es wird angenommen, daß Zinn von der bretonischen Küste und von Cornwall auf Schiffe geladen wurde und bis an den Fuß des Mont Lassois auf dem Wasserweg transportiert werden konnte. Hier mußte es umgeladen und auf dem Landweg bis zur Saône befördert werden. Dieser Umladung verdankte der Mont Lassois seinen Reichtum. Die Siedlung erlebte ihre Blüte in den Jahren von etwa 500 bis 450 v. Chr. und scheint kurz vor Beginn der Latènezeit abrupt verlassen worden zu sein.

Um den Mont Lassois gruppieren sich einige prunkvolle Grabanlagen aus der gleichen Epoche. 1953 kam durch Zufall das bis jetzt



Abb. 14 Zwei Frauen oder Priesterinnen bei einer Opferhandlung. Darstellung auf dem Bronzeceimer aus einem Grab von Vače in Jugoslawien und Siebausatz des Kraters von Vix (Abb. 13)

reichste Grab zum Vorschein. Es liegt unmittelbar am Fuße des Mont Lassois in völlig ebenem Gelände, weil der Grabhügel ganz flachgepflügt worden war. Die Ausgräber fanden eine hölzerne Grabkammer, die einige Schätze ganz besonderer Art enthielt. Am Verblüffendsten war die Entdeckung eines riesigen Bronzekraters, eines griechischen Gefäßstyps, der normalerweise viel kleiner ist. Zudem kamen eine etruskische Kanne und drei Becken aus Bronze, zwei attische Trinkschalen – eine davon mit der vielleicht nicht zufälligen Darstellung eines Amazonenkampfes – und eine Silberschale mit goldbelegtem Boden, über deren Herkunft noch gerätselt wird, zum Vorschein. Entlang der Kammerwand standen vier abmontierte Wagenräder, der Wagenkasten lag in der Kammermitte. Darauf ruhte der Körper einer etwa 35jährigen Frau. Sie war mit einfachem und für jene Zeit durchaus gängigem Schmuck ausgestattet. Einzigartig und völlig ungewöhnlich ist hingegen ihr Halschmuck: ein hohler, 480 Gramm schwerer Goldring, der die Trägerin auszeichnete und ihre Macht und Würde symbolisierte. Ebenfalls ein Statussymbol ist der Wagen. Seine erst kürzlich erfolgte Nachbildung zeigt ein leichtes, zierliches Gefährt.

Das außergewöhnlichste Fundstück ist aber der 1,64 m hohe und 208 kg schwere Bronzekrater mit dem Fries aus Kriegern und vierspännig gefahrenen Streitwagen auf dem zylindrischen Hals. Ein

Siebdeckel, in dessen Mitte eine zierliche Bronzestatuette steht, verschließt das Gefäß. Die Frauenfigur trägt ein in der Taille gegürtetes Kleid und darüber einen dicken Umhang, der auch den Kopf bedeckt. Die Füße stecken in schweren Schuhen. Der Krater gibt einige Rätsel auf. Seine Größe hätte die normale Verwendung als Mischgefäß fast unmöglich gemacht, da das Schöpfen daraus, etwa mit einer Schale, nur bei ganz vollem Gefäß möglich gewesen wäre. Auch die dünnen Bronzeblechwände, die einem Druck von fast 1200 Litern nicht standgehalten hätten, sprechen gegen ein Mischgefäß im üblichen Sinne. Hat man vielleicht nur symbolische Mengen hineingeleert?

Der linke Arm der Frauenstatuette auf dem Siebdeckel ist angewinkelt, die Hand ausgestreckt. Wir vermuten, daß sie eine Spendeschale hielt, die heute leider abgebrochen ist. Es muß sich bei der Figur um eine Priesterin während der Opferhandlung, einer Flüssigkeitsspende, handeln. Sie stellt sozusagen «en miniature» die tatsächlich damals stattfindende Kulthandlung dar: sie spendet eine Flüssigkeit in den Krater. Was liegt nun näher, als in der hier aufgebahrten Frau die Priesterin zu sehen, die mit der Silberschale eben diese Kulthandlung vollzogen hat? Das ist natürlich reine Spekulation. Sicher ist hingegen, daß die Frau zur obersten Gesellschaftsschicht gehört, die auf dem Mont Lassois wohnte.

#### *Das Prunkgrab des Fürsten von Hochdorf*

Verlassen wir das Burgund und wenden uns ostwärts nach Baden-Württemberg. Hier, nordwestlich von Stuttgart, befindet sich das zurzeit berühmteste frühkeltische Grab. 25 Jahre später entdeckt als Vix, konnte es 1978/79 mit modernsten Grabungsmethoden geborgen werden. Seine gute Erhaltung erlaubte zudem die Erforschung verschiedenster organischer Substanzen.

Der bei der Entdeckung nur noch 1,5 m hohe Hügel maß ursprünglich gegen 10 m in der Höhe und 60 m im Durchmesser. Die Grabkammer aus Eichenbalken im Hügelzentrum war noch intakt. Sie enthielt eine zweite Kammer von etwa 4,7 m Seitenlänge. Der Zwischenraum und die Abdeckung bestanden aus einer Steinfüllung von gegen 50 Tonnen Gewicht. Man fürchtete ganz offensichtlich Grabräuber und versuchte, ihnen mit riesigen Steinmassen das Handwerk zu legen. Die Grabkammerdecke war nach einiger Zeit unter diesem Gewicht eingestürzt und hatte die ganze Pracht unter sich begraben. Die sorgfältige Freilegung gibt uns aber ein detailliertes Bild, wie es hier am Tag der Beerdigung ausgesehen haben muß:

Die Kammerwände sind mit gewebten Stoffbahnen aus Wolle oder Flachs behängt, die verschiedene Webarten und eingestickte Muster erkennen lassen. An der Südwand hängen acht Trinkhörner aus Auerochsenhörnern, ein weiteres aus Eisen, das größte faßt 5,5 Liter. Alle sind mit Goldblech verziert.

Die Osthälfte der Kammer nimmt ein wuchtiger Wagen ein, dessen Kasten, Räder und Naben über und über mit Eisen beschlagen sind. Auf dem Kasten liegen Zaumzeug, Doppeljoch für die Zugpferde, verschiedene Geräte, neun Teller und drei Becken aus Bronze. Gegenüber steht ein großer Bronzekegel von 1,2 m Durchmesser und gegen 500 Liter Fassungsvermögen. Er enthält eine honigweinartige Flüssigkeit und ist mit Tüchern zugedeckt, auf denen eine feine Goldschale liegt. Auf seinen Schultern sitzen zwischen drei Henkeln drei Löwen. Der Kessel ist alt und abgenutzt; die Henkel scheinen ein späterer Zusatz zu sein, und einer der Löwen ist

Abb. 15 Oben: Rekonstruktionszeichnung eines reich ausgestatteten Hügelgrabes aus Hochdorf bei Stuttgart. Unten: die Ausgrabung der Hügelgräber von Jegerstorf bei Bern im Jahre 1907. In der Grube die Vertreter des Bernischen Historischen Museums J. Wiedmer-Stern und E. von Fellenberg.



22



23

sogar in einer einheimischen Werkstatt nachgebildet worden. Die beiden anderen sowie die Henkel und der Kessel selbst stammen aus Großgriechenland.

Daneben steht eines der wohl originellsten antiken Möbelstücke: eine 3 m lange Kline. Das ähnlich wie ein Sofa aussehende «Ungetüm» mit Seiten- und Rückenlehnen aus verziertem Bronzeblech dient dem Verstorbenen als letzte Ruhestätte. Acht Rädchen machen das ganze fahrbar. Über der Rückenlehne hängt ein Pfeilköcher aus Pappelholz, die Pfeile sind aus Holz von Hasel, Pfaffenhütchen und Schneeball. Das Lager selbst ist liebevoll hergerichtet: Ein Polster aus Hanf- und Grashalmgeflechten, Fellen und Stoffen aus Dachswolle und Pferdehaar sollen den Toten möglichst weich betten. Seine Kleidung ist aus Woll- und Leinentuch angefertigt. Neben dem Kopf liegt ein kegelförmiger Hut aus verzierter Birkenrinde, die Füße stecken in schnabelförmigen, mit Goldblechstreifen verzierten Schuhen. Der Tote ist reich geschmückt: ein Goldhalsreif ziert den Hals, ein Goldarmband das Handgelenk. Auf der Brust liegen zwei bronzene und zwei goldene Fibeln, alle vier mit verbogener Nadel, d.h. funktionsuntüchtig. Ein Eisendolch in einer Bronzescheide steckt im Gürtel. Dolch und Gürtel sind auf der Schauseite mit Goldfolie überzogen. Zur persönlichen Ausstattung gehören ein Holzkamm, ein Rasiermesser und ein Nagelschneider.

Anthropologische Untersuchungen haben nach der Ausgrabung ergeben, daß der Mann fast 1,9 m groß war und seine Mitmenschen deutlich überragt hat. Er starb an unbekannter Todesursache im Alter von etwa 45 Jahren. Eine beginnende Arthrose in den Gelenken machte ihm ein wenig zu schaffen.

Auffällig ist die üppige Ausschmückung mit punzverziertem dünnem Goldblech, das eigens für den Toten angefertigt wurde und nicht für das tägliche Leben gedacht war. Weshalb der Mann derart prunkvoll ausgestattet wurde, was er oder vielmehr seine Hinterbliebenen mit dieser Zurschaustellung von Reichtum bewirken wollten, darüber kann nur gerätselt werden.

Der Tote von Hochdorf wird gerne als «Fürst» bezeichnet. Da wir aber die hierarchische Ordnung und politische Organisation der frühkeltischen Gesellschaft überhaupt nicht kennen, sollte diese Bezeichnung nur mit Vorsicht verwendet werden. Was wir kennen ist das überdimensionierte Grabmonument, die aufwendige, prunkvolle Ausstattung mit Gold und die Güter, die nur durch besondere Beziehungen, sei das Handel, Heirat, Beutezug oder Gastgeschenk, von ihren südlichen Ursprungsländern in den Norden gekommen sein können. Das alles macht den Toten zweifellos zu einer herausragenden Persönlichkeit. Welche Funktion er aber in der damaligen Gesellschaft innehatte, ist nicht bekannt. Seine Ausschmückung mit Gold im Augenblicke des Todes weist auf eine Überhöhung seiner Person, – vielleicht sogar eine Art Vergöttlichung – hin.

Der Mann lebte und starb zwischen 550 und 500 v. Chr., gehörte also einer älteren Generation an als die Frau von Vix.

### *Die Heuneburg an der Donau: ein frühkeltischer Fürstensitz*

Nach der Beschreibung zweier Grabmäler fragt man sich, wie und wo die frühen Kelten, die in diesen Gräbern bestattet wurden, gelebt haben? Zur Beantwortung dieser Frage begeben wir uns in den Süden: 20 km östlich von Sigmaringen in Baden-Württemberg liegt die Heuneburg. Diese Siedlung, ein sogenannter «Fürstensitz», war von etwa 600 bis 450 v. Chr. bewohnt. «Fürstensitze» werden Großsiedlungen genannt, die an topographisch erhöhter Lage erbaut sind und durch ein besonderes Fundgut auffallen, dem Südimport. Ein weiteres Charakteristikum sind die in ihrer Umgebung errichteten Großgrabhügel mit reichen Gräbern. Sämtliche Anforderungen eines «Fürstensitzes» erfüllen bis jetzt nur zwei ausgegrabene Siedlungen, die Heuneburg und der Mont Lassois.

Das Plateau der Heuneburg ist mit rund 3 ha nur etwa ein Drittel so groß wie der Mont Lassois. Das Siedlungsareal war mit einer Mauer umgeben, die zu Beginn aus einer Holz-Erde-Stein-Konstruktion bestand, d.h. einem Kastensystem aus Holzbalken, gefüllt mit Erde, dessen Innen- und Außenfront mit einer Trockenmauer verblendet war. Diese Anlage wurde später durch eine Konstruktion ganz anderer Art ersetzt, nämlich durch eine Lehmmauer aus luftgetrockneten Ziegeln, die man auf der Aussenseite mit einem Kalkverputz versah. Die Außenfront zierten zahlreiche vorspringende Türme. Baumaterial und Architektur dieser Mauer sind im Mittelmeerraum verbreitet, bis jetzt in Nordeuropa aber einzigartig. Die Mauer stand etwa 50 Jahre und fiel dann zusammen mit der ganzen Siedlung einer Feuersbrunst zum Opfer. Der spätere Wiederaufbau erfolgte in altbewährter Manier.

Diese Lehmziegelmauer mit ihrer für das hiesige feuchte Klima wenig geeigneten Bauweise ist Ausdruck dafür, daß, abgesehen von Gegenständen wie z.B. Tongeschirr, auch Ideen, Fertigkeiten und Erfahrungen importiert werden konnten. Es ist undenkbar, daß diese Mauer ohne fremde Hilfe errichtet wurde. Kam etwa der Bauherr selbst aus dem Süden und brachte seine Vorstellungen einer Großsiedlung mit? Kam ein Einheimischer von seiner Reise in den Süden mit einem Architekten nach Hause? Wir wissen es nicht.

Die Untersuchung der Innenfläche zeigt, daß die Siedlungsgeschichte sehr komplex verlaufen und schwierig zu entziffern ist. Die Häuser stehen, mindestens in einer Ecke der Siedlung, in regelmäßigen Reihen. Einige scheinen bronzeverarbeitende Werkstätten beherbergt zu haben, andere wurden nur zu Wohnzwecken benutzt. Viel mehr als der Grundriß ist von diesen Häusern aber nicht bekannt, da sich die Holzteile des Oberbaues nicht erhalten haben. Mehr Auskunft über das Leben der Bewohner erhalten wir durch die Funde. Einen winzigen Teil der Fundmasse machen die Importfunde aus, die ein ähnliches Spektrum aufweisen wie auf dem Mont Lassois. Der größte Teil besteht aus lokalem Abfall, d.h. aus viel zerbrochenem Geschirr, abgenagten Knochen, wenig kaputtem Metallgerät oder -schmuck. Die vielen tausend Scherben lassen sich zu verschiedenen Gefäßformen mit unterschiedlichen Funktionen ergänzen: zu groben Koch- und Vorratstöpfen, Eß- und Trinkschalen, Flaschen, feinem bemaltem Tafelgeschirr. Es ist zu vermuten, daß hier auch Töpfereien betrieben wurden.

Über die Funktion der Siedlung kann nur spekuliert werden. Durch ihre Größe besaß sie sicher eine Art Zentrumsfunktion mit Handelsniederlassungen, Handwerksbetrieben und ähnlichem. Ob tatsächlich ein «Fürst» hier wohnte, konnte durch die Ausgrabungen bis jetzt nicht bewiesen werden.

Nach diesen Kapiteln, die einen Einblick in den gesamten Westhallstattkulturkreis vermitteln, wenden wir uns nun speziell den Goldfunden zu, die in der Schweiz zum Vorschein gekommen sind. Der Umweg über Fundstellen aus dem angrenzenden Ausland war deshalb unumgänglich, weil wir in der Schweiz keine modern ausgegrabenen Fundstellen dieser Epoche besitzen, die uns auch nur annähernd mit dem Grab von Hochdorf vergleichbare Informationen geben könnten. Unsere Grabhügel sind fast ausnahmslos im letzten Jahrhundert mit veralteten Methoden ausgegraben oder sogar einfach geplündert worden, d.h. wir besitzen nur unvollständige Grabinventare, meist sogar nur Einzelstücke ohne jede Zusatzinformation, wie sie die heutigen Untersuchungsmethoden liefern können.

Dennoch können wir auf eine ganze Anzahl von qualitativollen Einzelstücken aus Gold oder mit Goldauflage blicken, die alle aus Gräbern stammen und fast immer Schmuckstücke darstellen. Bevor wir zu diesen sicher hallstattzeitlich datierten Gegenständen übergehen, müssen wir uns aber noch einem der herausragendsten prä-

historischen Goldobjekte in der Schweiz zuwenden: der Goldschale von Altstetten.

#### *Die Goldschale von Zürich-Altstetten*

Die im Jahre 1906 bei Bauarbeiten zufällig aufgefundene Goldschale hat in der Fachwelt schon etliche Male Stoff für Diskussionen geliefert, ohne daß man sich zu einer endgültigen Meinung betreffend der Datierung und Deutung dieses rätselhaften Fundes hätte durchringen können (Kat. 7). Es sind vor allem die Ansichten zur Zeitstellung, die zu Kontroversen führten und noch immer führen. Da bei der Auffindung selbst kein Fachmann zugegen war, mußte die Fundsituation im Nachhinein rekonstruiert werden. Die Angaben des Bauarbeiters scheinen aber noch einigermaßen klar zu sein: die Schale lag mit der Mündung nach unten auf einem flachen Stein und war unter einem umgestülpten Tontopf versteckt. Unter der Schale lag eine «weißliche, staubähnliche» Masse. Weitere Funde waren auch nach fachmännischer Untersuchung der Umgebung nicht zum Vorschein gekommen. Leider sind vom Tongefäß nur kleinste Fragmente aufbewahrt worden, so daß keinerlei datierende Mitfunde die Zeitstellung der Goldschale eingrenzen könnten. Man ist auf vergleichende Studien und stilistische Erwägungen angewiesen. Diese haben zu zwei Ansichten geführt: während die eine Seite für eine zeitliche Einstufung in die Hallstattzeit plädiert, möchte die andere sie eher in einem spätbronzezeitlichen Zusammenhang sehen.

Spätbronzezeitliche Goldgefäße sind verhältnismäßig häufig und werden in der Regel als Hort- oder Weihefunde geborgen, d.h. sie stammen üblicherweise nicht aus Gräbern. Anders die Situation in der Hallstattzeit, aus der nur gerade vier sicher datierte Goldschalen, alle aus Gräbern, bekannt sind. Sie liegen, vorausgesetzt die Fundumstände sind bekannt, ausnahmslos in einem zweiten, größeren Gefäß, sei das ein Tontopf oder ein Bronzebecken. Immer sind es reich ausgestattete Wagengräber mit vielfältigen Beigaben, wie z.B. das bekannte Prunkgrab von Hochdorf.

Wenn man nun die Fundsituation in Altstetten betrachtet, so fällt einem auf, daß konkrete Hinweise für eine Deutung als Grab fehlen. Die Anlage macht nicht den Eindruck, als sei ein zerstörtes Grab vorhanden; auch eine Beraubung scheint angesichts der zurückgelassenen Goldschale unwahrscheinlich. Hätte es sich tatsächlich um ein reiches Prunkgrab gehandelt, so hätten doch bei der nachträglichen Untersuchung noch irgendwelche Spuren davon vorhanden sein müssen.

Vergleicht man nun die vier sicher hallstattzeitlichen Goldschalen mit derjenigen von Altstetten, so fällt einem sofort der Größen- und Gewichtsunterschied auf: die vier Schalen wiegen zusammen 327 Gramm, während die Schale von Altstetten allein 910 Gramm auf die Waage bringt. Auch stilistisch zeigen sich Verschiedenheiten. Keines der hallstattzeitlichen Gefäße weist eine Buckelverzierung auf. Die Schale von Apremont ist überhaupt unverziert, diejenigen von Stuttgart, Hochdorf und Wehringen weisen Kreisaugenmuster und Linien auf. Die Randpartie ist dort jeweils durch besondere Verzierungen betont, während bei Altstetten gerade diese Partie glatt gehalten ist. Nur Wehringen weist einen über und über verzierten Gefäßkörper auf, bei den anderen sind wesentliche Partien der Gefäßwand glatt und unverziert. Die Schale von Wehringen ist aber unter den vier die älteste; sie gehört an den Beginn der Hallstattzeit. Noch ältere Goldschalen aus der späten Bronzezeit zeigen ebenfalls die über und über verzierte Gefäßwand einerseits und Buckelverzierungen andererseits. Es könnte sich bei diesen zwei Merkmalen um ein älteres Moment handeln. Spätbronzezeitliche Goldschalen können auch Gewichte von über 500 Gramm aufweisen, was dem Gewicht der Altstetter Schale auch näher kommt.

Wie dem auch sei, eine abschließende Datierung der Goldschale von Altstetten ist vorläufig nicht möglich. Es scheinen aber doch etliche Merkmale auf eine spätbronzezeitliche Datierung hinzuweisen.

	Gewicht in Gramm	Durch- messer in cm	Höhe in cm
Wehringen (Bayern)	39	9,1	3,2
Hochdorf (Baden-Württemberg)	72	13,4	5,3
Stuttgart (Baden-Württemberg)	161	16,5	6,5
Apremont (Haute-Saône)	55	13,0	4,0
Altstetten	910	25,0	12,0

#### *Kleine Goldobjekte aus bescheidenen Gräbern*

Mit den hohlen Ringlein aus Goldblech sind die kleinsten goldenen Schmuckstücke der Hallstattzeit angesprochen, sie wiegen durchschnittlich nur etwa 1 Gramm. Aus dem Gebiet der heutigen Schweiz kennen wir insgesamt dreizehn Stück. Auch im angrenzenden Ausland, im Elsaß und südlichen Baden-Württemberg, sind sie gut bekannt.

Ihre Grundform ist einfach. Sie sind aus dünnem Goldblech, das zuerst röhrenartig geformt und dann zu einem Ring zusammengebogen wurde. Die Röhre ist an beiden Enden offen und weist eine Innennaht auf, die auch weit offen sein kann, weshalb die Ringe zuweilen Kahn- oder Segelringe genannt werden. Ein Ringende ist oft enger zusammengerollt, damit es in das gegenüberliegende Ende hineingestoßen werden konnte. Die Ringoberfläche ist immer glatt und unverziert. Eine Ausnahme bildet der Ring aus Wohlen (Kat. 11). Dieses sorgfältig gearbeitete Stück ist in verschiedener Hinsicht bemerkenswert. Der Querschnitt ist nicht rund, sondern viereckig, die dachförmige Aussenseite weist feine Längsrillen auf, der Verschluss aus einem sich spitz verzüngenden Ende ist unverziert. Der Ring kam bereits in der Mitte des letzten Jahrhunderts zum Vorschein, Mitfunde sind nicht bekannt. Handelt es sich um das einzige Goldobjekt, das damals gefunden wurde, oder konnten sich die Finder nur gerade überwinden, das kleinste Stück «abzuliefern», während sie den großen Rest in klingende Münze umwandelten? Daß solche Ringlein auch als einziges Goldschmuckstück ins Grab kommen konnten, zeigt uns das Grab von Bonstetten (Kat. 9). Die hier beerdigte Frau trug um die Taille einen mit Bronzenieten besetzten Ledergurt mit einer verzierten Gürtelplatte aus Bronzeblech, beide Handgelenke schmückten Ketten aus schwarzen Glasperlen. Diese sowie ein Bronzezeimer, der ebenfalls im Grab gefunden wurde, deuten auf einen bescheidenen Wohlstand der hier beigesetzten Frau, der durch den Goldring noch unterstrichen wird. Es gibt aber auch Gräber mit bedeutend mehr Goldobjekten. So z.B. die Gräber der verstorbenen Frauen von Ins (Kat. 30) oder Chatonnaye (Kat. 21), wie wir weiter unter noch sehen werden. Diese Frauen gehörten einer ganz anderen sozialen Gruppe an als die Tote von Bonstetten.

Über die Funktion der Ringe wird noch gerätselt. Ihre Fundlage in der Nähe des Kopfes hat eine erste Deutung als Ohringe wahrscheinlich gemacht. Angesichts der zum Teil doch für Ohrschmuck sehr großen Querschnitte (4 mm für die Ringe von Urtenen, Kat. 32) oder dem Problem, wie denn ein offener Ring wie derjenige von Kirchlindach (Kat. 12) am Ohr festgemacht war, ist man von dieser Deutung etwas abgerückt. Andererseits könnte der Ring von Wohlen mit dem spitzen Ende (Kat. 11) als Ohrschmuck gut getragen worden sein. Für die fünf Gunzwiler Stücke (Kat. 34) ist nicht auszuschließen, daß sie alle an einem Ohr getragen wurden – wie sich

heute zuweilen wieder junge Frauen mit mehreren Ringen an einem Ohr schmücken. Andere Ringe muß man sich vielleicht eher an einem Kopftuch befestigt oder ins Haar geflochten vorstellen. Sie wurden in ganz verschiedener Anzahl getragen. Häufig ist ein einziges Exemplar, was selten auch in Männergräbern belegt ist. Mit meist zwei Ringen schmückten sich ausschließlich Frauen. In einem sehr reichen Grab in Esslingen in Baden-Württemberg war die Tote sogar mit 18 Goldringen ausgestattet.

Viel seltener als Goldringlein sind Goldspiralen. Zwei Exemplare sind aus Baden-Württemberg bekannt (Kleingengstingen, Villingen-Magdalenberg). Beide sind nur einfach gewunden; dasjenige aus dem Großgrabhügel Magdalenenberg stammt aus einem Männergrab. In der Schweiz finden wir nur ein einziges Exemplar bei einer sonst einfach ausgestatteten Frau aus Zürich-Burghölzli (Kat. 8). Die Tote trug einen Halsring, drei Armringe und eine Fibel aus Bronze, alles Schmuckstücke, die nicht auf einen besonderen Wohlstand der Trägerin schließen lassen. Auch die drei mitgegebenen Gefäße aus Ton sind in der Hallstattzeit nichts aussergewöhnliches. Besonders zu Beginn dieser Epoche wurden den Toten bisweilen mehrere Dutzend Gefäße ins Grab gelegt. Lediglich eine weitere Besonderheit gesellt sich zur Goldspirale im Burghölzli-Grab: ein Eisenmesser mit verziertem Griff aus Knochen. Es steckte, wenn wir den Ausführungen der Ausgräber glauben wollen, in einem Schweineschädel. Die Beigabe von Fleischstücken, von denen natürlich nur noch die Knochen erhalten geblieben sind, kann als Speise für die Reise ins Jenseits gedeutet werden.

Über die Jenseitsvorstellungen der Menschen in jener Zeit wissen wir fast nicht. Da uns schriftliche Zeugnisse fehlen, müssen wir versuchen, die materiellen Hinterlassenschaften, z.B. eben ein Grab, zu «lesen». Wir können annehmen, daß man die Toten mit Schmuck, Trachtbestandteilen und Waffen ausgestattet hat, damit ihr sozialer Rang, der dadurch ausgedrückt wurde, auch im Jenseits gewährleistet war. Dies sind aber alles Hypothesen, gesicherte Aussagen sind kaum möglich. Das wird auch deutlich, wenn wir uns vorzustellen versuchen, was ein Archäologe oder eine Archäologin über die heutigen «Jenseitsvorstellungen» aussagen wird, wenn er oder sie in ein paar tausend Jahren einen *unserer* Friedhöfe ausgraben wird.

#### *«Vergoldete» Schmuckstücke*

Eine spezielle Kategorie bilden Schmuckobjekte aus Bronze oder Eisen, die eine lose Ummantelung aus dünnem Goldblech tragen. Sie sind also nicht vergoldet; diese Technik kam erst viel später auf. Aus dem schweizerischen Mittelland kennen wir drei Halsringe mit einer solchen Goldplattierung auf einem Bronze- oder Eisenkern. Sie stammen aus Hermrigen, Düdingen und Chatonnaye (Kat. 15, 17 u. 19). Es scheint sich hier um eine eigentlich lokale Spezialität zu handeln, da diese Fundorte nahe beieinander liegen. Sonst ist nur noch aus Rottenburg in Süddeutschland ein ähnlicher Halsschmuck mit Bronzekern bekannt. Das aufgelegte Gold ist jeweils hauchdünn und scheint nicht wie die Objekte im Fürstengrab von Hochdorf speziell für die Bestattung angefertigt und aufgelegt worden zu sein. Man trug diese Ringe wohl auch im Leben. Die naheliegende Annahme, daß diese Ringe etwas vortäuschen sollten, nämlich massive Ringe aus Gold oder mindestens aus stabilem Goldblech, trifft wahrscheinlich nicht zu, da glatte Goldhalsringe äußerst selten und bei uns überhaupt nicht bekannt sind. Sie konnten deshalb auch gar nicht nachgeahmt werden. Es muß sich bei unseren Ringen mit Goldauflage um einen eigenständigen Schmucktyp handeln.

Völlig singular ist ein verwandtes Stück aus Hermrigen (Kat. 14): ein schmales Bronzearmband mit einem Mantel aus dickem Goldblech. Es wurde wahrscheinlich im gleichen Grabhügel gefunden wie der goldplattierte Halsring, muß aber nicht unbedingt aus dem gleichen Grab stammen.

Die Kombination Eisen-Gold zeigt, daß in dieser Gegend mit diesen Materialien gespielt und experimentiert wurde, wenn auch offenbar ohne Erfolg, denn goldplattierte Eisenobjekte kommen in der jüngeren Latènezeit nicht mehr vor. Diese Versuchsphase mit dem Material Eisen ist in einem größeren Zusammenhang zu sehen. In der Hallstattzeit erst kommt Eisen als neues Material auf. Gegenüber der Bronze weist es den Vorteil auf, daß seine Beschaffung wesentlich einfacher ist. Da Bronze eine Legierung aus Kupfer und Zinn ist, waren zwei Metalle zu beschaffen. Besonders Zinn mußte von weit her eingehandelt werden, während es an Eisenerzen fast überall im Westhallstattkreis reiche Vorräte gab und heute noch gibt. Erinnert sei z.B. an die Bohnerzvorkommen im Jura. Eisen konnte aber nicht wie die Bronze geschmolzen und gegossen werden, weil die dazu nötigen Temperaturen vom prähistorischen Menschen nicht erreicht werden konnten. Es konnte lediglich geschmiedet werden. Diese Einschränkung in den Bearbeitungsmöglichkeiten hatte zur Folge, daß feine verzierte Schmuckstücke weiterhin aus Bronze hergestellt wurden. Aus Eisen verfertigte man Werkzeuge, Waffen, Geräte (z.B. das Messer von Zürich-Burghölzli), Wagenbestandteile und ähnliches. Nur ganz selten stellte der hallstattzeitliche Schmied auch Schmuckstücke aus Eisen her: Hals- und Armringe, Fibeln, Nadeln, Gürtelschliessen. Wir finden sie heute fast ausschließlich in Männergräbern. Eisen war offenbar ein typisch «männliches» Material. Ob man daraus schließen darf, daß in Düdingen und Chatonnaye Männer bestattet waren? Die Fundumstände sind leider zu undurchsichtig, als daß hier eine schlüssige Antwort gefunden werden könnte.

Es gab, wie wir gesehen haben, auch Goldschmuckstücke mit einem Bronzekern. Eine winzige Bronzefibel mit Goldplattierung kam in Düdingen zum Vorschein (Kat. 18). In Hermrigen ist außer dem goldplattierten Hals- und Armring das kleine Fragment eines schmalen Blechringes aus Gold geborgen worden (Kat. 14). Das Stück ist zu klein, um es sicher als Arm- oder Halsschmuck identifizieren zu können. Die Aussenseite ist längsgerippt, die Ränder umgebördelt; auf der Innenseite ist noch die Spur einer Bronze-fütterung vorhanden. Im Inventarbuch des Bernischen Historischen Museums stehen unter «Düdingen» noch eine ganze Anzahl von Inventarnummern mit Vermerken wie «Bronzeblechfragment mit Gold belegt» oder «Bronzeblech mit Goldspuren». Alle diese unscheinbaren und wahrscheinlich sehr kleinen Bruchstücke sind zu einem unbekanntem Zeitpunkt aus den Beständen des Museums ausgeschieden worden. Wir wissen also nicht, ob es sich um goldbelegte Schmuckstücke im Sinn der eher einfachen Bronze- oder Eisenringe mit Goldummantelung handelt oder ob auch weitere Gegenstände im Grab mit Goldblech belegt waren wie in Hochdorf. Immerhin können wir aus den Inventarbuchlisten schließen, daß in Düdingen ehemals weit mehr Gold vorhanden war als heute, daß mithin hier eine doch recht vermögende Person ihre letzte Ruhe gefunden hat.

#### *Ein Wagen für die letzte Fahrt*

Das Grab aus Hügel 6 von Ins im Kanton Bern enthielt nicht nur eine granuliert Goldperle (Kat. 26), auf die wir weiter unten noch zu sprechen kommen, und ein Rasiermesser, sondern auch eine Vielzahl von Nägeln, Beschlägen, Reifen, Ringen und weiteren Bruchstücken aus Bronze oder Eisen. Der erfahrene Altertumsforscher Baron Gustave de Bonstetten aus Bern deutete diese unansehnlichen Funde sofort richtig als Bestandteile eines Wagens. Die Ausgrabung fand aber schon 1848 statt, in einer Zeit also, in der die Archäologie noch in den Kinderschuhen steckte. Es ging damals in erster Linie darum, möglichst große Sammlungen anzulegen, d.h. die Fundobjekte waren als solche wichtig, der Zusammenhang hingegen in dem sie sich befanden, auf den heute viel größeres Gewicht gelegt wird,

interessierte kaum. Immerhin hat G. de Bonstetten einige Notizen hinterlassen und sogar einen kurzen Ausgrabungsbericht veröffentlicht, ein für seine Zeit vorbildliches Vorgehen. Trotzdem, wenn wir die Fülle an Informationen, die das Hochdorfer Grab geliefert hat, vergleichen mit dem, was wir von Ins und auch von allen übrigen goldführenden Gräbern auf schweizerischem Gebiet wissen, so muß ein großer Verlust beklagt werden. Der angerichtete Schaden ist kaum wieder gutzumachen. Grabhügel gehören zu jenen Denkmälern, die für jedermann gut sichtbar und deshalb für Beraubungen, auch heute noch, besonders anfällig sind. Es gibt in der Schweiz kaum mehr Grabhügel, die noch intakt sind und deren Ausgrabung unser Bild von der Vergangenheit aufzuhellen vermögen. Umso dringender wäre die «Rettung» der noch vorhandenen Grabhügelreste, da sie für die Hallstattzeit in der Schweiz die einzige uns noch verbleibende Geschichtsquelle darstellen. Siedlungsfunde als eine weitere Quelle sind äußerst selten.

Das Inzer Wagengrab hat immerhin so viele Einzelteile geliefert, daß eine Rekonstruktion des Wagens eigentlich möglich sein sollte. Bis heute hat sich allerdings noch niemand an dieses schwierige Unterfangen gewagt, lediglich ein einzelnes Rad ist nachgebaut worden. Es gibt uns bereits einen guten Einblick in das handwerkliche Können der hallstattzeitlichen Wagenbauer: Die Felgen waren mit Eisenreifen beschlagen, je acht Speichen und die Naben mit Blech umwickelt. Der hölzerne Wagenkasten war offenbar mit einem bronzenen Gitterwerk versehen, und Beschläge in verschiedenen Ornamenten zierte die Seitenwände. Interessant sind Fragmente eines über 10 cm breiten, mit Bronzenieten verzierten Lederbandes. Seine Verwendung als Zierteil des Pferdegeschirrs ist am Naheliegendsten. Von weiteren Wagengräbern mit Goldbeigaben ist meist nur bekannt, daß Eisenreifen von Rädern oder sonstige Wagenteile zum Vorschein gekommen sind. Sehr oft sind diese Bestandteile mittlerweile verrostet und zerfallen, da sich Eisen nur schlecht konservieren läßt und für seine Aufbewahrung in den Museen ganz spezielle klimatische Bedingungen geschaffen werden sollten.

Aus einem riesigen Hügel mit fast 30 m Durchmesser in Payerne stammen mehrere Brand- und Körpergräber. Wagenbestandteile und ein Goldhalsreif weisen auf mindestens ein reiches Grab hin. Der Halsreif (Kat. 24), aus einem einzigen Stück Goldblech getrieben, ist längsgerippt. Zwischen drei Rippen ist jeweils ein Band mit aneinandergereihten Mäanderpunzen angebracht. Ob er ursprünglich wirklich diese offene Form besaß und nicht stärker röhrenförmig gerollt war, läßt sich heute nicht mehr entscheiden. Möglicherweise waren die glatten Seitenteile wie beim Hochdorfer Exemplar nach innen gebogen.

Eine ganz ähnliche Fundsituation zeigt der Hügel von Chantonay, aus dem wir bereits einen Eisenhalsring mit Goldbelag und einen Goldohrring kennengelernt haben. Er wurde 1880 geplündert. Die Funde, darunter auch ein Goldhalsreif sowie Wagenbestandteile, müssen aus verschiedenen Gräbern stammen, wobei heute nicht mehr auszumachen ist, was zusammengehört. Der Halsreif (Kat. 20) ist von der Grundform her demjenigen von Payerne sehr ähnlich, er ist jedoch schmaler und weist eine Punzierung mit S-Motiven auf. Vermutlich waren auch hier die glatten Seitenpartien eingeklappt.

Der dritte Halsreif stammt aus Allenlüften, einem kleinen Dorf zwischen Bern und Murten. Den sogenannten «Unghürhubel» ereilte das gleiche Schicksal wie die bereits beschriebenen Grabstätten. Die Goldobjekte, ein Halsreif und ein Armband, wurden von Bauern beim Abtragen des Hügels in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgelesen. Später kamen dort auch Wagenbestandteile zum Vorschein. Ein Blick auch Hochdorf, wo die gleiche Kombination Halsreif-Armband-Wagen zutage kam, läßt erahnen, was vielleicht

im Unghürhubel noch alles gesteckt hat! Der geschlossene Halsreif (Kat. 22) ist der breiteste von allen dreien. Seine Aussenseite ist mehrfach fein gewulstet und mit Bändern aus verschiedenen Punzmotiven verziert. Das Armband (Kat. 23) ist flach und weist vier Reihen von gegenständig gepunzten Halbmonden auf.

Bei den Halsreifen handelt es sich um einen Schmucktyp, der in den verschiedensten Varianten immer die gleiche Grundform aufweist. Die Regelmäßigkeit, mit der reiche Verstorbene damit ausgestattet wurden, läßt an eine Art Statussymbol denken, das überregional Gültigkeit hatte. Wir finden Goldhalsreifen in Mitteleuropa in einem bestimmten Gebiet, das Ostfrankreich, Südwestdeutschland und die Schweiz nördlich der Alpen umfaßt. Bis jetzt sind es knapp zwanzig Exemplare. Ihr Tragen war möglicherweise streng reglementiert, Abweichungen oder Imitation des Schmuckes nicht erlaubt. Es gibt keine Blechhalsreifen aus Bronze, was technisch durchaus zu bewerkstelligen gewesen wäre. Das gleiche gilt auch für die breiten Goldarmbänder. Ohrringe oder Haarnadelköpfe gibt es hingegen auch aus anderem Material.

In der Regel enthalten Gräber mit Goldhalsreifen auch einen Wagen, was bei unseren drei Exemplaren nur vermutet, aber nicht bewiesen werden kann. Wagen als Beigabe finden sich aber sonst in Gräbern nicht selten. Diese Sitte stammt aus dem Osten, wo oft auch gleich noch die Zugpferde getötet und mitbeerdigt wurden. So weit ging man aber bei uns nicht. Im Gegenteil, manchmal kam sogar nur ein Teil des Wagens ins Grab, z.B. die Räder. Immer sind es vier-rädrige Wagen, vor die zwei Zugpferde gespannt wurden. Noch ungewiß ist die genaue Funktion des Wagens; diente er im täglichen Leben als Fortbewegungsmittel, als Reisewagen, oder wurde er bei kultischen Umzügen und Prozessionen mitgeführt? Sicher wurde anlässlich der Bestattungsfeierlichkeiten der oder die Tote – Wagen sind aus Frauen- und Männergräbern bekannt – mit diesem Gefährt vom Sterbeort zum Begräbnisplatz geführt. Vielleicht sollte der Wagen auch die beschwerliche Reise ins Jenseits erleichtern?

#### *Luxus aus der antiken Welt*

Als weiterer Ausdruck von Wohlstand finden sich in hallstattzeitlichen Gräbern außer Goldobjekten und Wagen eine weitere Kategorie von kostbaren Objekten: die Bronzegefäße. Alle Gräber, die bei uns diese drei Objekttypen enthalten, sind Frauengräber; sie liegen in Ins, Urtenen bei Bern und Gunzwil bei Beromünster. Das letztgenannte Grab wirkt relativ bescheiden, da die dort beerdigte Frau «nur» mit einer Kette aus Goldröhrchen (Kat. 33), fünf Goldohrringlein (Kat. 34), zehn Haarnadeln mit Gagatköpfen, Arm- und Beinringen aus Bronze ausgestattet war, während die beiden anderen Frauen mit ganz besonderen Kostbarkeiten geschmückt waren. Der schon 1857 untersuchte Hügel von Urtenen enthielt vermutlich mehr als nur eine Bestattung, und die Beigabenzusammensetzung, wie wir sie vermuten, ist nicht wirklich gesichert. Die Frau trug wahrscheinlich an beiden Armen je zwei schwarze Lignitringe, an den Ohren je einen goldenen Ohrring (Kat. 32) und entweder im Haar oder an einer Kopfbedeckung befestigt 15 Nadeln mit großen Köpfen aus verziertem Goldblech (Kat. 31). Die nicht mehr vorhandenen Nadelschäfte waren aus Bronze oder Eisen. Die Nadelköpfe muß man sich vermutlich mit Holz oder Wachs gefüllt vorstellen, was das Eindringen des dünnen Blechs verhindern sollte. Andere Frauen trugen Nadeln mit Köpfen aus Bernstein, Gagat oder Bronzeblech. Köpfe aus Goldblech sind ausgesprochen selten; in Nordhausen im Elsaß trug eine Frau eine einzige solche Nadel und in Schöckingen in Baden-Württemberg war eine mit sechs Nadeln

Farbtafel XX Kat. 72 – 74 (*Zierscheiben aus Goldblech*)

Farbtafel XXI Kat. 22 – 23 (*Halsreif und Armband aus Goldblech*)





ausgestattet. Die Verstorbene von Urtenen trug also mit ihren 15 Goldnadeln einen beträchtlichen Reichtum zur Schau.

Noch exklusiver schmückte sich die Frau aus Ins, Hügel 8. Es fanden sich dort im Jahre 1848 neben einem Bronzeimer und einem Goldohrering, zwei große Halbkugeln aus Goldblech und eine Anzahl von kleinen Goldfolienfragmenten, die, wenn wir den Aussagen des Ausgräbers G. de Bonstetten glauben wollen, von zylindrischen bis linsenförmigen Perlen stammen sollen. Diese waren nicht aus zwei Halbkugeln zusammengefügt, sondern aus einem Streifen Goldblech zusammengerollt. Heute sind die Streifen flachgepreßt, die genaue Perlenform ist nicht mehr feststellbar (Kat. 28). Ihre Verzierung wirkt ausgesprochen flüchtig und unschön, besonders wenn man sie mit den präzisen Punzverzierungen anderer Goldobjekte vergleicht. Möglicherweise handelt es sich aber auch gar nicht um Perlen, von deren Art bis anhin keine weiteren Grabfunde existieren, sondern um die Goldummantelung eines uns bis jetzt unbekanntes Gegenstandes. Ebenso rätselhaft sind die beiden großen Halbkugeln aus verziertem Goldblech (Kat. 29), die wie Vergrößerungen der oben beschriebenen Nadelköpfe wirken. Am Überzeugendsten ist vorläufig eine Interpretation dieses verzierten Blechs als Goldüberzug von zwei Holzschalen, wofür aber Vergleichsstücke ebenfalls fehlen. Für das Zusammenfügen beider Halbkugeln zu einer Kugel gibt es keine Anhaltspunkte; zudem ergäbe dieses kugelige Objekt Anlaß zu weiteren Fragen. Sicher ist einstweilen nur, daß es sich aufgrund der einfachen geometrischen Punzmotive um eine einheimische Arbeit handelt.

Weniger Gewißheit haben wir über die Herkunft der Bronzegefäße, die in allen drei Gräbern zum Vorschein gekommen sind: in Urtenen und Gunzwil je eine sogenannte Ziste, ein Bronzeimer mit gerippter Wandung, und in Ins eine sogenannte Situla, ein Bronzeimer mit glatten, konischen Wänden. Beide Gefäßtypen sind aus mehreren Blechen zusammengesetzt, d.h. genietet oder gefalzt, und weisen Tragevorrichtungen in Form von Henkeln oder Bügeln auf. Wozu sie gedient haben, ist nicht bekannt. Sicher waren sie von einigem Wert, da oft Flickstellen mit angenieteten Blechstücken festgestellt werden können. Sie finden sich aber nicht nur in reichen Gräbern mit Goldobjekten, sondern wurden auch weniger üppig ausgestatteten Verstorbenen mitgegeben. Das gleiche gilt für Bronzegefäße anderer Form. Wir kennen u.a. Schalen mit breiten verzierten Rändern aus Corminboeuf in Kanton Freiburg und Wohlen im Freiamt (Kat. 44), Becken und Tassen aus Richigen im Kanton Bern und aus Coffrane im Kanton Neuenburg (Kat. 46–47). Dieses Bronzegefäß zeichnet möglicherweise eine soziale Schicht der Bevölkerung aus, die sich zwar einiges, aber keinen Goldschmuck leisten konnte.

Über die Herkunft dieses Bronzegefäßes ist viel gerätselt worden. Sein Vorkommen im mediterranen Raum, vor allem bei den Etruskern, läßt an Import denken. Andere Indizien sprechen für einheimische Herstellung oder Imitation, was durchaus den Fähigkeiten eines hallstattzeitlichen Kesselschmiedes entsprach. Möglicherweise sind erste Stücke importiert worden, und später, als die Nachfrage durch die Einfuhr nicht mehr befriedigt werden konnte, gingen die Schmiede daran, das Geschirr in den eigenen Werkstätten so gut nachzuahmen, daß heute ein Unterschied kaum mehr festgestellt werden kann.

Ganz eindeutig importiert ist die sogenannte Hydria von Grächwil bei Bern (Kat. 43). Sie ist mit fast 0,6 m Höhe das drittgrößte Bronzegefäß in Mitteleuropa, nach dem Krater von Vix und dem Kessel von Hochdorf. Der Wasserbehälter (Hydria) soll aus einer süditalischen Werkstatt stammen und um 580 v. Chr. hergestellt worden sein. Er kommt aus einem Grabhügel, der in der Mitte des letzten Jahrhunderts untersucht wurde.

Eine weitere Gruppe von importierten Luxusgütern ist das Ton-

geschirr aus Griechenland oder Italien. Wir haben diese Art von Keramik bereits in den Prunkgräbern von Vix und von Hochdorf und auch aus der Siedlung Heuneburg kennengelernt. Auf schweizerischem Gebiet ist Importkeramik in Gräbern unbekannt, dafür gibt es drei Siedlungsstellen mit griechischer Tonware: Châtillon-sur-Glâne bei Freiburg, den Üetliberg bei Zürich und Yverdon am Neuenburgersee. Während aus Yverdon (Kat. 42) nur eine einzige und vermutlich sehr jung zu datierende Scherbe vorhanden ist, und der Üetliberg (Kat. 36 u. 37) unter einer Fülle von einheimischem Material nur kleinste Scherben geliefert hat, stammen aus der hallstattzeitlichen Siedlung Châtillon (Kat. 38) mindestens 42 Fragmente von Gefäßen, die in Griechenland hergestellt worden sind. Weitere Keramik kommt aus Marseille (Amphoren), aus Süd- und Ostfrankreich (vgl. Kat. 39–41) und unterstreicht die weitreichenden Beziehungen, die hier gepflegt wurden.

#### *Granulation und Filigran aus Etrurien*

Zwei Perlen, die im Kanton Bern gefunden worden sind, fallen durch ihre Form, aber noch viel mehr durch ihre Verzierungstechnik ganz aus dem Rahmen der hallstattzeitlichen Schmuckstücke nördlich der Alpen. Während die Perle von Jegenstorf bei Bern aus einem fast ärmlich zu nennenden Grab stammt, kommt die Perle von Ins im Seeland aus einem reichen Wagengrab, allerdings ohne weitere Goldobjekte.

Wenden wir uns zuerst dem Anhänger von Jegenstorf zu (Kat. 35). Er setzt sich aus zwei losen Teilen zusammen: einer hohlen Perle und einem halbmondförmigen, durchbrochenen Drahtgebilde mit eingehängten Ringlein. Beides war vermutlich mit einer starren Achse verbunden, die verloren ging. Die Achse ihrerseits war wohl aufgehängt oder sonst irgendwie fixiert, so daß der Anhänger frei pendeln konnte. Die Perle ist leicht oval und setzt sich aus zwei Halbkugeln zusammen, die aneinandergelötet sind. Die Naht verdeckt ein tordierter Draht. Die beiden Halbkugeln ziert ein Muster aus verschachtelten Winkelmotiven, das aus unregelmäßig aneinandergereihten Granulierkügelchen gebildet ist. Diese Kügelchen von 0,3–0,5 mm Durchmesser sind winzig klein. Noch feiner, 0,1–0,2 mm im Durchmesser, sind die tordierten Filigranfäden, die in einem fortlaufenden S-Muster zwischen je drei aneinandergelöteten Filigranfäden eingespannt sind. In einem zweiten S-förmig gebogenen Faden sind zehn winzige Ringlein eingehängt, ein weiteres ist verloren gegangen. Das ganze Kunstwerk wiegt lediglich 2 Gramm.

Die Perle von Ins ist stärker oval (Kat. 26). Vermutlich ist auch sie aus zwei Halbkugeln zusammengesetzt, die Naht ist jedoch so gut verarbeitet, daß sie heute nicht mehr zu sehen ist. Zwei aufgelötete Drahtfäden teilen die Perlenoberfläche in eine breite Mittelzone mit Winkelmustern und zwei schmale Randzonen mit Lotusmotiven, beides ebenfalls in Granulationstechnik. Obwohl die Kügelchen selber unregelmäßig groß sind, 0,2–0,4 mm, wirkt die Verzierung als Ganzes viel sicherer und gekonnter als diejenige der Jegenstorfer Perle. Das zugehörige Goldkettchen aus eng miteinander verflochtenen Kettengliedern ist fast 40 cm lang (Kat. 27). Da der Verschluss aber nicht mehr vorhanden ist, wissen wir nicht, wie lang die Kette ursprünglich war. Sie ist die einzige dieser Art nördlich der Alpen; eine silberne Ausführung fand sich in einem reichen Grab im Kleinaspergle, einem Großgrabhügel in der Nähe von Asperg in Baden-Württemberg. Im mediterranen Raum sind sie in dieser Zeit aber geläufig.

Alle drei Techniken, d.h. Filigran, Granulation und geflochtene Kette, sind den hallstattzeitlichen Goldschmiedem fremd. Nördlich der Alpen können lediglich noch sechs Objekte mit Granulation aufgezählt werden, die aber höchstens fünf (!) Kügelchen an einem Schmuckstück aufweisen. Ins und Jegenstorf weisen mehrere Tau-

send Kügelchen auf. Sehr beliebt sind Filigran und Granulation südlich der Alpen bei den Etruskern, die vor allem die Granulationskunst meisterhaft beherrschten. Unsere beiden Kostbarkeiten könnten somit aus Etrurien importiert worden sein. Für diese Hypothese sprechen auch die Verzierungsmotive. Die Komposition aus Kugel und Halbkreis bei der Jegenstorfer Perle wird als Sonne und Mond interpretiert. Dieses Motiv ist mesopotamischen Ursprunges und im Vorderen Orient seit dem 2. Jahrtausend nachgewiesen. Es wurde später von phönizischen Goldschmieden aufgenommen, und schließlich im 7. Jahrhundert von etruskischen Frauen z.B. in Form von flachen Anhängern getragen. Im hallstattzeitlichen Motivschatz ist es nicht vertreten. Auch die ineinandergeschachtelten Dreiecke aus zweireihigen Granulationen finden sich, allerdings viel gekonnter, in Etrurien häufig, z.B. auf einer goldenen Prunkfibel aus einem Grab von Vulci in der Toscana, wo ebenfalls S-förmige Filigranaufgaben angebracht sind. Für die Winkelmuster auf dem Mittelteil der Inser Perle findet man auf etruskischem Schmuck Vergleichbares, auch für die zweireihig applizierten Kügelchen. Schwieriger ist die Herkunft des Lotusmusters zu erklären, das in Etrurien nicht heimisch ist. Gegen eine etruskische Herkunft beider Perlen spricht die gegenüber etruskischen Objekten schlechtere Qualität der Granulation. Etruskische Granulationskügelchen weisen meistens Durchmesser von 0,1 mm bis höchstens 0,2 mm auf und sind immer äußerst präzise gesetzt. Es gibt aber auch größere Kügel-

chen. Das letzte Wort zur Herkunft unserer Perlen ist somit zwar noch nicht gesprochen, Etrurien als Herkunftsland ist jedoch am wahrscheinlichsten.

Für beide Anhänger scheint das Geschlecht der Träger gesichert zu sein. In Jegenstorf fand sich ein Dolch, in Ins ein Rasiermesser in der Nähe der Perle. Diese kostbaren und geheimnisvollen Kleinodien wurden also von Männern getragen.

#### *Literatur*

- Biel J., Der Keltenfürst von Hochdorf. Stuttgart 1985.  
Eluère Ch., Das Gold der Kelten. Freiburg 1987.  
Joffroy R., Vix et ses trésors. Paris 1979.  
Kimmig W., Die Heuneburg an der oberen Donau. Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg 1, Stuttgart 1983.  
Lessing E., Hallstatt – Bilder aus der Frühzeit Europas. München 1980.  
Spindler K., Die Frühen Kelten. Stuttgart 1983.  
Frühkeltische Fürstengräber in Mitteleuropa. Sondernummer Antike Welt 1982.  
Les Princes celtes et la Méditerranée. Rencontres de l' Ecole du Louvre. Paris 1988.



# LATÈNEZEIT: DIE WELT GERÄT IN BEWEGUNG

Felix Müller

Am 18. Juli des Jahres 387 v.Chr. stieß eine vereinigte keltische Streitmacht am Flüsschen Allia auf das römische Heer, trieb dieses in die Flucht und begann drei Tage später die preisgegebene Stadt Rom zu plündern. Während sich die meisten Bewohner Roms auf das offene Land und in benachbarte Städte flüchteten, verschanzte sich eine kleinere Schar auf dem Burgfelsen des Kapitols. Dort vermochte sie dem keltischen Ansturm schließlich zu widerstehen und damit die völlige Auflösung des römischen Staatswesens abzuwenden.

Mit diesem Kraftakt betraten am Beginn des 4. Jahrhunderts v.Chr. die Kelten endgültig die Bühne der Weltgeschichte, indem sie das später so mächtige Rom hart an den Rand des Abgrunds trieben, so daß der 18. Juli fortan als «dies ater», als ein «schwarzer Tag», in die römische Geschichtsschreibung eingehen sollte. Allein das sagenhafte Geschnatter, welches die heiligen Gänse der Juno erhoben, als die keltischen Belagerer nächtlicherweise den kapitolinischen Burgfelsen zu ersteigen versuchten, soll Rom vor dem Untergang gerettet haben. In welchem größeren Zusammenhang steht jedoch diese legendäre Episode? Darüber geben uns die Geschichtsbücher römischer Historiker weitere Auskünfte.

Das hochzivilisierte Volk der Etrusker hatte im 5. Jahrhundert einen ungewöhnlich hohen Lebensstandard erreicht. Politisch mächtige Städte waren untereinander verbündet und bildeten Zentren für eine rasch erstarkende Wirtschaft, deren Grundlage vermutlich auf die Entdeckung und Ausbeutung von reichen Eisenerzvorkommen in Etrurien zurückzuführen ist. Ihr politischer Machtanspruch vergrößerte sich in Oberitalien zusehends, und um 400 v.Chr. schob sich das etruskische Einflußgebiet über den Po bis an den Fuß der Alpen vor. Wirtschaftliche und kulturelle Fäden spannen sich sogar über den Alpenkamm hinweg bis in das Gebiet der keltischen Stammlande Mitteleuropas.

Jedenfalls war damit das Interesse der Völker im Norden geweckt, in deren Augen das in höchster Blüte stehende Etrurien wie das Paradies auf Erden erscheinen mußte, von dem eine geradezu magnetische Wirkung ausgegangen sein dürfte. Dies vermag die sagenhafte Begebenheit, welche man sich zur Zeit Plinius' des Älteren (23–79 n.Chr.) erzählte, treffend zu belegen. Ein Helvetier namens Helico habe von einem Aufenthalt im Süden getrocknete Feigen und Trauben sowie Öl und Wein als Proben für die unermeßliche Fruchtbarkeit der italischen Erde mit nach Hause gebracht. Dies habe seine keltischen Landsleute veranlaßt, über die Alpen zu steigen und ganz Italien zu überfluten. Der Episode des Plinius kann hinzugefügt werden, daß neben den Früchten des Bodens, wie sich zeigen wird, auch immer wieder der Reichtum und das Gold der wohlhabenden Städte Italiens die allerstärkste Anziehung ausübten. Zwei-

Farbtafel XXII Kat. 54 – 57 (*Münze und Fingerringe aus Gold; Fibel aus Silber*)

fellos lebten die Kelten von Ackerbau und Viehzucht. Hin und wieder jedoch muß die Verlockung, den Pflug mit dem Schwert zu vertauschen, übermächtig geworden sein ...

Zu einem von der Forschung noch umstrittenen Zeitpunkt stiegen verschiedene keltische Stämme über die Alpen und drangen in Oberitalien ein. Genannt sind namentlich die Biturigen, Arverner, Senonen, Haeduer, Ambarrer und Carnuten. Die Bojer und Lingonen überquerten gemeinsam das poeninische Gebirge, die Walliser Alpen, und setzten ihren Zug bis über den Po hinaus fort. Die Senonen ließen sich vorerst an der Adriaküste zwischen Rimini und Ancona nieder. Von dort brachen sie zwar mit neuen Forderungen nach Land, jedoch unter Zurücklassung von Frauen und Kindern – also mit klaren Absichten auf Raub – schon bald ins Herz des Etruskerlandes ein. Während der Belagerung von Clusium, dem heutigen Chiusi, kam es zu diplomatischen Verwicklungen mit einer von Rom gesandten Abordnung, welche – für die Senonen unerwartet – der bedrängten Etruskerstadt ihre Hilfe zusicherte. Schließlich wandten sich die Senonen unter ihrem Anführer Brennus von Clusium ab und richteten ihre Spitze gegen Rom selber. Es kam zu jener folgenschweren Schlacht an der Allia vom 18. Juli 387 und zur anschließenden Plünderung Roms. Während sieben Monaten soll Brennus die Burg auf dem Kapitol belagert haben. Erst die Zahlung eines hohen Lösegeldes in Gold konnte ihn zum Abzug bewegen. Gold und nicht Ackerland, wie ursprünglich noch vor Clusium gefordert, war der Lohn für diesen Kriegszug: Angeblich 1000 Pfund, was rund 300 kg entspricht, mußten die gedemütigten Römer herbeischaffen.

Diese vom römischen Historiker Livius (59 v.–17 n.Chr.) besonders eindringlich geschilderten Waffengänge aus den ersten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts in Oberitalien sind jedoch nicht die einzigen Zeugnisse, welche den ungestümen keltischen Expansionsdrang beschreiben, der vor allem in den schriftlichen Überlieferungen der hochzivilisierten Mittelmeerwelt seinen Ausdruck fand.

## *Der Zauber der Fremde*

In den folgenden Jahrzehnten tauchen Kelten an verschiedenen Orten in Süd- und Südosteuropa auf. Im Jahre 368 v.Chr. schickt Dionysios von Syrakus auf Sizilien seine von ihm angeworbenen keltischen Söldner den verbündeten Spartanern zu Hilfe: Kelten betreten zum ersten Mal griechischen Boden. 335 v.Chr. treffen keltische Abgesandte an der unteren Donau auf Alexander den Großen und tun dort großsprecherisch kund, daß sie sich vor nichts fürchten, außer daß der Himmel über ihren Köpfen einstürzen könnte. 279 v.Chr. belagern beutehungrige keltische Scharen das griechische Heiligtum von Delphi, welches seines Reichtums wegen eine große Anziehungskraft ausgeübt haben muß. Ein Jahr später



Abb. 16 Zwei Glasköpfchen aus Karthago. Gefunden im Grab einer keltischen Frau in Saint-Sulpice, Kanton Waadt.

überschreiten die Galater (so ihr griechischer Name) den Hellespont und dringen nach Kleinasien ein. 212 v. Chr. beteiligen sich Kelten im 2. punischen Krieg an der Seite Hannibals an der Eroberung von Tarent in Süditalien. Sie halten ihm die Treue bis zur Entscheidungsschlacht im Jahre 202 v. Chr. bei Zama in Nordafrika.

Daß damals die Welt für die Kelten sichtlich kleiner geworden war, davon zeugt auch zeitgenössisches archäologisches Fundgut. Hier sind keine Informationen über präzise Daten und Schlachtenabläufe zu gewinnen, hingegen stehen ganz charakteristische Gegenstände im Vordergrund des Interesses, welche einiges über die weitreichenden Beziehungen oder sogar über eigene Reiseunternehmungen der einstigen Besitzerinnen und Besitzer verraten.

Beispielgebend sind zwei farbige Glasköpfchen, welche bei Ausgrabungen zwischen 1912 und 1914 im keltischen Friedhof von Saint-Sulpice VD zum Vorschein gekommen sind. Ihre ehemalige Besitzerin, eine sehr junge Frau, mit ungefähr 140 cm Körpergröße vielleicht sogar noch ein Mädchen, verstarb etwa um 350 v. Chr. Die beiden Köpfchen von gut 4 cm Höhe tragen wohlgeordnetes, eigenartig gelocktes Bart- und Kopfhaar. An ihrem Scheitel ist eine Aufhängeöse angebracht. Der eindringliche Blick ihrer weit gerundeten Augen wird durch kräftige Brauenbögen betont. Sowohl in der Art ihrer Darstellung wie bezüglich ihrer Herstellungsweise sind diese Köpfchen völlig fremd im keltischen Kulturraum. Exakte Vergleiche in größerer Anzahl fanden sich jedoch in Karthago im heutigen Tunesien, wo diese Anhänger mit größter Wahrscheinlichkeit auch hergestellt worden sind. Im westlichen Mittelmeerraum sind nur noch vereinzelte Exemplare aus Sizilien, von Sardinien, den Balearen und der Gegend um Barcelona bekannt. Die beiden Köpfchen aus Saint-Sulpice gehören zu den mit Abstand am nördlichsten gelegenen – und sind die einzigen nördlich der Alpen, die unversehrt erhalten geblieben sind. Wie sie ihren Weg hierher gefunden haben, wird ihr Geheimnis bleiben. Von verschiedenen Forschern wurden diese Gesichtsdarstellungen versuchsweise als «Semiten», «Punier» oder gar als die karthagische Gottheit Baal-Hammon identifiziert. Ihr stechender Blick, der im Glauben der damaligen Menschen Unheil und Übel zu bannen vermochte, mußte jedenfalls am Genfersee einen starken Eindruck gemacht haben. Die beiden Köpfchen wurden von der jungen Frau links und rechts auf Schulterhöhe, vermutlich ans Ohr gehängt oder am Kleid befestigt, getragen.

Nicht aus dem Süden, sondern aus dem Norden stammt ein Fund von Rubigen im oberen Aaretal neben Münsingen. Eine im Jahre 1978 dort gefundene, durchlochte Bernsteinperle gehört zu einem

Frauengrab aus der Zeit bald nach 400 v. Chr. Bernstein ist ein in geologischer Zeit verfestigtes Harz von brauner bis honiggelber Farbe, dem besondere Heilkräfte zugeschrieben wurden: Sogar heute ist es wieder in Mode gekommen, kleinen Kindern ein Bernsteinkettchen umzuhängen, um ihnen das Zahnen zu erleichtern ...

Die Perle aus Rubigen mit einem Durchmesser von 6,4 cm ist die wohl größte ihrer Art, die je in der Schweiz gefundenen worden ist. Ihre abgeplattete Form sowie die äußerst sorgfältig profilierten konzentrischen Rillenverzierungen lassen erkennen, daß sie aus einem ungewöhnlich großen Bernsteinrohling herausgedreht worden ist. Naturwissenschaftliche Untersuchungen haben gezeigt, daß Bernstein sehr oft aus dem Nord- und Ostseegebiet oder dem östlichen Mitteleuropa kommt. Von unserem Stück liegen noch keine Analysenergebnisse vor; es stammt jedoch sicher nicht aus der Schweiz. In jener Zeit wurde Bernsteinschmuck in Oberitalien und im Tessin besonders häufig getragen; seltene Beispiele von ganzen Gehängen wurden auch in Saint-Sulpice VD und Münsingen BE gefunden.

Genauere Aussagen zur weiträumigen Mobilität von einzelnen Gegenständen in vorgeschichtlicher Zeit erlaubt das Fallbeispiel von zwei speziellen Scheibenhalsringen. Dieser Typ Halsring aus Bronze besitzt einen Zierteil mit scheibenförmigen Erweiterungen und runden Auflagen aus roter Glasmasse. Die Bronzeanteile waren mit typisch keltischen, in ihren Details ganz individuell ausgestalteten Ziermotiven versehen. Eine Variante mit drei Zierscheiben wurde fast ausschließlich am Ober- und Hochrhein getragen und auch hergestellt. Nun gleichen sich ein Stück aus Muttentz bei Basel und eines, das bei Fiad in der ungarischen Tiefebene südlich des Plattensees gefunden worden ist, fast aufs Haar genau: Sie haben beide einen asymmetrischen Zierteil, was sonst ganz unüblich ist. Man kann daraus schließen, daß das ungarische Exemplar in der Region Basel angefertigt worden ist. Von dort ist es dann nicht durch Fernhandel nach Ungarn gelangt, sondern als persönlicher Schmuck einer keltischen Frau vom Oberrhein. Es scheint damit ein konkreter archäologischer Beweis für keltische Wanderungen vorzuliegen, wie sie uns von antiken Historikern für diese Region verschiedentlich überliefert worden sind. Gerade in der Zeit nach 300 v. Chr., aus welcher die beiden Ringe stammen, gibt es im Karpatenbecken und auf dem Balkan viele archäologische Spuren von Kelten. Dieser Expansionsschub wird mit dem gescheiterten Raubzug gegen Delphi von 279 v. Chr. in Verbindung gebracht.

Vermutlich auf dieselbe Weise, d. h. in Begleitung und als persönlicher Besitz einer keltischen Frau, gelangten weitere Schmuckstücke bis nach Griechenland und sogar Kleinasien – so zum Beispiel eine Art von bronzenen Beinringen mit mehreren, gegen die Innenseite offenen, hohlen Buckeln («Hohlbuckelringe»). Der Typ ist besonders im östlichen Europa verbreitet, kommt jedoch auch im schweizerischen Mittelland vor und kann ins 3. Jahrhundert v. Chr. datiert werden. Ein Paar dieser Ringe ist 1953 in Griechenland beim Ausräumen eines antiken Brunnens auf der Landenge von Korinth zum Vorschein gekommen. Aufgrund der Anzahl ihrer Buckel sowie der angewandten Verschlusstechnik ergeben sich die besten Vergleiche zu Exemplaren aus Südbayern, wo sie hergestellt worden sein könnten – eine vorläufige Hypothese, deren Wahrheitsgehalt noch im Detail überprüft werden müßte. Aus welcher Gegend Mitteleuropas die Ringe letztlich auch stammen mögen, ihre Reise entlang der Donau und durch den Balkan bis nach Griechenland findet in den keltischen Wanderungen eine plausible Erklärung. Es bleibt abschließend zu ergänzen, daß ein einzelner, ebenfalls eindeutig keltischer Ring desselben Typs angeblich in Finike an der Bucht von Antalya, also an der Südwestküste der heutigen Türkei, gefunden worden ist.

Bereits im vorigen Jahrhundert wurde zusammen mit vielen

andern Waffen im alten Flußbett der Zihl bei Port nahe Nidau ein besonderes, eisernes Schwert entdeckt. Erst 1954 bemerkte man auf der angerosteten Klingenbahn eine ovale, mit großer Wucht geprägte Schlagmarke – und daneben in wohlgesetzten griechischen Buchstaben den Schriftzug «Korisios». Damit war eines der ältesten Zeugnisse für den Schriftgebrauch nördlich der Alpen entdeckt. Die Waffe selber ist schwierig zu datieren, sie wird etwa in die Zeit um 100 v. Chr. gehören – mit einem Spielraum von mehreren Jahrzehnten nach oben und nach unten. Der Name «Korisios» bezieht sich entweder auf den Schmied oder den Besitzer des Schwertes.

Julius Cäsar berichtete, daß die Helvetier bei ihrem Auszug im Jahre 58 v. Chr. auf Schreiftafeln Verzeichnisse in *griechischer Schrift* angefertigt hätten, in denen die waffenfähigen Männer und davon gesondert die Knaben, Greise und Frauen (in dieser Reihenfolge !) aufgeführt gewesen seien. Ebenfalls laut Cäsar sollen sich die Druiden zur Abfassung von Schriftstücken in der Regel des griechischen Alphabetes bedient haben. Daß der Schriftgebrauch im 1. Jahrhundert v. Chr. bereits recht geläufig gewesen sein muß, zeigen unter dem archäologischen Fundgut neben den Fragmenten von Schreiftäfelchen vor allem Schreibgriffel aus Knochen und Metall.

#### *Die Archäologie der Kelten – Ein Geschichtsbild mit Lücken*

Im letzten Jahrhundert bereitete es den Schweizer Forschern große Mühe, die aus der antiken Literatur bekannten Kelten mit archäologischen Funden in Zusammenhang zu bringen, weil dazu das damals vorliegende Fundgut noch zu wenig präzise datiert werden konnte. Erst mit der Entdeckung von größeren Gräberfeldern um die Jahrhundertwende waren die Voraussetzungen für eine systematische Auseinandersetzung mit der Archäologie der Latènezeit in der Schweiz geschaffen. Dabei gilt es, einen besonderen Sachverhalt hervorzuheben: Vom 5. bis zum 2. Jahrhundert v. Chr. (in der Früh- und Mittellatènezeit) kennen wir ausschließlich Gräber, während praktisch unbekannt geblieben ist, wo die Leute damals wohnten. Im 1. Jahrhundert v. Chr. (in der Spätlatènezeit) hingegen verhält es sich gerade umgekehrt. Die Zahl der Gräber wird verschwindend gering; dafür sind wir über die Standorte der Siedlungen besser unterrichtet. Diese unterschiedliche Quellenlage prägt das Geschichtsbild, welches wir mit Hilfe der Archäologie zu rekonstruieren versuchen, nachhaltig.

Vier unterschiedlich große Gräberfelder der Früh- und Mittellatènezeit konnten um die Jahrhundertwende sorgfältig ausgegraben werden. Sie alle enthielten die sterblichen Überreste von Männern, Frauen und Kindern, welche mitsamt ihrer persönlichen Habe bestattet worden sind: Die Männer in ihren Waffen, die Frauen in ihrem Schmuck. Als erster entdeckte und erforschte Albert Naef im Jahre 1898 eine Gruppe von 31 Gräbern in den Rebbergen über dem Genfersee bei Vevey VD. Ein mit mehr als 200 Gräbern weit umfangreicherer Friedhof folgte zwischen 1904 und 1906 in Münsingen südlich von Bern. Schließlich sind Andelfingen ZH (1911) mit 29 Gräbern und Saint-Sulpice VD (1912-1914) mit 86 Gräbern zu nennen. Später kamen dann noch zahlreiche kleinere Grabgruppen und Einzelgräber hinzu, die über das ganze Mittelland verstreut sind, wobei eine deutliche Konzentration im Stadtgebiet des heutigen Bern und in seiner unmittelbaren Umgebung festzustellen ist. Gleichzeitig mit allen diesen wichtigen Entdeckungen muß eine unbekannte, aber nicht zu unterschätzende Zahl von Grablegungen zerstört worden sein, ohne daß die Archäologen überhaupt davon erfahren hätten.

Als für die weitere Forschung am wertvollsten erwies sich das Gräberfeld in der Flur «Rain» von Münsingen. Bereits der Ausgräber J. Wiedmer-Stern hatte feststellen können, daß dieser Friedhof immer in derselben Richtung, nämlich dem Hang entlang,



Abb. 17 Eisernes Schwert aus der Zihl bei Port, Kanton Bern (unten). Unter dem Heft ist in griechischen Buchstaben der Namenszug «Korisios» eingestempelt.

erweitert worden war. Im Verlaufe von mehreren Generationen, etwa von 420 bis um 200 v.Chr., «wuchs» er langsam von Norden nach Süden. Ein Vergleich der mit den Toten nach und nach in den Boden gelangten Schmuckstücke zeigt deutliche Stilentwicklungen – so besonders an den Fibeln: Da sie zum Schließen der Kleider unentbehrlich waren und an sichtbarer Stelle getragen wurden, waren sie dem Modewandel am stärksten unterworfen. Die nahezu 400 Stück aus Münsingen «Rain» wurden damit zu eigentlichen Zeitmessern. Aber auch in der Zusammensetzung der Schmuckensembles lassen sich Veränderungen und Entwicklungen feststellen.

Auch im Tessin gibt es wichtige und große Gräberfelder aus derselben Zeit, allen voran dasjenige von Solduno bei Locarno, welches in seinem Umfang und seinem Aussagewert mit Münsingen vergleichbar ist. Auch die Nekropolen von Giubiasco und Gudo zählen mehrere hundert Grablegungen und zeugen zusammen von einer dichten Besiedlung der Gegend am oberen Ende des Langensees. Aus dem Wallis liegen kleinere Gräbergruppen und Einzelfunde in beachtlichem Umfang vor, und aus dem Kanton Graubünden sind besonders die Gräberfelder von Castaneda im Misox und von Trun im Vorderrheintal zu nennen.

Neben Hunderten von Früh- und Mittelatlantengräbern im Mittelland und Jura wurde bis heute nur gerade ein einziges Gebäude dieser Zeit in seinem Grundriß erfaßt. Es handelt sich um ein in den Boden eingetieftes Grubenhaus, das 1937 bei Gelterkinden im oberen Baselbiet entdeckt worden ist. Es war 3,60x2,2m groß und wies in der Mitte seiner beiden Schmalseiten zwei Stützpfosten auf, welche ehemals den Dachfirst trugen.

Für die Zeit kurz vor 100 v.Chr. ergibt sich ein stark gewandeltes archäologisches Fundbild. Die Verstorbenen wurden nun verbrannt und ihre Asche in Keramikbehältern in der bloßen Erde beigesetzt. Dadurch sinken erstens die Chancen für ihre Entdeckung beträchtlich, und zweitens vermindern sich alle Aussagemöglichkeiten bezüglich anthropologischer Deutungen, Schmuck- und Kleiderrekonstruktionen sowie auch ihrer Datierung. Gräber sind im Gebiet der Schweiz aus dieser Zeit nur noch vereinzelt bekannt.

Ungefähr zu gleicher Zeit breitete sich in Europa nördlich der Alpen die Sitte aus, Siedlungen mit großräumigen Befestigungswerken zu umgeben, die in ihrem Umfang mittelalterliche Städte oft weit übertreffen. Die Römer nannten diese Anlagen «oppida» – ein Begriff, der von der Archäologie übernommen worden ist. Diese Oppida waren die Kristallisationspunkte des politischen, religiösen und kulturellen Lebens und gehen als Idee wohl auf die Städtebilder zurück, welche die Kelten in Italien kennengelernt hatten.

Die charakteristischen Wehrbauten bestanden in der Regel aus einer senkrechten, in Stein gemauerten Front und einer dammartigen Erdhinterschüttung, deren Kern oft durch ein Holzrahmenwerk verstärkt wurde. Da als Erhebungen im Gelände meist heute noch gut sichtbar, sind diese Wälle häufig das Ziel archäologischer Unternehmungen geworden. Viel schlechter ist man hingegen über die eigentliche Überbauung und Besiedlung im Innern der Anlagen unterrichtet. Groß angelegte Untersuchungen, z.B. im Oppidum bei Manching in Bayern, bestärken aber die Annahme, daß ihre Innenflächen nicht ganz überbaut waren, sondern genügend Raum boten, um bei drohender Gefahr auch die Bevölkerung der umliegenden Gehöfte samt ihrem Vieh aufnehmen zu können.

Aus dem Mittelland und Jura ist eine ganze Reihe solcher immer an gut zu verteidigenden Plätzen gelegener Oppida bekannt. Genannt seien u.a. die Beispiele auf Bergkuppen wie der Mont Vully zwischen Murten- und Neuenburgersee, der Mont Terri in der Ajoie oder der Uetliberg bei Zürich. Die Oppida von Genf, auf der Engehalbinsel bei Bern, auf dem Münsterhügel von Basel und von Rheinau bei Altenburg waren durch sie umfließende Wasserläufe geschützt.

An allen diesen Orten haben längere Ausgrabungen stattgefunden, und zum Teil liegen Funde aus Siedlungsschichten in beträchtlichen Mengen vor. In bezug auf die Größe der Gesamtanlagen waren die Untersuchungen aber immer nur klein und ihr Aussagewert zu gering, um sich über die Lebensgrundlagen und täglichen Beschäftigungen der Bewohner ein verlässliches Bild machen zu können. Die ausschließlich aus Holz gebauten Behausungen haben im Erdboden kaum einmal Spuren hinterlassen.

Eine wichtige Fundstelle nicht nur in bezug auf ihren Namen sondern auch auf ihre Deutung ist die Station La Tène in der Gemeinde Marin-Epagnier am Ausfluß des Neuenburgersees. Um die Jahrhundertwende, nachdem man den Seespiegel bei Meliorationsarbeiten drastisch abgesenkt hatte, kamen hier in einer seichten Untiefe Eisengegenstände zu Tausenden zum Vorschein. Besonders auffällig waren die zahlreichen Waffen, darunter über 600 Schwerter und Lanzen, die zur Hauptsache aus dem 3. und 2. Jahrhundert v.Chr. stammen. Ihretwegen wurde der Fundort La Tène für eine ganze archäologische Epoche namensgebend, indem man seither die Jüngere Eisenzeit, um 450 v.Chr. bis um Christi Geburt, in der Fachsprache «Latènezeit» nennt. Lange Zeit herrschte Unklarheit über die Deutung dieser merkwürdigen Fund- und Waffenansammlung. Nachdem man aber vor kurzem in Frankreich auf ähnliche Anhäufungen in Heiligtümern gestoßen ist, bleibt eine religiöse Deutung die wahrscheinlichste. Die Waffen stellen vermutlich die einer Gottheit geweihten Beutestücke dar, welche zu diesem Zwecke in ein Gewässer versenkt worden sind.

Allgemein gilt es festzuhalten, daß in vorgeschichtlicher Zeit Metallgegenstände, die für ihre Besitzer und Besitzerinnen einen konkreten Wert besaßen (wie z.B. Waffen oder Schmuck aus Edelmetall), kaum je durch zufälligen Verlust in den Boden gelangt sind. In der Regel wurden sie absichtlich niedergelegt, sei es, daß man sie den Toten mitgab oder einer Gottheit darbrachte.

### *Gold aus den Flüssen*

Verschiedene antike Texte streichen den Goldreichtum von Völkern heraus, die nicht im klassischen Italien, sondern auf der Iberischen Halbinsel, in Südfrankreich und entlang den Alpen lebten. Gallien selber galt zwar als arm an Silber, war aber umso mehr mit Gold gesegnet, welches in der Regel als Waschgold in Flüssen und Bächen gewonnen wurde. So schildert Diodor, wie bestimmte Flüsse in ihren Krümmungen an die Berghänge prallen und von dort golddurchsetzte Gesteine mit sich reißen. Damit betraute Personen würden die goldhaltigen Sande im Wasser ausspülen (Kat. 231) und das dadurch gewonnene Gold den Schmelzöfen übergeben.

Mehr als einmal werden auch die Helvetier in den antiken Quellen als reich an Gold genannt. Besonders wichtig ist eine leider nur als Fragment erhaltene Textpassage des griechischen Autors Athenaios. Dieser beruft sich auf seinen Informanten Poseidonios, der um 100 v.Chr. lebte und Gallien selber bereist hat. Er schreibt: «An den entlegensten Orten der Welt gibt es gewisse Flüßchen, die Goldkörner mit sich führen. Diese werden von Frauen und körperlich schwachen Männern aus dem Sande herausgesiebt, gewaschen und dann zur Schmelze gebracht, wie es nach meinem Gewährsmann Poseidonios bei den Helvetiern und einigen andern Stämmen üblich ist.» Dies ist als konkreter Hinweis zu nehmen, daß in der Antike in den Flüssen des schweizerischen Mittellandes tatsächlich – und offenbar reichlich – Gold gewaschen worden ist.

Welche technische Mittel lagen aber zur Gewinnung des Flußgoldes vor? Es ist zu vermuten, daß flache Schwenkbecken und Teller benutzt wurden, um mit Hilfe von Wasser das Gold vom Sand zu trennen. Daneben gibt es aber auch Hinweise, daß bereits in keltischer Zeit die Waschbank zur Anwendung kam. Anlaß zu dieser

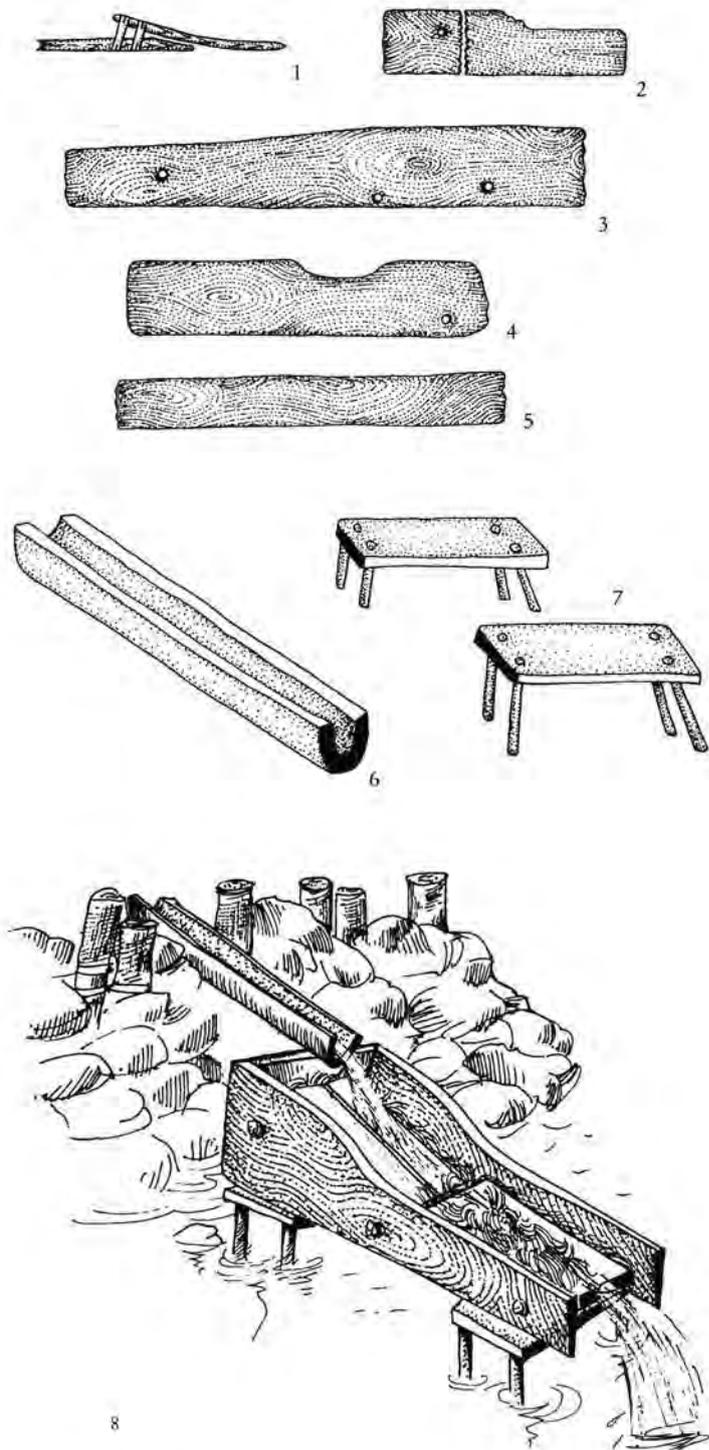


Abb. 18 Die vermutlich keltische Waschbank aus dem Fluß Otava bei Modlesovice in Südböhmen. Originale Wand- und Bodenbretter (1–5), ergänztes Zubegör (6–7) sowie rekonstruierte Waschbank (8) des Tschechischen Nationalmuseums Prag (1987).

Vermutung gaben Grabungsfunde bei Modlešovice in Südböhmen, wo man im Jahre 1940 am Flüßchen Otava, das noch heute viel Gold führt, die Teile einer hölzernen Abflußrinne sicherstellen konnte. Im

feuchten Untergrund des Flußbettes hatten sich sogar Teile von Schaffellen erhalten, welche man in die Rinne legte, um die Goldteilchen aufzufangen. Daneben wurden Keramik und zwei bronzene Armspangen aus der Zeit um 300 v. Chr. geborgen. Die Datierung der Waschbank ist allerdings nicht unumstritten geblieben, da an derselben Stelle auch Funde aus der Bronzezeit und aus dem Mittelalter zum Vorschein gekommen sind.

Angesichts des in keltischer Zeit sichtlich steigenden Goldbedarfs ist durchaus denkbar, daß auch die technischen Möglichkeiten zur Goldgewinnung sich verbessert haben, was dann zur Entwicklung der Waschbank führte.

Daß Waschbänke schon früh bekannt waren, kann man zudem aus einer Textpassage von Strabo herausinterpretieren, der berichtet, daß auf der Iberischen Halbinsel goldhaltige Erden in «geflochtenen Sieben über einem Kasten» geschlämmt würden, was ziemlich genau der Arbeitsweise an einer Waschbank entspricht. Wo nötig, muß man nämlich mit Sieben die groben Gerölle von den goldhaltigen Sanden trennen, bevor diese dann in der Waschrinne, dem «Kasten», ausgewaschen werden. Dies ist jedenfalls das noch heute unter Goldwäschern übliche Vorgehen.

### Gold für die Menschen

Die keltischen Gräber der frühen und mittleren Latènezeit (etwa von 450 bis 120 v. Chr.) bilden ihrer großen Zahl wegen eine besonders bemerkenswerte und aussagekräftige Informationsquelle. Aus dem Gebiet der Schweiz sind bis heute gegen 3000 Gräber bekannt geworden – je etwa zur Hälfte südlich und nördlich der Alpen und alleine zwischen Münsingen und Bern auf einer Strecke von 18 km um die 400. Die meisten von ihnen weisen Beigaben und Schmuck auf, welche sich jedoch in ihrem Umfang und ihrer Qualität auffallend stark unterscheiden. Besonders aufschlußreich sind die Frauengräber mit ihren oft vierteiligen Fibel- und Ringensembles. Männer sind dagegen viel dürftiger ausgestattet.

Da die einzelnen Stücke oft starke Abnutzungsspuren oder sogar Reparaturen aufweisen, liegt es nahe, daß es sich dabei nicht um speziell angefertigten Totenschmuck handelt, sondern um den im täglichen Leben getragenen. Offenkundige Qualitätsunterschiede in der Totenausstattung widerspiegeln die sozialen Unterschiede in der damaligen Gesellschaft. Vermutlich wurde dieser als «Rangabzeichen» dienende Schmuck mit ins Grab gegeben, um mit seiner Hilfe dieselbe Sozialordnung, wie sie im Diesseits bestand, im Jenseits beibehalten zu können. Daraus ist auch abzulesen, daß man sich das Weiterleben nach dem Tode wohl nicht wesentlich verschieden vom irdischen Dasein vorgestellt hat.

Aus den Berichten von Julius Cäsar geht hervor, daß es im 1. Jahrhundert v. Chr. innerhalb der keltischen Gesellschaft eine stark differenzierte Sozialstruktur gab. Tonangebend war eine dünne Oberschicht, von welcher die große Masse der angeblich beinahe rechtlosen Bevölkerung abhängig gewesen sei. Soziale Unterschiede waren aber bereits in früheren Zeiten vorhanden, wie uns die Archäologie verrät, so zum Beispiel zwischen einer Frau, die über mehrere Fibeln, ein vollständiges Ensemble aus Hals-, Finger-, Arm- und Beinringen sowie vierteiligen Anhängeschmuck verfügte und einer andern, die zur gleichen Zeit lebte und lediglich eine oder auch gar keine Fibel besaß.

Außer einer sozialen und vermutlich auch dekorativen Funktion hatten gewisse Teile des Schmuckes auch eine religiös-magische Bedeutung. So mußten vor allem die Kinder, besonders Mädchen, und die Frauen sehr viele Anhänger tragen, die offensichtlich Amulettcharakter besaßen: Gerade diese Familienmitglieder bedurften eines besonderen Schutzes vor üblen Mächten der verschiedensten Art. So gibt es Amulette von sinngebender Gestaltung in Form von

menschlichen Figuren und Schuhen bei einer Frau von Unterlunkhofen AG (Kat. 49). Da Amulette durchwegs mehrere Anwendungsbereiche abdecken, die auch gegensätzlicher Natur sein können, ist ihre schlüssige Deutung im Einzelfall schwierig. So spielen z.B. Schuhe im Volksglauben (oder Aberglauben) eine wichtige Rolle im Bereich Hochzeit, Lust und Liebe; gleichzeitig sind sie aber auch ein starker Abwehrzauber, der jede Art von Unheil abwendet. Eine besondere Wirkung aufgrund der Materialbeschaffenheit erhoffte man sich schließlich auch von Bernstein, Glas und Hirschgeweih, welche das Mädchen aus Münsingen (Kat. 50) als kugelige Perlen und durchbohrte Scheibe auf sich trug.

Gold besaß in Form von Schmuck zweifellos ebenfalls magische Kräfte, deren Wirksamkeit im einzelnen wir nicht kennen. In Altertum und Mittelalter sowie bis in die jüngste Zeit hinein galt es als vornehmstes Arznei- und Heilmittel, da es seiner Reinheit wegen antiseptische Wirkung besaß und als unfehlbar wirkend galt. Sein Glanz, der nie durch Grünspan, Rost oder Oxidation zu beeinträchtigen ist, mußte anziehend wirken; seine Seltenheit im natürlichen Vorkommen machte es begehrt und steigerte seinen Wert.

Unter dem Körperschmuck aus Gold sind Fingerringe weitaus am häufigsten. Es lassen sich verschiedene Typen feststellen. Besonders interessant sind die sog. Schaukelfingerringe oder geknickten Fingerringe (vgl. z.B. Kat. 79–81): Erstens kommen sie während einer relativ kurzen Zeitspanne von etwa fünfzig Jahren (300–250 v. Chr.) vor und zweitens wurden sie in unterschiedlich edlen Metallen hergestellt, woraus sich eine klare Vermögensabstufung ihrer Besitzerinnen (selten Besitzer) ablesen läßt. Im großen Gräberfeld von Münsingen bestehen 16 Schaukelfingerringe aus Bronze, 14 aus Silber und nur drei aus Gold. Der Anteil an Edelmetallen ist ziemlich hoch, was für einen relativen Wohlstand der hier beerdigten Bevölkerung spricht. Für ganz Europa ist festzuhalten, daß die goldenen Ausführungen dieses Fingerringtyps immer in Gräbern mit außergewöhnlich reicher Ausstattung auftreten: In Nebringen bei Stuttgart mit einem glasbesetzten Scheibenhalsring, im niederösterreichischen Mannersdorf mit einem aus Etrurien importierten Bronzekessel, in Hurbanovo in der Slowakei mit seltenem Silberschmuck.

Andere Fingerringtypen bestehen aus einem in zwei oder mehr Windungen aufgedrehten Golddraht oder einem glatt ausgehämmerten Blechband (vgl. Kat. 82–95). Gerade unter den drahtförmigen Ringen gibt es Anfertigungen von außergewöhnlicher Feinheit (Kat. 96 mit kleinen Granulationskugeln) und raffinierten Knotenwindungen (Kat. 58).

Zwei Ringe gehören zu einem in keltischer Zeit nördlich der Alpen seltenen Typ mit scheibenförmiger Zierplatte; beide sind aus Silber. Derjenige von Münsingen (vgl. Kat. 53) besitzt eine gefälzte dünne Goldfolie, die leider zu stark beschädigt ist, als daß man ihre vermutete Graviervverzierung rekonstruieren könnte. Besonders bemerkenswert vom technischen Standpunkt aus gesehen ist der Ring von Oberhofen BE (Kat. 98). Seine Zierplatte mit dem galoppierenden «Pferdchen» weist eine zweifelsfrei vergoldete Oberfläche auf. Der Ring stammt ebenfalls aus einem Grab und gehört aufgrund seiner Mitfunde ins 3. oder 2. Jahrhundert v. Chr. und damit zweifellos zu den ältesten vergoldeten Gegenständen, die bis heute nördlich des Alpenkammes bekannt geworden sind.

Was das Tragen von Fingerringen aus Edelmetall betrifft, so bestehen geographische Unterschiede selbst innerhalb des schweizerischen Mittellandes. Sowohl Gold wie Silber kommen in Münsingen und Vevey vor. Von Andelfingen stammen ausschließlich bronzene Exemplare, während in Saint-Sulpice Fingerringe überhaupt selten sind. Dort wo sie jedoch vorkommen, stammen sie immer aus dem Besitz von Frauen, die sich durch ihren reichen und vielfältigen Schmuck auch sonst vom Üblichen unterscheiden und abheben.

In einem Falle trug auch ein Mann einen Schaukelfingerring aus Gold (Kat. 79). Der Verstorbene hatte trotz seines hohen Alters von über 60 Jahren eine imposante Körpergröße von rund 1,80 m. Ungewöhnlich ist auch die Art der Grablegung, indem der Leichnam durch einen Holzsarg mit zusätzlicher Steinummantelung geschützt war. Zwar erhielt dieser Alte keine Waffen mehr mit ins Grab, dafür als Wegzehrung einen stattlichen Kalbsschinken, von dem sich noch die Knochen erhalten haben. Solche Fleischbeigaben waren üblicherweise den Kriegern vorbehalten. Auch in diesem Falle unterstreicht der Fingerring aus Gold die besondere Wertschätzung und soziale Stellung der verstorbenen Person.

Gleichermaßen überraschend wie enttäuschend gestaltete sich im Jahre 1979 die Ausgrabung des Grabhügels auf dem Üetliberg bei Zürich. Enttäuschung rief die Feststellung hervor, daß das vorgefundene Grab bereits früher geplündert worden war; unerwartet hoch hingegen war die Qualität der wenigen zurückgelassenen Zierate aus Gold.

Der Hügel liegt auf einer aussichtsreichen Geländeterrasse und hat einen Durchmesser von etwa 20 Metern. Bei der Ausgrabung war als Bodenverfärbung eine viereckige, ursprünglich ausgezimmerte Grabkammer von 3,30x3,40m erkennbar, in deren Innerem der oder die Verstorbene samt der für die Reise ins Totenreich benötigten Ausstattung niedergelegt worden war. Aus der Lage der wenigen zurückgelassenen Funde schloß der Ausgräber, daß die Beraubung erfolgt sei, noch bevor der Hügel vollständig aufgeschüttet war. Es läge somit ein Fall von antiker Grabberaubung vor, wie sie öfters festgestellt werden kann und die der archäologischen Forschung nach wie vor Rätsel aufgibt. Die Deutungen reichen von eigentlich kultischen Eingriffen bis zum Motiv der einfachen Bereicherung. Letzteres war im Falle vom Üetliberg in Anbetracht der zu bewegenden Erdmassen kaum in aller Heimlichkeit zu bewerkstelligen. Man kann aber auch nicht mit Sicherheit ausschließen, daß hier Schatzsucher im Mittelalter oder in der frühen Neuzeit mit Erfolg am Werk waren.

Eine der drei vorgefundenen Goldblechscheiben (Kat. 72) sitzt noch auf ihrer als Fibel konstruierten Unterlage aus Eisen. Sie gehört zum gleichen Typ der sog. Scheibenfibeln wie das korallen- und bernsteinbesetzte Exemplar (Kat. 102) aus dem Mädchengrab mit den reichen Funden von Saint-Sulpice. Auch die zweite Blechscheibe (Kat. 73) mit den floralen Verzierungen war wohl Bestandteil einer Fibel.

Zu weitreichenden Spekulationen könnte das winzige Scheibchen (Kat. 74) von weniger als einem Gramm Gewicht Anlaß geben. Oft fanden sich in solch «fürstlich» ausgestatteten Grabhügeln nämlich Trinkhörner aus Horn; als Trag- und Aufhängevorrichtung diente ein Lederband, welches mit einer Vielzahl solch kleiner Rosettenbleche besetzt war, wie andernorts schon verschiedentlich festgestellt werden konnte. Falls diese Deutung für den Üetliberg zuträfe, so könnte man in Analogie zu andern Gräbern derselben Ausstattungsqualität etwa abschätzen, was die Grabräuber alles mitgenommen haben: Außer einem Wagen, auf dem der Leichnam lag, vermutlich weiteren Goldschmuck (z.B. einen Halsring oder ein Armband), dann möglicherweise Bronzegefäße, Möbelstücke und vielleicht Waffen. Ganz abgesehen von den vergänglichen Materialien wie kunstvollem Schnitzwerk, edlen Stoffen, Pelzen oder feiner Bast- und Korbware. Diesen gesamten Reichtum können wir uns heute nur noch vorzustellen versuchen.

Einen kleinen Einblick in den Bereich keltischen Kriegerturns und magischen Waffenzaubers vermitteln die drei Schlagmarken auf dem Schwert (Kat. 71) von Böttstein im Kanton Aargau. Solche Schlagmarken befinden sich immer auf der Klingenhahn in der Nähe

Farbtafel XXIII Kat. 61 (*Erstfelder Halsring, Detail*)

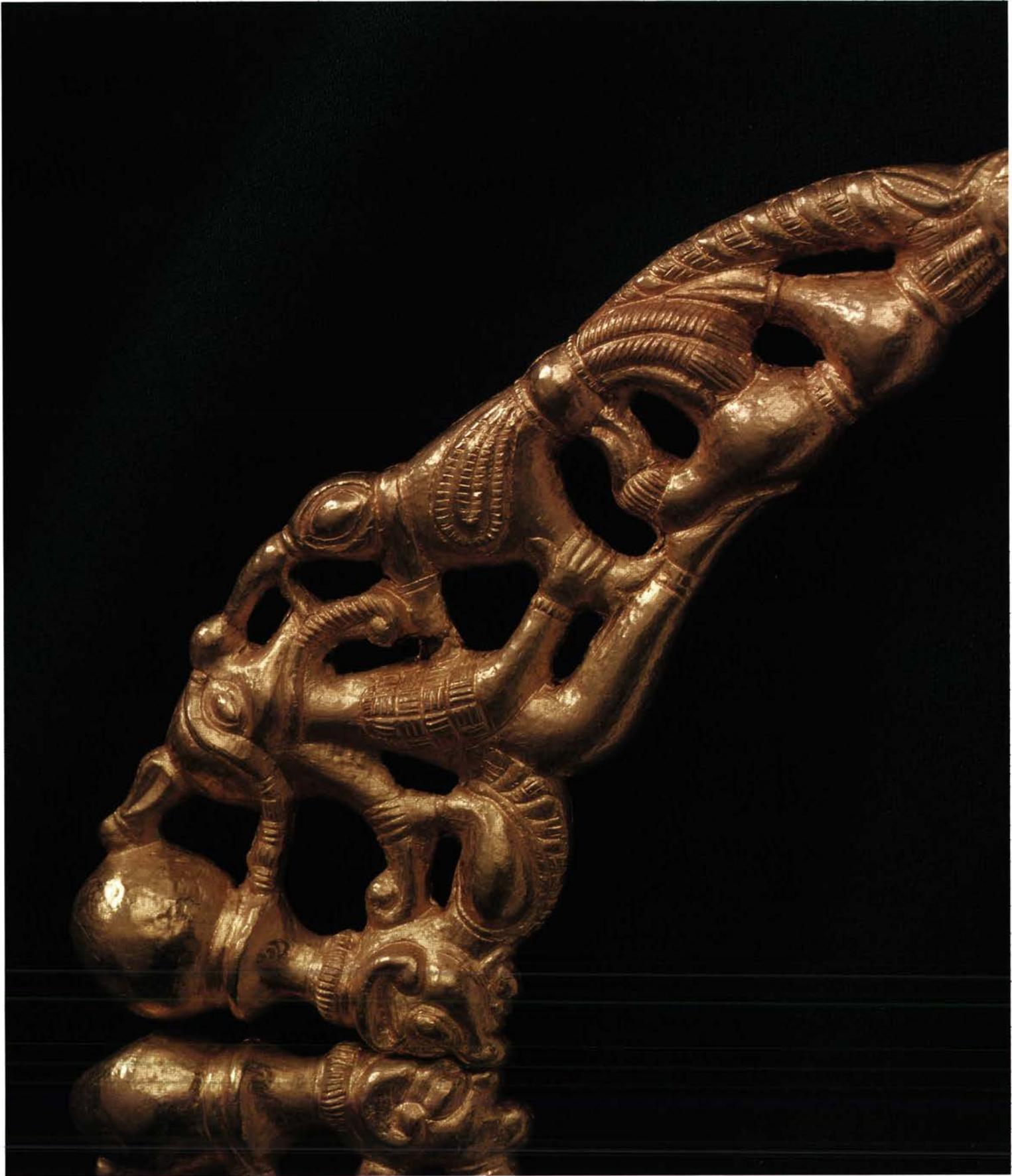




Abb. 19 Goldener Halsring von La Tène am Neuenburgersee. Im Jahre 1885 gefunden und seit 1907 verschollen.

des Heftsteiges, wie wir bereits beim Korisios-Schwert gesehen haben. Im keltischen Gebiet sind sie weit verbreitet. Selten sind diese Bildzeichen aber mit einem feinen Goldblech ausgelegt, wie es sich außer in Böttstein noch auf Schwertern von Mainz, München und in Oberitalien erhalten hat. Weitaus am häufigsten ist die Darstellung von kleinen Ebern, die in ihrer trutzigen Widerborstigkeit jeweils so treffend nachgezeichnet sind. Eberfiguren kommen auch als Kriegstandarten vor, was auf eine spezielle Beziehung zwischen diesem angriffslustigen Tier und dem Kriegswesen hinweist. Man kann sich gut vorstellen, daß der Eber Sinnbild einer keltischen Kriegsgottheit war, welche auf dem Schwert abgebildet dem Krieger zusätzlichen Mut verleihen und ihn zur gefürchteten keltischen Kriegsraserei steigern sollte. Auch als Statuetten und auf Münzen begegnen wir Wildschweinen häufig.

#### *Gold für Götter*

Wenn Gold den vornehmsten Menschen gerade recht war, um ihrer Würde Ausdruck zu verschaffen, so mußte es den Göttern billig sein. Um sich ein glückliches Leben und eine hoffnungsvolle Zukunft zu erwirken, galt es, die höheren Mächte für sich einzunehmen und gnädig zu stimmen. Was lag daher näher, als dies durch Gaben und Geschenke zu erwirken, die einem selber bedeutungsvoll und teuer sind? Gold wurde auf diese Weise zur luxuriösesten aber auch

wirkungsvollsten Weihe- und Opfergabe, welche die Menschen ihren Göttern und Göttinnen darzubringen vermochten.

Solche allgemeinen Darlegungen finden ihre konkrete Bestätigung an verschiedenen Stellen der Geschichte und Archäologie der Kelten. So schreibt Diodor in seiner römischen Universalgeschichte von den Kelten nördlich der Alpen im 1. Jahrhundert v. Chr.: «In ihren Tempeln und an den heiligen Stätten, auf die man des öftern trifft, liegt viel Gold aufbewahrt, das den Göttern geweiht ist. Und die Furcht vor diesen Göttern ist so groß, daß keiner es anzurühren wagt, obgleich die Kelten sonst äußerst geldgierig sind.» Die kostbaren Weihegaben wurden in den Heiligtümern und Sakralbezirken (den «Aufenthaltsorten» der Götter) aufbewahrt, auf diese Weise mit einer Art Tabu belegt und dadurch dem menschlichen Zugriff entzogen.

Von geradezu unglaublichen Mengen an Gold und Silber, welche die Tektosagen (ein keltischer Stamm in der Gegend von Toulouse in Südfrankreich) nicht nur in Tempeln aufbewahrt, sondern auch in Teichen versenkt hätten, weiß ebenfalls Poseidonios zu berichten. Solche Goldhorte in geheiligten Gewässern seien auch sonst in Gallien üblich.

Keltische Goldfunde, die explizit aus Seen, Flüssen und Mooren stammen, gibt es in der Schweiz nur wenige. Bis jetzt sind fast ausschließlich Münzen bekannt geworden, wobei die Dunkelziffer der in privater Hand verbliebenen relativ hoch sein wird. Mindestens sieben Stück hat man beim Torfstechen in kleinen Mittellandseen, die zum Teil erst im letzten Jahrhundert trockengelegt wurden, gefunden: Im Moos bei Wauwil LU, im Zellmoos bei Sursee LU und

im Feldimoos bei Melchnau BE. Ebenfalls aus Gewässern stammen ein Goldstater aus der Birs bei Basel (Kat. 123) und ein Viertelstater aus dem Uferbereich des Neuenburgsees bei Cortaillod.

Auch die berühmte, bereits erwähnte Fundstation La Tène hat Gold geliefert. Obwohl die Fundumstände ziemlich verworren sind, scheint festzustehen, daß mindestens neun Statere und Viertelstatere von der Hauptfundstelle stammen, wo auch die vielen Schwerter, Lanzen und Schilde geborgen worden sind. Neben weiteren kleinen Goldobjekten ist besonders auf das Fragment eines Halsringes aus Goldblech von immerhin 73 Gramm Gewicht hinzuweisen. Es wurde kurz vor oder um 1885 gefunden, jedoch im Jahre 1907 aus dem Museum gestohlen. Seither gilt es als vermißt.

Daß die goldenen Wertobjekte und Waffen von La Tène in einem seichten Nebenarm der Zihl als Weihgaben versenkt wurden, ist heute so gut wie sicher. Einem ähnlichen Ritus wurden Waffen auch in Heiligtümern, die nicht am Wasser standen, unterzogen, was im Jahre 1849 die Entdeckung von mindestens 120 Schwertern und Lanzenspitzen im Oppidum auf der Engehalbinsel bei Bern bewiesen hat. Julius Cäsar, der auf seinen Kriegszügen zwischen 58 und 52 v. Chr. viel in Gallien herumgekommen ist, bestätigt uns diesen Sachverhalt, wenn er berichtet, daß die Kelten vor entscheidenden Schlachten die erhoffte Beute ihrem Kriegsgott weihten; bei vielen Stämmen könne man solches Beutegut zu Haufen geschichtet an heiligen Stätten sehen.

Ebenfalls am Wasser, nämlich am Rheinbord unterhalb Basels, ist der Goldschatz von Saint-Louis zum Vorschein gekommen (Kat. 66–70). Auch seine Entdeckungsgeschichte weist bedauerlicherweise viele Lücken auf; es kann heute aber als gesichert gelten, daß er im Winter 1882/83 entdeckt worden ist. Die einzelnen Stücke gerieten bald in den Antiquitätenhandel oder wurden sogar eingeschmolzen. Bei einer näheren Überprüfung der Fundgeschichte fällt auf, daß sich der Gesamtfund eigentlich in zwei Teilkomplexe gliedert, deren getrennte Wege nach der Entdeckung einigermaßen rekonstruiert werden können. In einer jüngst publizierten Abhandlung hat man deshalb auf zwei Finder geschlossen, die ihre unter sich aufgeteilte «Beute» über verschiedene Kanäle an den Mann zu bringen versucht hätten. Am ehesten zu Teil 1, der 1884 und 1924 in Abbildungen publiziert worden ist, gehören die Schmuckstücke und mindestens zehn Münzen. Dieser Komplex dürfte mit einiger Sicherheit bei Saint-Louis zum Vorschein gekommen sein. Teil 2 besteht nur aus Münzen, die erst nach und nach in den Antiquitätenhandel gelangt sind – einige mit der Fundortangabe «Freiburg im Breisgau». Es ist durchaus denkbar, daß Jahre oder sogar Jahrzehnte nach der Entdeckung bei Saint-Louis solche Münzen auch in der Gegend von Freiburg zum Vorschein gekommen und nachher dem unterdessen berühmt gewordenen Schatz von Saint-Louis untergeschoben worden sind, um einen höheren Erlös zu erzielen. Dies würde auch den noch heute üblichen Praktiken des Antiquitätenhandels entsprechen.

Das interessanteste Stück dieses Schatzfundes ist der Verschlussstück eines überdimensionierten Halsringes, dessen rekonstruierbarer Innendurchmesser etwa 27 cm beträgt (Kat. 66). Ein Ring von ähnlicher Weite ist noch aus Frasnes-les-Buissenal in Belgien bekannt geworden. Für Menschen wurden diese beiden Schmuckstücke nicht hergestellt, dazu sind sie viel zu groß. Hingegen muß man erwägen, ob sie nicht überlebensgroße Figuren, am ehesten von Göttern oder Göttinnen, geschmückt haben könnten. In den seltenen Fällen, wo sich solche Götterstatuen in Stein oder Metall erhalten haben, weisen sie nämlich immer einen Halsring in Form eines Reifes mit pufferförmigem Verschluss auf. Zu besonderen Anlässen oder als Zeichen des Dankes konnten Gottheiten Schmuckgeschenke erhalten, wie uns Justinus aus der Frühgeschichte Massiliens (Marseille) anekdotisch überliefert hat. Hier wurde der Göttin, welche die

Stadt vor dem Untergang bewahrt hatte, ein goldener Halsring geweiht.

In der Schweiz gibt es zwei Holzskulpturen, die als Kultstatuen angesprochen werden können: Die größere von 3 m Höhe stammt aus dem alten Hafengebäude von Genf, während die kleinere (noch 1,25 m hoch) am andern Ende des Genfersees, in der Schwemmlandebene der Rhone, bei Villeneuve entdeckt worden ist. Rekonstruiert man die zwei Halsringe aus dem Goldschatz von Saint-Louis in ihrer alten Größe, so würden sie einen recht passenden Halschmuck für die beiden Holzstatuen vom Genfersee ergeben (Kat. 230).

Bei einer sorgfältigen Restaurierung der kleinen Statue von Villeneuve hat man überraschenderweise drei keltische Münzen entdeckt, die in einer Spalte auf der rechten Körperseite, in der Gegend des Armes, eingeklemmt waren. Sie waren der Statue offenbar als Weihgabe zugeordnet. Und unter diesem Gesichtspunkt bekämen auch die Münzen im Goldschatz von Saint-Louis einen tieferen Sinn. Gehörten vielleicht der Ringschmuck und die Münzen von Saint-Louis zur Ausstattung eines oder mehrerer Kultbilder? Würden sie in einem Moment höchster Gefährdung oder zu einem bestimmten kultischen Zweck der Erde anvertraut? All diese Fragen können vorläufig in einem Modell veranschaulicht, aber nicht schlüssig beantwortet werden (Kat. 234). Die Durchführung solcher Opferhandlungen oblag der Priesterschaft der Druiden. Diese bildete eine eigene Standesgruppe, welche zusammen mit dem Adel den stärksten Einfluß ausübte und am meisten Geltung besaß. Die Druiden waren nicht nur für den religiösen Bereich des Lebens zuständig, sondern sie hatten auch wichtige Funktionen als Lehrer und Richter.

Von seiner Form her gut vergleichbar mit dem Drahring von Saint-Louis (Kat. 68) ist der prächtige, schwere Ring von Schalunen in der Nähe von Fraubrunnen BE (Kat. 75). Auch er ist wohl kaum durch Zufall in den Boden geraten. Weitere Gegenstände oder archäologische Spuren hat man bei seiner Entdeckung 1865 nicht festgestellt. Sie wurden entweder zu einem bereits früheren Zeitpunkt behändigt oder durch den Pflug zerstört, ohne daß man davon viel Aufhebens gemacht hätte. Zur Entdeckung des Arminges von Schalunen gibt es lediglich eine rührende Geschichte aus der Feder des Arztes J. Uhlmann von Münchenbuchsee:

*In Fraubrunnen ist Hr. G. Ebert, gebürtig aus Württemberg, als intelligenter Sekundarlehrer angestellt. Seine Vorliebe zu den Naturwissenschaften, sowie zur Ethnographie und damit auch zur Archäologie bethätigt ihn zu allerlei Forschungen und Studien in den genannten Fächern.*

*... Eines Tages im Vorsommer 1865, zog er in der Schule seine Uhr aus der Tasche, um nach der Zeit zu sehen. Das Zifferblatt der Uhr war nicht von Email, sondern ciseliert und vergoldet. Ein ihm ganz nahe sitzender Knabe machte halblaut die Bemerkung: «Ei, wie das glänzt!» «Es ist nicht alles Gold was glänzt,» erwiderte der Lehrer. Ein anderer Knabe, Sohn des Landmanns Sterchi von Schalunen, erwiderte etwas schüchtern: «Ich habe doch auch etwas zu Hause das glänzt, indeß, ich weiß nicht, ist's Gold oder auch keins.» Der Lehrer, auf diese Bemerkung hin aufmerksam geworden, fragte nun neugierig: «Was hast du denn, das glänzt, und weist nicht was es ist?» «Einen im Acker gefundenen Ring!» war die Antwort. «Bringe mir denselben zur Ansicht, wenn du dessen Metall nicht zu erkennen vermagst; ich will dir dasselbe bestimmen helfen.» Den andern Tag zog der Knabe seinen Fundgegenstand aus der Tasche und bemerkte: Er sei gar nicht rostig oder grün gewesen, als er ihn aufgefunden; auch habe er ihn nicht weiter geputzt, als durch Waschen mit Seifenwasser, worauf er diesen schönen hellgelben Metallglanz angenommen habe. – Farbe und Gewicht, sowie die Größe und seltene Form des Ringes fielen Hrn. Ebert sogleich sehr auf. Als er vollends einen Strich mit dem Probierstein, gleich einem andern, den er auf dem geprägten Golde eines Napoleond'or*

Farbtafel XXIV Kat. 99 (Massiver Silberschmuck)





gezogen hatte, durch Salpetersäure nicht auflösen konnte, während andere Striche von bekannt unedlen Metallen, Messing etc. dadurch sogleich verschwanden, wurde er mehr und mehr in seiner Vermuthung bestärkt, es müsse der Ring ein Kleinod von edlem Metall, von Gold sein.

Ebenfalls unzulänglich sind unsere Kenntnisse von der Entdeckung des eindruckvollsten Beispiels keltischen Kunsthandwerks – des Schatzfundes von Erstfeld im Kanton Uri (Kat. 59–65).

Um die ständige Bedrohung Erstfelds durch Wildwasser und Lawinen zu bannen, beschloß man 1962 etwa 70 m über dem Talgrund, östlich des Dorfes, eine Verbauung zu errichten. Dazu war es nötig, mächtige Lagen von Schutt- und Versturzmateriale zu bewegen. Im Verlaufe dieser Arbeiten mußte auch ein großer Felsblock von 70 m<sup>3</sup> aus dem Wege geräumt werden. Gleich darunter lag ein kleinerer Brocken, dessen Entfernung mit dem Bagger am 20. August 1962 zur Entdeckung der Goldfunde durch den Vorarbeiter führte. Nahezu unbeschädigt kamen vier Halsringe und drei Armringe zum Vorschein. Sozusagen im «Windschutz» der mächtigen Felsblöcke waren sie während über 2000 Jahren von Wildwasser- und Lawinnenniedergängen verschont geblieben und nicht zu Tale gerissen worden.

Erstfeld liegt im Tal der Reuß, etwa auf halbem Wege zwischen dem Vierwaldstättersee und dem St. Gotthardpaß. Die Fundstelle selbst befindet sich in einem Steilhang oberhalb des Dorfes, etwa 540 m über Meeresspiegel. Aus dem weiteren Umkreis sind bis heute nur wenige archäologische Funde aus prähistorischer und römischer Zeit bekannt geworden.

Alle Ringe bestehen aus einem 0,2-0,3 mm dicken Goldblech, sind also innen hohl. Die Ziertheile der Halsringe bestehen aus zwei von ihrer Rückseite her getriebenen und punzierten Schalen, die durch Lötung zusammengefügt worden sind. Da Vorder- und Hinterseite identisch sind, erhalten die wiedergegebenen Gestalten ein nahezu plastisches Aussehen. Zum An- und Ablegen können die breiten Zierzonen entfernt werden. Beim Tragen liegen diese so auf der Brust der Trägerin, daß die einzelnen Darstellungen dieser zugewandt sind. Nur so kommen die Menschen- und Tierwesen überhaupt zur Geltung, und aus diesem Grunde werden die Ringe bei Ausstellungen und auf Abbildungen jeweils auf den Kopf gestellt wiedergegeben. In der Komposition wie auch in den technischen Einzelheiten bestehen Verbindungen unter den Halsringen und auch zu einem der Armringe (Kat. 65). Davon unterscheidet sich das Armringpaar mit dem plastischen Rankendekor (Kat. 63–64).

Besonders die Halsringe sind in ihrer Art ganz einmalige Stücke, weshalb ein stilistischer Vergleich mit andernorts gefundenen schwerfällt und auch ihre Datierung mit Problemen verbunden ist. Ihre Herkunft und der Anlaß, bei welchem sie ausgerechnet in diesem Gebirgstal in den Boden gelangt sind, gibt zusätzliche Fragen auf. Nicht weniger rätselhaft bleiben die Bildinhalte: Die wundersame Phantasie keltischer Kunsthandwerker, welche durch diese seltsam verrenkten Menschen- und Tiergestalten so schön zum Ausdruck gebracht wird, macht einem Menschen des 20. Jahrhunderts die Deutung nicht leicht.

Schon bald nach der Entdeckung nahm man an, die Ringe seien von einem reisenden Händler, der sich einer plötzlich drohenden Gefahr gegenüber sah, versteckt worden. Andere Forscher erwogen eine Deutung als «Selbstausrüstung», d.h. als eine Vorkehrung, Schmuckstücke bereits zu Lebzeiten zu vergraben, um sie nach dem Tode im Jenseits dann sicher zur Verfügung zu haben. Wahrscheinlicher bleibt, daß wir es auch hier mit einem Opferversteck zu tun haben – nicht nur in Analogie zu anderen Goldfunden dieser Art (wie z.B. Saint-Louis). Auch der Ort der Weihung würde uns dadurch verständlich werden. Gerade die Überquerung der Alpen bringt genug Gefahren mit sich, die wir uns im einzelnen etwa ausmalen können: Menschenfeindliche Naturgewalten, ungewisse



Abb. 20 Amulette in Form zweier menschlicher Figuren und zweier Schuhe aus dem Grab seiner Frau von Unterlunkhofen, Kanton Aargau

Wege, vielleicht sogar böse gesinnte Bergbewohner, die einem nach dem Leben trachten. Anlaß, das Gebirge in der einen oder andern Richtung zu übersteigen, war für die Kelten ja genug vorhanden, wie wir gesehen haben. Aufgrund der Kostbarkeit der Weihgaben könnte man auf einen größeren Menschenverband samt wohlbeeideten Anführern schließen, die mit der Niederlegung eines Opfers das Schicksal günstig zu stimmen versuchten. Darf man, da zu dieser Zeit solcher Ringschmuck von den Frauen getragen wurde, daraus schließen, daß eine weibliche Gottheit angesprochen werden sollte? Oder waren es Frauen, welche ihren persönlichen Schmuck als Opfer darzubringen hatten?

Doch kehren wir zu den Halsringen selber zurück. Genauso unbeschränkt wie jedes betrachtende Auge sich spielerisch dazu verleiten läßt, die einzelnen Figuren immer wieder neu zu definieren und mit benachbarten in noch gewagtere Verbindungen zu bringen, genauso zahlreich sind die Deutungsmöglichkeiten des Ganzen. Es wurde schon versucht, in der Kreisform der Ringe und den dargestellten Kompositionen das Prinzip einer ganzen Weltanschauung mit dem Leben im Diesseits, im Jenseits und mit anschließender Seelenwanderung zu sehen. Ein anderer Gelehrter identifizierte einzelne hybride Gestalten als keltische Gottheiten: So Teutates als jugendlichen Krieger mit Bocksgehörn einerseits und andererseits –

aus demselben Körper herauswachsend – als Greis im Zwiegespräch mit einem heiligen Raben (Kat. 61).

Gerade über die keltische Götterwelt wissen wir fast nur durch die römischen Vermittler Bescheid, die sich aber auffallend wenig für dieses Thema interessiert haben. So erfahren wir etwa, daß Taranis dem römischen Göttervater Jupiter gleichzusetzen sei, und der keltische Canturix dem Kriegsgott Mars entspreche. Oft haben die männlichen Gottheiten einen ausgeprägt kriegerischen Einschlag. Es gibt aber auch weibliche Gottheiten, wie z.B. Epona, die Pferd-göttin, die auf einem Pferd sitzend dargestellt wird. Es macht den Eindruck, als ob die besondere Vielfalt der keltischen Gottheiten und ihrer Obliegenheiten für die Römer ungewohnt und schwer durchschaubar gewesen wäre. Uns geht es bei vielen keltischen Göttinnen, die in der Schweiz bis in die römische Zeit hinein verehrt worden sind, kaum besser. Ihre Funktionen sind ebenso vielfältig wie ihre Namen fremdartig: Sie heißen z.B. Artio, Naria, Epona, Sirona, Anechtlomara, Cantismerta und wurden vor allem angerufen, wenn es zu helfen, zu heilen und zu schützen galt.

### *Die Bronze – glänzend wie Gold*

Bei der archäologischen Untersuchung von Gräbern ist es von größter Wichtigkeit, die genaue Lage der einzelnen Funde exakt in Wort und Bild festzuhalten. Mit Hilfe solcher Grabungspläne ist es möglich, die verschiedenen Arm- und Beinringe am Körper, die Fibeln am Kleid oder zum Beispiel auch Gehänge am Gürtel richtig zu interpretieren. Alle Stoffe aus vergänglichen Materialien, wie etwa die ganzen Kleider, muß man sich ergänzt denken. Hingegen können anthropologische Untersuchungen an den Knochenüberresten Angaben über Größe, Alter, Geschlecht und allenfalls sogar über Krankheiten der Verstorbenen liefern.

Bronzene Gegenstände gibt es aus den Gräbern der Schweiz zu Tausenden. Einen besonders starken Eindruck vermitteln solche Schmuckstücke, wenn man sie heute in ihrem Originalzustand nachbildet. Dazu ist vorzuschicken, daß die grüne Patina auf der Oberfläche von archäologischen Bronzefunden durch chemische Reaktionen im Boden entstanden ist. Unter diesem «Grünspan» tritt aber die Bronze hervor – und die besitzt eine golden glänzende Farbe. In alten Zeiten wurden die Oberflächen durch das ständige Tragen oder durch Reinigung blank gerieben, und auf Anrieb wird es schwierig gewesen sein, eine Bronzezier von echtem Goldschmuck zu unterscheiden. Es stellt sich damit die Frage, ob man mit der Bronze nicht eigentlich Gold zu imitieren versuchte (vgl. Kat. 102–107).

Als Argument dafür ließe sich der ähnlich gelagerte Fall der roten Koralle anführen, die im Mittelmeer gewonnen und bis ins Gebiet nördlich der Alpen gehandelt worden ist. Laut römischer Überlieferung galt sie als unheilabwendend, weshalb die keltischen Krieger ihre Schwerter, Schilde und Helme damit belegten und die Frauen ihre Kinder schmückten. Diesen Sachverhalt findet man im archäologischen Fundgut bestätigt. Gleichzeitig fällt aber auch auf, daß die Koralle durch eine ähnlich aussehende Glasmasse von leuchtend roter Farbe ersetzbar war: Diese findet sich ebenso häufig an den genau gleichen Stellen der Schmuckstücke, was darauf hindeutet, daß weniger das Material an sich als der Eindruck, den es hervorrief,

seine Wirkung tat. Offensichtlich ließen sich die «bösen Mächte» leicht täuschen ...

Im gleichen Sinne könnte man sich vorstellen, daß die dem Gold inwohnenden Kräfte auch bei der bloß golden glänzenden Bronze ihre Wirkung taten.

### *Silber, das Gold des Südens*

Ganz im Gegensatz zur nordalpinen Schweiz gibt es im Tessin in der Latènezeit praktisch keine Schmuckstücke aus Gold. Umso häufiger wurde hingegen Silber getragen, das geradezu als charakteristisch für die großen Tessiner Gräberfelder gelten darf. In Giubiasco am Rande der Ebene von Magadino, wo seit dem Jahre 1900 mehr als 500 Gräber gehoben worden sind, zählt man unter den ersten hundert geborgenen Grabkomplexen knapp 30 Gegenstände aus Silber (Kat. 99). Insbesondere wurde Silberdraht in einer ausgefallenen Biege- und Knotentechnik zu verschiedenartigen Fingerringen und Armspangen gearbeitet. Auch Fibeln hat man vereinzelt aus demselben Material hergestellt.

Es ist nicht erstaunlich, daß dieser «Drahtstil» auch im Wallis Fuß fassen konnte (Kat. 100), das zu verschiedenen Zeiten enge Verbindungen mit den südalpinen Nachbargebieten aufzuweisen hatte. Die geknoteten Armspangen gibt es darum auch hier. Daneben existiert im Rhonetal eine eigene Tradition für silberne Armspangen mit kräftigen Hohlbuckeln. Diese waren zuweilen dermaßen wuchtig und massiv, daß sie mit einem herausnehmbaren Verschuß versehen werden mußten.

Solche silbernen Schmuckstücke aus dem Tessin und Wallis offenbaren beispielhaft eine Vorliebe der inneralpinen Völker für schweren, großformatigen Schmuck. Diese Stileigenart hatte ihre Auswirkungen über den Alpenkamm hinweg bis ins Berner Oberland hinein, wie die Serie von fünf ungewöhnlich groben Spiralringfingerringen aus Oberhofen am Thunersee zeigt (Kat. 101).

### *Literatur*

- Frey O.H., Die Bedeutung der Gallia Cisalpina für die Entstehung der Oppida-Kultur. In: Studien zu Siedlungsfragen der Latènezeit. Veröffentlichungen des vorgeschichtlichen Seminars Marburg, Sonderband 3, Marburg 1984.
- Haevernick T.E., Gesichtspferlen. Madrider Mitteilungen 18, 1977, 152ff.
- Kaenel G., Recherches sur la période de La Tène en Suisse occidentale. Analyse des sépultures. Cahiers d'Archéologie Romande 50, Lausanne 1990.
- Kudranàc J., Prähistorische und mittelalterliche Goldgewinnung in Böhmen. Anschnitt, Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau 29, 1977, 2ff.
- Müller F., Der Massenfund von der Tiefenau bei Bern. Antiqua 20, Basel 1990.
- Peyre Ch., La Cisalpine gauloise du IIIe au Ier siècle avant J.-C. Etudes d'Histoire et Archéologie 1, Paris 1979.
- Wyss R., Grabriten, Opferplätze und weitere Belege zur geistigen Kultur der Latènezeit. In: Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz IV (Eisenzeit), Basel 1974.



# KELTISCHE GOLDMÜNZEN IN DER SCHWEIZ

Hortensia von Roten

Der Schweizer Boden gab bisher einige Tausend keltische Münzen frei, darunter eine beträchtliche Anzahl Goldmünzen. Zumindest ein Teil von ihnen wurde in hierzulande tätigen Prägestätten geprägt. Man kann annehmen, daß die gefundenen Münzen nur einen verschwindend kleinen Teil des in der keltischen Zeit geprägten und im Umlauf befindlichen Geldes darstellen.

Kennzeichnend für die gesamte keltische Münzprägung ist, daß die Münzen im wesentlichen Nachbildungen griechischer, später auch römischer Vorlagen und deren Weiterentwicklung sind. Die ältesten in der Schweiz nachweisbaren Münzen sind keltische Goldmünzen aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. Sie zeigen auf der Vorderseite den Kopf des griechischen Gottes Apollo und auf der Rückseite ein Zweigespann. Diese Münzen sind dem Goldstater von Philipp II. von Makedonien (359–336 v. Chr.) nachempfunden.

Die ersten Goldmünzen, die mit Sicherheit im Raum der heutigen Schweiz geprägt wurden, stammen aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. Auch diesen Stücken diente meist der sog. Philipper-Stater als Vorbild. Im Laufe der Zeit verringerte sich allerdings ihr Gewicht und Goldgehalt, während sich das Münzbild zusehends wandelte.

## *Anregungen aus der Mittelmeerwelt*

Schon lange vor dem Einsetzen keltischer Münzprägung standen die Kelten in Verbindung mit der griechisch-römischen Mittelmeerwelt. Dieser Kontakt erfolgte einerseits über den Handel, andererseits über Kriegs- und Raubzüge sowie Söldnerdienst. Es lag in der Natur der Dinge, daß die Kelten dabei den Umgang mit Münzen kennenlernten.

Münzen wurden erstmals im 7. Jahrhundert v. Chr. in Kleinasien geprägt. Im 6. Jahrhundert v. Chr. breitete sich der Gebrauch von Geld im ganzen Mittelmeerraum aus. Er blieb jedoch zunächst auf die griechischen Städte beschränkt. Als Währungseinheit galt die Silberdrachme, deren Gewicht allerdings in den einzelnen Städten unterschiedlich war.

Es ist umstritten, welchem Zweck die ersten Münzen dienten. Sie scheinen jedenfalls vorerst weder für den Handel im Alltag noch für den Fernhandel (der Tauschhandel dominiert noch) vorgesehen, sondern für Großzahlungen gebraucht worden zu sein, so z. B. für Sold-, Steuer- und Tributzahlungen sowie für die Bezahlung von öffentlichen Bauvorhaben. Dies erklärt den hohen Nennwert der Münzen in den Anfängen der Münzprägung.

Die Kelten kamen vermutlich vor allem als Söldner in Berührung mit Münzen. Im ausgehenden 4. und beginnenden 3. vorchristlichen

Jahrhundert hatten nämlich die untereinander und gegen Karthago um die Vorherrschaft im Mittelmeerraum ringenden griechischen Potentaten einen großen Bedarf an keltischen Söldnern.

So waren z. B. die Errichtung der makedonischen Vorherrschaft in Griechenland unter Philipp II. und die Eroberungszüge seines Sohnes Alexander dem Großen nur mit Söldnerheeren möglich. Unter den Söldnern befanden sich häufig Kelten. Der Sold wurde in Münzen ausbezahlt. Die makedonischen Goldstater fanden dadurch eine weite Verbreitung und wurden zu einer Art Weltwährung.

## *Die Erforschung keltischer Münzen*

Das Bestimmen und Deuten keltischer Münzen ist mit spezifischen Schwierigkeiten verbunden, die im folgenden kurz skizziert werden. Auf keltischen Münzen fehlen meistens Inschriften. Auch andere individuelle Zeichen der Prägestanz sind nicht vorhanden. Dies hat zur Folge, daß noch heute eine ganze Reihe von Fragen betreffend Prägeherrschafft, Prägezeit und -ort, Zweck der Prägung und schließlich die stammesmäßige Zuordnung weitgehend unbeantwortet sind.

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach der Prägehoheit bei den Kelten. Es gilt dabei die Tatsache zu berücksichtigen, daß die Kelten kein ausgebildetes und umfassendes Staatswesen besaßen, wie man es sonst aus der Antike kennt. Die keltische Münzprägung muß vermutlich weniger als das Zeichen politischer Zentralgewalt gesehen werden, denn als ein Akt der Selbstdarstellung der keltischen Führungsschicht.

Es ist nicht bekannt wie die Kelten ihre Münzen nannten. In der Numismatik haben sich als Bezeichnung die Namen aus dem griechischen und römischen Währungssystem eingebürgert. In Anlehnung an das griechische Vorbild wird die keltische Goldmünze von etwa 7,5–8,5 g deshalb «Stater» (griechisch «wägen») und ihr Viertelstück von etwa 1,7–1,9 g «Viertelstater» genannt. Dasselbe Prinzip gilt für keltische Silbermünzen. So werden Silberprägungen nach griechischen Vorbildern «Drachmen» genannt, während die späteren Silbermünzen, die den römischen Silberquinar («Fünfer») kopieren, mit «Quinar» bezeichnet werden. Einzelne Münztypen werden zusätzlich nach einem charakteristischen Merkmal oder nach einem bestimmten Fundort benannt.

Gewöhnlich erlauben die in einem archäologischen Fundkomplex vorhandenen Münzen die Datierung des archäologischen Materials. Bei den keltischen Münzen verhält es sich umgekehrt. In Ermangelung von Inschriften kommt der Fundvergesellschaftung bei der Datierung dieser Münzen ein großer Stellenwert zu.

Schon die Bestimmung der zeitlichen Abfolge innerhalb einer Münzreihe gestaltet sich schwierig. Aus typologischen und sti-

Farbtafel XXV Kat. 258 (72 römische Goldmünzen)

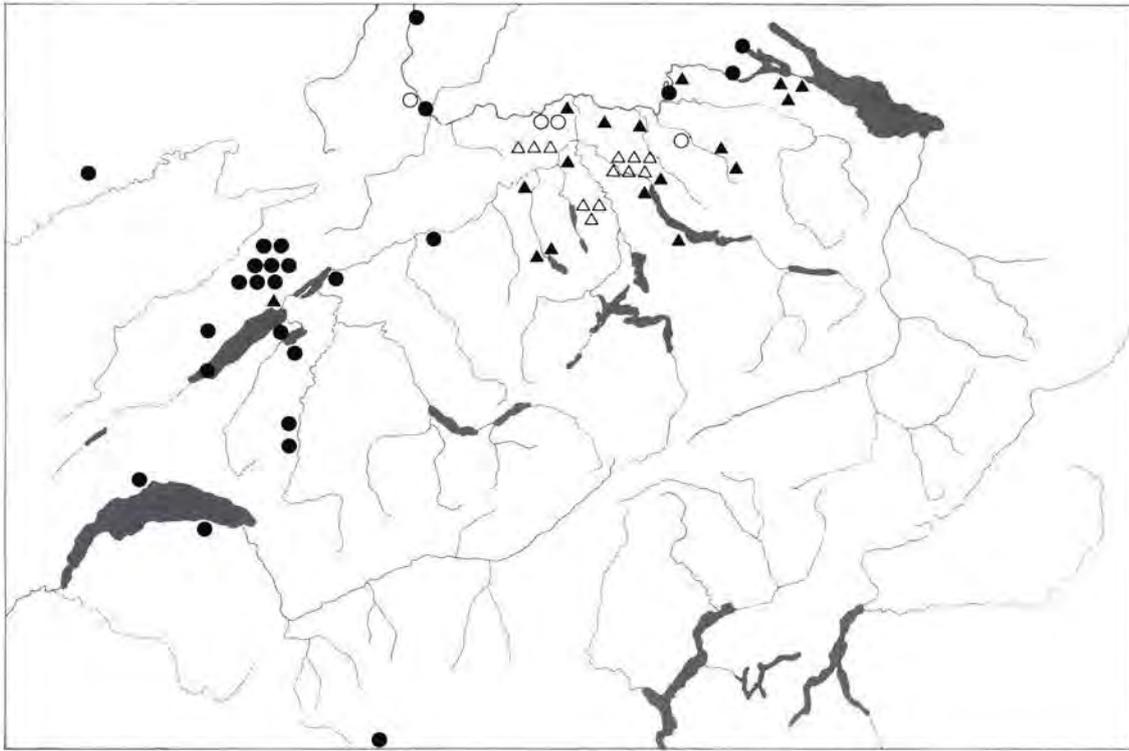


Abb. 21 Regionale Goldprägung: Verbreitung der Viertelstatere vom Typus Horgen-Unterentfelden (▲) und der schriftlosen Statere vom «Freiburger Typus» (●) nach K. Castelin, 1985 (▲●Einzelfunde, △ nicht genau lokalisierte Funde).

listischen Merkmalen können Hinweise für die Datierung gewonnen werden. Auch liefern das Gewicht und im Fall von Goldmünzen der durch Metallanalysen bestimmte Feingehalt Anhaltspunkte. Die Einordnung innerhalb eines Münztyps erfolgt sodann nach dem numismatischen Erfahrungsgesetz, wonach Münzgewicht und Feingehalt eines Münztyps einer inflatorischen Tendenz unterworfen sind und im Laufe der Zeit stets abnehmen.

Die genaue Datierung keltischer Münzen ist nur möglich, wenn im Fund auch anderes Material vorhanden ist, das sich mit archäologischen Methoden einer Zeit bzw. einem Zeitraum zuordnen läßt. Dieser Umstand ist z.B. bei Münzen aus keltischen Gräbern gegeben. Zum gängigen Fundgut keltischer Gräber gehören Bronze fibeln. Sie sind gut erforscht und bieten jeweils die Basis für die Datierung des gesamten Fundkomplexes. Dank einzelner, auf diese Art ziemlich genau datierbarer Münzen können ganze Münzreihen einem Zeitraster zugeordnet werden.

Die eigenwilligen Darstellungen auf keltischen Münzen wurden im 19. und 20. Jahrhundert entsprechend dem jeweiligen Zeitgeschmack entweder als unbeholfene Kopien klassischer Vorbilder verachtet oder aber als stilistisch eigenständige Bilderkunst bewundert. Bei der Interpretation der keltischen Bilderwelt, so auch der Münzbilder, ist allerdings Zurückhaltung geboten, weil unser bruchstückhaftes Wissen über die Mystik und Religion der Kelten ohnehin nur Vermutungen über die ursprünglich intendierte Botschaft dieser Bilder zuläßt.

### *Die keltische Münzprägung*

Die in der Schweiz reichlich vorhandenen keltischen Goldprägungen können nicht isoliert betrachtet, sondern müssen als Teil des gesamten keltischen Münzwesens gesehen werden.

Die Kelten fingen wohl um 300 v. Chr. an, eigene Münzen zu prägen. Die frühesten, uns bekannten Stücke sind Silberprägungen. Sie stammen aus den mittleren Donauländern, aus der Poebene und aus Südfrankreich. Es sind jeweils Nachahmungen griechischer Drachmen aus Makedonien bzw. aus den griechischen Städten Massalia (Marseille) und Rhoda (in Ostspanien). Vermutlich nur wenig später wurden im Gebiet Mittelfrankreich/Schweiz sowie im Raum Mähren/Böhmen erstmals Goldmünzen nach dem Vorbild makedonischer Statere geschlagen.

Im Laufe des 2. vorchristlichen Jahrhunderts breitete sich der Gebrauch von Münzen über den ganzen keltischen Raum aus. Das bei der Prägung verwendete Metall führte dabei zu einer Zweiteilung des Gebietes. Es bildeten sich zwei «Währungszonen». Im Osten – wie auch im gesamten Mittelmeerraum – war Silber die Währungsbasis, im Westen hingegen herrschte die Goldprägung vor. Die Goldzone war ihrerseits geteilt: Westlich des Rheins, im heutigen Belgien und Frankreich, wurden hauptsächlich die Goldstatere von Philipp II. von Makedonien (359–336 v. Chr.) nachgeprägt, in Böhmen, Bayern und Schwaben hingegen der Goldstater Alexander des Großen (336–323 v. Chr.). Die Schweiz gehörte zur Philipperzone.

Ungeachtet der einheitlichen Währungsbasis herrschte kein geschlossenes Währungssystem. Jeder Stamm prägte nach eigenem Münzfuß, d.h. bestimmte das Gewicht und den Metallgehalt der Münze selbst. Dies bedeutet, daß die Münzen meist keinen großen Umlauf hatten und eher im Stammesgebiet verblieben.

Anders als die in der gleichen Zeit im Umlauf befindlichen groben Bronze- und Silbermünzen, die am Anfang der römischen Münzprägung stehen, sind die frühesten keltischen Prägungen handwerklich erstklassig verfertigte Nachbildungen, die z.T. nur schwer als solche zu erkennen sind. Im Laufe der Zeit jedoch entwickelte sich auf den keltischen Münzbildern ein ganz eigenwilliger Stil, in dem das Vorbild kaum mehr auszumachen ist.

### *Die Herstellung von Münzen*

Die Technik der Münzenherstellung blieb im Prinzip seit ihrer Erfindung im ausgehenden 7. Jahrhundert v. Chr. bis in die Neuzeit unverändert. Das Prägeverfahren ist einfach (vgl. Kat. 253). Der Schrötling, ein für die Prägung vorbereitetes Stück Metall, wird zwischen zwei Stempel gelegt, in die das Vorder- bzw. Rückseitenbild vom Stempelschneider eingraviert wurden. Mit einem Hammerschlag wird die Prägung vorgenommen. Manchmal war der Unterstempel aus praktischen Gründen durch einen Dornfortsatz fest in einer Unterlage verankert.

Die Standorte von einigen keltischen Münzstätten sind bekannt, z.B. in Altenburg-Rheinau und auf dem Üetliberg bei Zürich (vgl. Kat. 223 u. 224). Als positive Nachweise für die Existenz einer Prägestätte gelten Münzstempel und Münzschmelzformen sowie Münzwaagen. Die tönernen Schmelzformen, sog. Tüpfelplatten, kommen indes verschiedentlich zusammen mit Abfall aus metallverarbeitenden Werkstätten vor, so daß eine produktionstechnische Verbindung von Münz- und Gießereiwerkstätten zumindest zeitweilig gegeben scheint. Es steht aber keineswegs fest, daß Münzstätten immer ortsbunden gewesen sein müssen. Denkbar ist, daß es mobile Einrichtungen waren. So wie es wahrscheinlich auch wandernde Handwerker und Stempelschneider gab.

Zur Ausstattung einer keltischen Münzstätte gehörten Feinwaagen zum Abwägen des Metalls für die Schrötlinge, Tontafeln mit Vertiefungen zum Einschmelzen des Goldstaubes und schließlich ein Münzstempelpaar und ein Prägehammer aus Eisen. Außerdem mußte eine Münzstätte über Gußtiegel, Blasebälge, Holzkohle und eine Auswahl an Zangen, Feilen, Meißeln und Sticheln verfügen.

Zur Herstellung der Schrötlinge wurden Tontafeln mit regelmäßig angeordneten Vertiefungen von ca. 0,5 bis 3,0 cm Durchmesser verwendet. In die kleinen Mulden wurden Goldkörner eingewogen und das Metall darin geschmolzen. Wie dieser Vorgang genau aussah, ist noch nicht ganz geklärt. Das naheliegende Verfahren, die gesamte Form auf ein Feuer zu stellen bis das Metall bei einer Temperatur von über 1000°C schmilzt, wurde jedenfalls nicht angewandt. Die Tontafeln zeigen nämlich auf der Oberfläche die Spuren höchster Brenntemperaturen, während die Unterseiten der Tafeln z.T. ungebrannt blieben. Man nimmt deshalb an, daß rund um die am Boden stehende Tüpfelplatte ein Holzkohlenfeuer entfacht wurde, wobei man dann die Temperatur mit Hilfe eines Lötrohres oder eines Blasebalges erhöhte und die Hitze in Richtung der Förmchen leitete (vgl. Kat. 233).

Die keltischen Handwerker konnten das Gewicht der einzelnen goldenen Schrötlinge ohne Schwierigkeiten sehr genau einhalten. Kleine gleicharmige Waagen, die den heutigen Apothekerwaagen ähnlich sind, waren weit verbreitet. Sie wurden nicht nur in Prägestätten, sondern vermutlich auch im Zahlungsverkehr verwendet.

Keltische Münzstempel bestehen häufig aus zwei Teilen, einem Eisenring und einem Bronzekern mit dem eingravierten Münzbild. Der Eisenring sollte das Zerspringen des Bronzekernes beim Prägen verhindern. Ein außerordentlich schönes Beispiel eines solchen Münzstempels wurde in Avenches gefunden. (Kat. 226).

Die Stempel nutzten sich jeweils rasch ab und mußten mit einem Stahlstichel nach- und umgeschnitten werden. Fälle von mehrmaligem Umschnitt sind keine Seltenheit. Prägungen mit ein und demselben Stempel können deshalb sehr unterschiedliche Münzbilder aufweisen. Zugleich war auch der bewußte Gebrauch von vollkommen abgenutzten und z.T. tief eingeschnittenen Stempeln verbreitet. Das Ergebnis war eine glatte Buckelform auf dem Münzbild, die für gewisse keltische Münztypen zum bestimmenden Merkmal wurde, so für die sog. glatten «Regenbogenschüsselchen» (Kat. 188 u. 189).

*Das erste Geld in der Schweiz –  
Frühe Nachprägungen des Philipper-Staters*

Die ältesten Münzen, die im Raum der heutigen Schweiz gefunden wurden, sind wie bereits erwähnt große, ca. 8 g schwere Goldstücke (Kat. 109–126). Sie wurden nach dem Vorbild des weitverbreiteten Staters von Philipp II. von Makedonien geprägt. Man findet solche sog. Philipper Nachprägungen verstreut in ganz Gallien. Es ist deshalb nicht möglich, sie einem bestimmten Stamm oder Gebiet zuzuordnen.

Allerdings kommen die frühesten Stücke, jene nämlich, die in Bezug auf Aussehen, Gewicht und Metall dem griechischen Original am besten nachempfunden sind, im Gebiet der heutigen Schweiz und des Oberrheins sowie in Mittel- und Ostfrankreich besonders häufig vor. Es ist daher denkbar, daß die Kelten aus diesem Gebiet, möglicherweise als erste im heutigen west- und mitteleuropäischen Raum die griechische Sitte der Münzprägung übernommen haben, und daß sich der griechische Philipper-Stater als Musterprägung von hier aus in ganz Gallien verbreitet hat. Nach der neueren Forschung gehören die ersten Nachprägungen ins 3. Jahrhundert v. Chr.

Nach der bereits erwähnten numismatischen Faustregel ist eine Nachprägung um so älter, je genauer sie dem Original in Bezug auf Gewicht, Feingehalt und Ausgestaltung der Vorder- und Rückseite nachempfunden ist. So tragen die frühen gallischen Philipper Nachbildungen, übereinstimmend mit den Originalen, sowohl den Namen des makedonischen Herrschers Philipp als auch die griechischen Beizeichen. Sie haben ein Gewicht von ca. 8,4 g gegenüber 8,6 g Sollgewicht des makedonischen Originals und einen Goldgehalt von etwa 95%.

Mit der Zeit verliert das Münzbild an Konturen und die griechische Inschrift löst sich in nicht identifizierbare Zeichen auf. Das Gewicht der Statere sinkt von etwa 8,4 g auf 7,5 g und vereinzelt sogar auf 6 g ab. Mit der Gewichtsabnahme geht die Verringerung des Goldgehaltes durch den vermehrten Zusatz von Silber und Kupfer einher, bis zuletzt kaum mehr von «Gold»-Münzen gesprochen werden kann.

Zu beantworten bleibt die Frage zu welchen Zwecken die Kelten die Münzen benutzten. In den schriftlichen Quellen werden Münzen nur selten erwähnt. Eine vielzitierte Ausnahme sind Poseidonios' Ausführungen zu Luernius, dem Vater des Arvernerkönigs Bituitus, der in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. gelebt hat. Es wird berichtet, daß Luernius mit Gold- und Silbervergabungen die Gunst seiner Gefolgschaft zu gewinnen suchte. So soll er einem Sänger, der seine Ruhmestaten besang, vom Kampfwagen aus einen Beutel voller Goldmünzen zugeworfen haben. Der Spender trägt hier seinen Reichtum zur Schau und sichert sich zugleich die Gefolgschaft. Die Episode weist auf die gesellschaftliche Funktion der Münzen hin.

Es ist durchaus denkbar, daß die keltischen Münzen zumindest in der Anfangsphase vor allem Prestige- und Thesaurierungsobjekte (Spargegenstand) waren, die jederzeit auch als Zahlungsmittel verwendet werden konnten.

Münzen wurden möglicherweise ganz allgemein zur Regelung gesellschaftlicher Verbindlichkeiten eingesetzt. So könnten Mitgift, Lösegeldforderungen und Strafen mit Münzen bezahlt worden sein. Dem griechischen Vorbild folgend galten die Kelten wahrscheinlich auch Tribut- und Soldzahlungen mit Münzen ab. Wie mehrere Funde aus Kultstätten zeigen, gehörten Goldmünzen außerdem zu den bevorzugten Weih- und Opfergaben.

Erst in den sich im 2. Jahrhundert v. Chr. entwickelnden stadtartigen Siedlungen, den sog. Oppida, wurden Münzen schließlich als Zahlungsmittel im Alltag verwendet. Der Wandel in der Verwendung der Münzen steht im Zusammenhang mit der Spezialisierung

des Gewerbes und der Entstehung großer Märkte. Die Goldstatere weichen in dieser Zeit einer Vielfalt von Silber- und Bronzemünzen, die sich in bezug auf Münzbild und Münzfuß an römische Vorbilder anlehnen.

*Regionale Goldprägungen*

In der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. treten hierzulande Goldmünzen auf, die aufgrund ihrer deutlich begrenzten Verbreitung als regionale Münzprägungen zu erkennen sind. Sie sind den oben besprochenen Philipper Nachprägungen ähnlich, da auch sie den Stater Philipps II. von Makedonien zum Vorbild haben. Es scheint jedoch keine direkte Verbindung zwischen den frühen Philipper Nachprägungen und den regionalen Nachbildungen zu bestehen.

Die verschiedenen regionalen Münztypen unterscheiden sich durch ihre Beizeichen, die – wie beim griechischen Prototyp – auf dem Rückseitenbild unter den Pferden zu finden sind. Anders aber als bei den frühen Philipper Nachahmungen handelt es sich bei diesen Beizeichen meist um Motive aus der keltischen Bildersprache, deren symbolische Bedeutung jedoch zumindest vorläufig verborgen ist. Geprägt wurde vor allem der Viertelstater, seltener der Stater und sein Halbstück.

Die regionalen Münzen sind leichter (das Statergewicht ist unter 8 g gefallen) und in der Form breiter, dünner und gebogener als ihr Vorbild. Charakteristisch ist die starke Stirnlocke und das S-förmige Ohr des Kopfbildnisses auf der Vorderseite. Auf der Rückseite reduziert sich das Zweigespann manchmal auf die Darstellung eines einzelnen Pferdes, wobei die kugelförmige Hervorhebung der Gelenke des Tieres augenfällig ist. Alle Münzen sind anonym, d.h. ohne Namensbezeichnung; die griechische Inschrift ist nur noch verwischt vorhanden oder vollkommen verschwunden.

Unter den regionalen Prägungen bilden die Viertelstatere mit sog. Rolltier (ein schlangenhaftes Tier mit Vogelkopf) als Beizeichen typologisch eine sehr homogene Gruppe. Sie wird in der Fachliteratur nach zwei Fundorten als «Typus Horgen–Unterentfelden» bezeichnet (Kat. 127–135). Diese Münzen kommen fast ausschließlich in den Kantonen Zürich und Aargau vor, so daß angenommen werden darf, daß die Münzstätte sich auf dem Gebiet dieser Kantone befand.

Das Gewicht der Viertelstatere vom Typus Horgen–Unterentfelden bewegt sich in einem relativ engen Bereich zwischen 1,8 g und 1,92 g, der durchschnittliche Goldgehalt liegt bei etwa 60 %. Das Gold wurde nun, anders als bei den ältesten Philipper Nachbildungen, nicht mehr in seiner Naturform belassen, sondern mit Silber und Kupfer legiert und damit sowohl gehärtet als auch «verbilligt».

Für die Datierung dieses Münztypus sind zwei Grabfunde von Bedeutung. In Horgen (ZH) und in Langdorf bei Frauenfeld (TG) wurden in Gräbern jeweils ein Viertelstater vom Typus Horgen–Unterentfelden gefunden (Kat. 57 u. 104). Die archäologische Auswertung des Begleitmaterials gestattet die Annahme, daß die beiden Münzen aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. stammen. Da bei diesem Münztypus Gewicht und Gehalt relativ stabil sind, können die Viertelstatere mit Rolltier ganz allgemein dieser Zeit zugeordnet werden.

In der heutigen West- und Nordwestschweiz sind mehrere Münztypen faßbar (Kat. 136–161). Von einer Ausnahme abgesehen, die weiter unten besprochen wird, sind sie stilistisch und typologisch

Farbtafel XXVI Kat. 108, 112, 133, 155, 163 und 187 (*Keltische Goldmünzen b–f und ihr griechisches Vorbild a*)



a



b



c



d



e



f

eng mit dem Horgen–Unterenfelden Typus verwandt. Geprägt wurden sowohl Statere als auch das Viertelstück. Auf der Vorderseite ist wiederum ein Kopf mit Lorbeerkranz, auf der Rückseite ein Zweigespann dargestellt. Die Verbreitung dieser westlichen Münzgruppe ist allerdings etwas diffuser als diejenige der östlichen Münzen vom Typ Horgen–Unterenfelden, so daß eine Lokalisierung der Münzstätten nicht möglich ist.

Als Beizeichen kommen in dieser westlichen Gruppe vor: liegende Acht, Rosette, Triskeles (Dreibein), «Rosette auf Punkt» und S-Volute. Die Münzen mit liegender Acht oder Rosette stammen vorwiegend aus der berühmten Fundstelle La Tène am Neuenburgersee. Die Münzen mit Triskeles oder «Rosette auf Punkt» kommen hingegen mehrheitlich aus der Nordwestschweiz und aus Südwestdeutschland.

Den Anhaltspunkt für die absolute Datierung liefert ein Grabfund, nämlich ein Viertelstater vom Typus «Rosette auf Punkt» aus einem Grab in Euren bei Trier, der aufgrund des archäologischen Kontextes des Fundes in die Mitte des 2. vorchristlichen Jahrhunderts datiert werden kann (Kat. 154).

In der heutigen Westschweiz wurden außer den eben erwähnten Münztypen auch Goldstater gefunden, denen, anders als allen bisherigen in der Schweiz gefundenen Goldmünzen, nicht der Philipper-Stater als Vorbild diente, sondern wahrscheinlich Statere aus Böhmen, die ihrerseits dem Stater Alexander des Großen nachempfunden sind (Kat. 162–170). Wie und wann die damals in der Westschweiz und im Wallis ansässigen Stämme mit Prägungen aus dem böhmischen Raum in Kontakt kamen, ist noch weitgehend offen.

Der Alexander-Stater zeigt auf der Vorderseite den Kopf der Göttin Athena mit korinthischem Helm und auf der Rückseite die geflügelte Nike. Die Darstellung auf den Statere aus der Schweiz ist jedoch kaum mehr als Abbild zu erkennen. Auf der Vorderseite ist ein stark barbarisiertes Kopfbild zu sehen. Die Rückseite weist häufig nur eine undeutliche Erhebung auf, gelegentlich aber auch zwei senkrechte Linien, die mit der schreitenden Nike in Verbindung gebracht werden.

Man unterscheidet zwischen den älteren Statere ohne Inschrift, die mehrheitlich in der freiburgischen Broye-Gegend gefunden wurden und dementsprechend als «Freiburger Typus» bezeichnet werden, und den jüngeren mit Inschrift, die im Wallis und im Aostatal vorkommen. Die neuere Forschung weist die letzteren einem im Wallis ansässigen Stamm zu. Die ältere Forschung hingegen schrieb beide Typen den im Aostatal ansässigen Salassern zu und nannte die Münzen deshalb «Salasser-Statere».

Der ältere, inschriftenlose Freiburger Typus, hat ein Durchschnittsgewicht von ca. 7,4 g und einen Goldgehalt von 80%–90%. Als früheste Datierung kommt das 2. vorchristliche Jahrhundert in Frage. Eine genauere Datierung ist vorderhand noch nicht erfolgt.

#### *Nicht näher lokalisierbare Goldmünzen*

Es gibt eine Münzgruppe, deren Vertreter verstreut im gesamten schweizerischen Mittelland und am Oberrhein vorkommen, hauptsächlich aber im angrenzenden ostfranzösischen Gebiet gefunden wurden (Kat. 171–182). In der Fachliteratur sind sie unter dem Begriff «Incertaines de l'Est» zusammengefaßt. Ob die einzelnen Typen in der Schweiz oder in Ostfrankreich geprägt wurden, ist offen. Wären mehr Fundorte bekannt, ließe sich möglicherweise auch in dieser etwas späteren Prägephase ein regionales Verteilungsmuster erkennen.

Die Münzen dürften zum größten Teil in das 1. Jahrhundert v. Chr. gehören. Ihr Gewicht und Goldgehalt haben sich deutlich verringert: Der Stater wiegt häufig weniger als 7,5 g, der Viertelstater liegt unter 1,8 g. Die Münzen wurden zunächst aus Elektron, einer

Legierung aus Gold und Silber mit einem ca. 30 % Goldanteil, hergestellt. Die späten Prägungen sind nur vergoldete Silbermünzen.

Die Anzahl unterschiedlicher Münztypen scheint in dieser Phase zuzunehmen. Als Beizeichen kommen u.a. vor: Vierblatt, vierseitiges Rad, Blütenkreuz, Halbmond, Triskeles, Dolch und Lyra.

Sowohl Statere als auch Viertelstater wurden weiterhin geprägt. Das Münzbild entwickelte sich indes vermehrt vom Vorbild weg, was unter Umständen auf eine längere Prägeperiode als bei den früheren, lokalisierbaren Prägungen hindeutet.

Nach Cäsars Eroberungszügen versiegte die Edelmetallprägung. Vermutlich sind die tief eingeschüsselten Statere mit sehr geringem Goldgehalt und schlecht geprägten Münzbildern der Schlußperiode der helvetischen Goldprägung zuzuordnen. Sie tauchen vor allem dem Rhein entlang, im schweizerischen und süddeutschen Gebiet auf. Diese späten helvetischen «Silberstater» dürften wohl aus der gleichen Zeit stammen wie die späten Gepräge aus der bereits erwähnten Gruppe der «Incertaines de l'Est». Die gegenseitige Beeinflussung der Prägungen benachbarter Gebiete in spätkeltischer Zeit ist dank der fortschreitenden Entwicklung des Handelswesens und den zahlreichen Verkehrsverbindungen durchaus wahrscheinlich.

Seit dem späten 2. Jahrhundert gelangten auch Gold- und Silbergepräge aus dem heutigen Südwestdeutschland in das Gebiet des heutigen Mittellandes, und zwar vor allem die im oberen Donauraum weitverbreiteten Münzen. Der Volksmund nennt sie «Regenbogenschüsselchen», die beim Auftreffen des Regenbogens auf die Erde entstanden seien, weil sie oft nach ergiebigen Regenfällen im frischgepflügten Acker vor Vorschein kommen. Es sind stark schüsselförmige Goldstater, deren Münzbilder als keltische Eigenschöpfungen eingestuft werden.

Die Regenbogenschüsselchen scheinen zwar stilistisch einer eigenständigen Schöpfung zu entspringen, bezüglich Stückelung und Gewicht sind sie aber den gallischen Philipper Nachprägungen angeglichen. Von großer Bedeutung – vor allem für die zeitliche Einordnung der verschiedenen Münztypen – sind die Schatzfunde mit diesen Statere, wie der Goldschatz von Saint Louis bei Basel, bei denen es sich wohl um religiöse Opfergaben handelt. Die in der Schweiz gefundenen Regenbogenschüsselchen gehören meist zu einer relativ leichten, d.h. späten Prägeserie und damit wohl in die Zeit um 100 v. Chr.

#### *Silber- und Potinmünzen in der Schweiz*

Seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. zirkulierte auf dem Gebiet der heutigen Schweiz neben den Goldmünzen eine Vielfalt an auswärtigen und lokal geprägten Silbermünzen. Aus Südfrankreich gelangten Obole und Drachmen sowie deren Imitationen ins Mittelland. Sie kamen einerseits der Rhoneroute entlang und über den Jura andererseits von Oberitalien her über die Alpen.

Ein gut belegtes Beispiel einer solchen lokalen Nachprägung sind die Silbermünzen der am nördlichen Fuß des Großen St. Bernhards ansässigen Veragrer (Kat. 207 u. 208). Sie sind Nachbildungen der Münzen aus der Poebene, die ihrerseits die Drachme aus Massalia imitierten.

Die wachsenden Verbindungen zum Römischen Reich im ausgehenden 2. Jahrhundert v. Chr., führten dazu, daß die Kelten in Mitteleuropa begannen römische Münzen nachzuahmen. Das ursprünglich griechische System mit Goldprägungen wurde nun von der Silberwährung nach römischem Vorbild überlagert. Sprechendes Beispiel dieser Entwicklung sind die Kaletedou-Quinare, die zwar einen römischen Silberdenar imitieren, aber mit einer griechischen Inschrift versehen sind (Kat. 209 u. 210). Wohl gleichzeitig mit

den Kaletedou-Quinaren zirkulierten sog. Kreuzmünzen, deren Prototypen in Südfrankreich zu suchen sind (Kat. 211 u. 212). Die Gewichte der beiden Münzsorten gleichen sich und variieren zwischen 1,80 g und 1,95 g.

Vermutlich etwas später, um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr., kamen Quinare mit der Inschrift NINNO und sog. Büschelquinare hinzu (Kat. 213–216). Sie tauchen größtenteils im Nordwesten der heutigen Schweiz und im Jura auf. Die Ninno-Quinare werden den im Raum Basel ansässigen Raurakern zugeschrieben. Auch die Büschelmünzen, die in Anlehnung an Vorbilder aus dem heutigen süddeutschen Raum geprägt wurden, können als Produkte einer im Gebiet der heutigen Schweiz gelegenen Münzstätte angesehen werden. Die beiden Münzsorten haben ein annähernd gleiches Durchschnittsgewicht von 1,57 g bzw. 1,56 g und waren gleichzeitig im Umlauf, wie ihr gemeinsames Vorkommen im Fund von Balstahl aus dem Jahr 1839/40 belegt.

Um eine lokale Prägung handelt es sich wahrscheinlich bei den beiden in Avenches gefundenen kleinen Quinaren mit der Inschrift VATICO (Kat. 217 u. 218). Der Schriftzug bezieht sich wohl auf einen helvetischen Stammeschef, der dem Geiste der Zeit folgend seinen Namen auf den Münzen prägen ließ. Als letzte Münzsorte sind die seit dem 1. vorchristlichen Jahrhundert an verschiedenen Orten für den lokalen Bedarf hergestellten sog. Potinmünzen zu nennen, die aus stark zinnhaltigem Kupfer gegossen wurden (Kat. 219–222).

#### *Münzen als Zeugen der Zeit*

Münzen bilden eine wichtige historische Quellengattung. Ihre Aussagekraft ist jedoch nicht so unmittelbar wie diejenige der schriftlichen Quellen. Sie wird indirekt über Prägemetall und Münzbild sowie über Anzahl und Verbreitung der Münzen gewonnen. Bei der Interpretation keltischer Münzen gilt es zu berücksichtigen, daß keltische Prägeherren nur gelegentlich prägten. D.h. Ihre Prägertätigkeit verlief nicht kontinuierlich, sondern sie war sporadisch oder auch einmalig. Das Aufkommen neuer Münztypen bedingt deshalb in keltischer Zeit nicht die Ablösung älterer Typen. Es dürfte außerdem zunächst weder eine regionale noch überregionale Währungseinheit bestanden haben.

Aus antiken Quellen ist bekannt, daß «helvetische» Stämme im 2. Jahrhundert v. Chr. (auch) in Süddeutschland siedelten. Caesar hingegen begegnet den «Helvetiern» nur noch auf linksrheinischem Gebiet. Inwieweit diese zwei Bevölkerungsgruppen identisch sind, ist offen. Wir halten uns im folgenden an Caesar und bezeichnen mit Helvetiern die Stämme, die im 1. Jahrhundert v. Chr. in der Schweiz siedelten, während die in der Schweiz und Süddeutschland ansässigen Volksgruppen des 2. Jahrhunderts v. Chr. als Protohelvetier bezeichnet werden. Über ihre ethnische Zusammensetzung können nur Vermutungen angestellt werden.

Welche Hinweise geben nun die in der Schweiz gefundenen keltischen Münzen zur Besiedlung der Schweiz zwischen dem 3. und 1. vorchristlichen Jahrhundert? Aus numismatischer Sicht bestehen zwischen den schweren Philipper Nachprägungen, die wohl noch ins 3. Jahrhundert gehören und den folgenden regionalen Goldprägungen aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. keine direkten Verbindungen. Möglicherweise kommt darin eine Verlagerung der politischen Macht zum Ausdruck.

Die Verbreitungskarten der regionalen Münztypen deuten eine Zweiteilung des schweizerischen Mittellandes an: Im Osten die

räumlich eng begrenzten Viertelstatere vom Typus Horgen–Unterentfelden, im Westen verschiedene, stilistisch miteinander verbundene Münztypen. Die Eigenständigkeit dieser beiden Siedlungsräume, die in ihrer Münzprägung zum Ausdruck kommt, wird auch durch unterschiedliche Ausstattung der Bekleidung, z.B. Gürtelketten, im jeweiligen Raum bestätigt. Das Mittelland zerfiel offenbar in zwei Siedlungsräume, wobei gerade im Westen mehrere einzelne Gruppen faßbar werden.

Die späteren, zahlreichen Münztypen, die durch geringes Gewicht und niederen Goldgehalt gekennzeichnet sind, lassen keine Verbreitungsschwerpunkte mehr erkennen. Vielleicht deutet diese Entwicklung im Münzwesen auf einen wirtschaftlichen Niedergang des Mittellandes und auf eine Auflösung von Stammesstrukturen oder sonstigen Organisationsformen hin.

Die Verbreitung der Münzen aus dem 2. Jahrhundert zeigt, daß Verbindungen zum süddeutschen Raum weitgehend fehlen, wenn man vom oberrheinischen Gebiet absieht. Diese Situation änderte sich im Laufe des 1. Jahrhunderts. In Zusammenhang mit Münzen aus Opferfunden tauchen zunächst verschiedentlich süddeutsche Regenbogenschüsselchen auf. Etwas später finden zwei in Süddeutschland übliche Silbermünzen, sog. Kreuzmünzen sowie Büschelquinare, im schweizerischen Mittelland weite Verbreitung. Es ist möglich, daß diese Entwicklung in Zusammenhang mit der Abwanderung protohelvetischer Stämme aus Süddeutschland steht. Archäologische Funde bestätigen eine solche Bewegung jedoch nicht.

Die Goldprägungen aus dem Gebiet der heutigen Schweiz umfassen etwa 150 Jahre. Diese Goldmünzen, die dem Goldstater von Philipp II. von Makedonien nachempfunden sind, lassen sich bezogen auf ihr Vorkommen und prägetechnische Merkmale in homogene, den geographischen Raum strukturierende Gruppen einteilen. Dieser Umstand weist auf die Existenz verschiedener eigenständiger Stammesgruppen bzw. auf eine Vielzahl von Prägeherren. Zugleich deutet die Verbreitung der typologisch und stilistisch miteinander verbundenen Goldmünzen im schweizerischen Mittelland, am Oberrhein und im angrenzenden Ostfrankreich auf das Vorhandensein eines größeren Kulturraumes hin.

#### *Literatur*

- Allen D.F., The Philipp in Switzerland and the Rhineland. Schweizerische Numismatische Rundschau 53, 1974, 42ff.  
Castelin K., Keltische Münzen – Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseum Zürich. Stäfa o.J. (1976 und 1985).  
Castelin K., Die Goldprägung der Kelten in den Böhmisches Ländern. Graz 1965.  
Coiner A., Un monnayage celtique en Valais: Les monnaies des Vétrages. Schweizerische Numismatische Rundschau 63, 1984, 55ff.  
Gruel K., La monnaie chez les Gaulois. Paris 1989.  
v. Kaenel H.-M., Die Fundmünzen aus Avenches (1. Teil). Schweizerische Numismatische Rundschau 51, 1972, 47ff.  
Nash D., Coinage in the Celtic World, London 1987.  
Polenz H., Münzen in latènezeitlichen Gräbern Mitteleuropas aus der Zeit zwischen 300 und 50 v. Chr. Bayerische Vorgeschichtsblätter 47, 1982, 27ff.



# RÖMISCHE ZEIT: EINHEIMISCHE TRADITIONEN – FREMDE EINFLÜSSE

Annemarie Kaufmann-Heinimann

«O könnte das Gold doch ganz aus dem Leben entfernt werden,» seufzt angesichts der Habgier seiner Zeitgenossen im 1. Jahrhundert n.Chr. der Ältere Plinius, und im gleichen 33. Buch seiner Naturgeschichte, das von den Edelmetallen handelt, sagt er weiter unten: «Das schlimmste Verbrechen gegen die Menschheit hat der begangen, der als erster Gold an die Finger steckte..., und den nächsten Frevel der, der als erster aus Gold einen Denar prägte.» Zugleich preist er das homerische Zeitalter, in dem man Tauschhandel trieb, also Naturalien höher als Edelmetalle schätzte, aber auch die alten Zeiten der Republik, als z.B. 387 v.Chr. in ganz Rom nur gerade 1000 Pfund Gold für Friedensverhandlungen mit den Kelten nach deren Plünderung der Stadt aufzutreiben waren. Rund dreihundert Jahre später hatte sich die Situation, immer Plinius zufolge, völlig geändert: die großen Entschädigungen aus den mithridatischen Kriegen ermöglichten es dem Diktator Sulla, 29'000 Pfund Gold im Triumphzug mitzuführen. Während der späten Republik und der frühen Kaiserzeit schließlich nahm die Menge des verfügbaren Goldes weiter zu, da die eroberten Gebiete in Spanien, Nordafrika, Gallien, Britannien und auf dem Balkan hinzukamen; entsprechend wurde das einst so seltene Edelmetall auch für Privatleute erschwinglich und – vor allem in Form von Schmuck – gebräuchlich. War in republikanischer Zeit ein goldener Ring noch das Standesabzeichen der Ritter gewesen, so setzte sich von der frühen Kaiserzeit an das Tragen eines oder mehrerer Ringe als Schmuck bald bei Männern und Frauen durch, wobei sich die Frauen dazu noch an Armen, Ohren, Hals, im Haar und an den Hüften mit Gold behängten, wie Plinius etwas verächtlich bemerkt. Ferner war es nicht nur im Goldenen Haus des Kaisers Nero, sondern auch in gehobenen Privathäusern üblich, die hölzernen oder elfenbeinernen Kassettendecken wie auch die Wände vergolden zu lassen. Durch vergoldete Statuen konnten auch Beamte oder verdiente Privatpersonen geehrt werden, während ganz goldene Statuen sowie goldenes Geschirr den Göttern und der kaiserlichen Familie vorbehalten waren. – Die paar Hinweise mögen genügen, um zu zeigen, wie weit verbreitet und vielfältig verwendet das Gold in der römischen Kaiserzeit war. Für die verschiedenartigen Edelmetallarbeiten bildeten sich einerseits spezialisierte Handwerkszweige heraus; andererseits brachten es der auf Rom hin orientierte Kunstbetrieb wie auch der überregionale Geschmack der gehobenen römischen Käuferschicht mit sich, daß die Edelmetallerzeugnisse regional weit weniger unterschiedlich gestaltet wurden als in früheren Jahrhunderten.

Auch für das Gebiet der römischen Schweiz gilt, daß aus den ersten drei nachchristlichen Jahrhunderten ein Vielfaches an Gold verglichen mit der entsprechenden vorchristlichen Zeitspanne auf

uns gekommen ist. Es geht hier nun nicht darum, diese Menge und Vielfalt möglichst vollständig auszubreiten, sondern das Gold der Helvetier und ihrer romanisierten Kinder und Urenkel soll unter zwei Gesichtspunkten vorgeführt werden: einerseits zeigen Votivbleche aus Edelmetall sowie mit Halsring (Torques) behängte Götterstatuetten, wie einheimische Traditionen weiterlebten; andererseits machen ausgewählte Goldfunde aus der römischen Schweiz die Einflüsse aus den übrigen Provinzen des Reiches deutlich.

## *Keltische und gallorömische Gottheiten*

Es ist wichtig sich klarzumachen, daß sich wenig Sicheres über die keltische Religion aus der Zeit vor der römischen Eroberung, also vor dem 1. Jahrhundert v.Chr., aussagen läßt. Wohl kennen wir steinerne Sitzfiguren oder einzelne Köpfe, die vermutlich im 3./2. Jahrhundert v.Chr. entstanden sind, doch fehlen uns alle Angaben über ihre Bedeutung; wahrscheinlich sind es eher Bilder von heroisierten Kriegerern oder von Ahnen als solche von Göttern. Neben steinernen Bildwerken gab es sicher Holzfiguren in der Art der beiden Statuen aus Genf und aus Villeneuve (Kat. 230), doch solche Figuren sind selten erhalten geblieben, und wir wissen nicht, welche Gottheiten sie darstellen.

Schriftliche Aussagen über die keltische Religion sind uns nur von seiten griechischer und römischer Geschichtsschreiber, Ethnographen oder Feldherrn (Poseidonios, Lucan, Caesar), nicht aber von den Einheimischen selbst erhalten. Daraus erklärt sich der Blickwinkel dieser Gewährsleute: sie sehen die fremden Gottheiten als lokale Erscheinungsform ihrer eigenen Götter an, ohne sie in ihrer Eigenart zu verstehen. Aber auch die Kelten scheinen spätestens seit ihrem intensiven Kontakt mit römischer Kultur und Kunst im 1. Jahrhundert v.Chr. diese Gleichsetzung übernommen zu haben: sie verwenden Typen römischer Götter für die Darstellung ihrer eigenen, ursprünglich wohl tiergestaltigen Gottheiten. Oft verrät nur noch der Name oder Beinamen einer Gottheit, daß sich hinter einer völlig romanisierten äußeren Erscheinung keltische religiöse Vorstellungen verbergen.

Als wichtigsten Gott der Kelten nennt Caesar den Merkur, der für alle Künste, den Handel und das Reisen zuständig sei; danach folgten der Heilgott Apollo, der Kriegsgott Mars, der Himmelsgott Jupiter sowie Minerva, die Beschützerin und Förderin des Handwerks. Lucan seinerseits führt in seinem historischen Epos um die Mitte des 1. Jahrhunderts n.Chr. Teutates, Esus und Taranis als keltische Hauptgötter an; ihre Zuständigkeitsbereiche scheinen etwa denjenigen von Mars, Merkur und Jupiter bei Caesar zu entsprechen. Weitere Namen oder Beinamen einheimischer Götter sind uns in den Weihinschriften überliefert: Naria, Sirona, Can-

Farbtafel XXVII Kat. 275 (*Goldbüste des Kaisers Marc Aurel*)

tismerta, Sucellus sowie Mars Caturix, Mars Caisivus, Mercurius Cissonius usw. Unrömisch ist auch die Sitte, dem Namen der Gottheit die Bezeichnung *deus, dea* (Gott, Göttin) voranzustellen.

#### *Weihgaben aus Edelmetall: Votivbleche*

Zur Zeit der Eroberung Galliens durch die Römer bestanden die Heiligtümer aus umzäunten heiligen Bezirken oder offenen, an Gewässern oder auf Anhöhen gelegenen Kultplätzen. In der römischen Kaiserzeit wurden dann die einfachen Holzbauten vergrößert, später in Stein gebaut und zu größeren Kultbezirken zusammengefaßt. So gab es in Thun-Allmendingen ein aus mehreren Kapellen und Aschenaltären bestehendes Heiligtum, das den Alpengöttern (Alpibus), dem Jupiter und (nicht näher bestimmbar) Muttergottheiten geweiht war und das von einem lokalen Kultverein betreut wurde. Als Opfergaben wurden in diesem Heiligtum – abgesehen von Naturalien wie Blumen, Früchte, Korn, die sich nicht erhalten haben – kleine Tonfiguren, Ton- und Zinngefäße, Münzen sowie ein goldenes Votivblech und drei Hülsen aus Goldblech dargebracht (Kat. 235 u. 236). Das lanzettförmige Blech mit halbmondförmigem Abschluß und Querarmen weist auf der ganzen Fläche eine blattrippenartige Fältelung auf. Eine solche findet sich auch an den anderen bisher bekannten Votivblechen aus Edelmetall, so verschieden sie in Form und Ausgestaltung auch sein mögen; hingegen gibt es zu den drei Goldhülsen vorläufig keine Parallelen.

Das Votivblech von Thun-Allmendingen ist das einzige goldene Exemplar aus der römischen Schweiz; vier silberne Bleche sind in Martigny bzw. auf dem Großen St. Bernhard zum Vorschein gekommen. Zwei der drei Bleche aus dem Hauptort des römischen Wallis (Kat. 238) wurden 1874 auf der Flur «La Délèze» in einem Specksteingefäß entdeckt, das zusammen mit einem mit Bronzegehirr und eisernen Geräten gefüllten Bronzekessel im 3. Jahrhundert n. Chr. vergraben worden sein muß. Es läßt sich nicht entscheiden, ob die Gefäße und Geräte in einem Heiligtum verwendet wurden, wie wir das etwa von den Hortfunden aus Weissenburg in Bayern oder Mauer an der Url (Österreich) kennen, oder ob sie einem Privaten gehörten, der sie vor drohender Gefahr versteckte. Die Form der Silberbleche aus dem Fund von Martigny «La Délèze», eine Art Bogen auf zwei stilisierten Säulen, ist ungewöhnlich und sonst nicht belegt; es macht den Anschein, als sei ursprünglich ein separat gearbeitetes, von den Säulen umrahmtes Mittelfeld vorhanden gewesen.

Votivbleche aus Edelmetall, meist in länglicher Form mit seitlichen Auswüchsen, sind vor allem aus Britannien, Germanien, Rätien und Pannonien, also aus den nördlichen Grenzprovinzen bekannt. Die Exemplare, die eine figürliche Darstellung oder eine Inschrift aufweisen, zeigen, daß sie orientalischen oder einheimischen Gottheiten (zum Teil in romanisierter Form) geweiht waren. So sind die 28 Silbervotive aus dem Fund von Mauer an der Url Gaben für den kleinasiatischen Jupiter Dolichenus, während von den 130 aus dem Rhein bei Hagenbach (D) geborgenen Silberblechen rund ein Viertel Weihinschriften an Mars bzw. dessen einheimische Entsprechung tragen (die übrigen sind unbeschriftet).

Im Fall von Thun-Allmendingen und Martigny wissen wir nicht, welcher Gottheit die Edelmetallbleche geweiht wurden. Inschriftlich bezeichnet ist dagegen das fünfte aus der römischen Schweiz bekannte Exemplar (Kat. 239). Das silberne, annähernd baumförmige Blech wurde um 1900 auf dem Großen St. Bernhard gefunden; es weist am unteren Ende eine Inschrift auf, die besagt, daß ein gewisser G(aius) I(? -ulius?) P. (er gibt seinen Namen nur abgekürzt an) dem Iuppiter Poeninus sein Gelübde gern und nach Gebühr erfüllt habe. Der 2473 m hohe Paßübergang ist schon in

vorrömischer Zeit benutzt worden; Poeninus – nach anderen Schreibweisen Phoeninus, Pyninus u.ä. – war offenbar der einheimische Name des lokalen Schutzgottes, der dann von den Römern mit Jupiter gleichgesetzt wurde. Außer dem Blech (Kat. 239) ist beim Paßheiligtum noch ein weiteres silbernes, heute leider verschollenes Exemplar zum Vorschein gekommen; ferner legen über fünfzig beschriftete Bronzetafelchen Zeugnis ab vom Dank der Reisenden für die Hilfe des Gottes auf der gefährlichen Route.

#### *Weihgaben aus Edelmetall: Torques an Götterstatuetten*

Wie wir gesehen haben, scheint der Brauch, Votivbleche aus Edelmetall im Heiligtum darzubringen, in unserer Gegend mit der Verehrung einheimischer Gottheiten zusammenzuhängen; wo die Form der Votivbleche letztlich ihre Wurzeln hat, läßt sich bei deren weiter Verbreitung vorläufig allerdings nicht feststellen. Eine andere kultische Gepflogenheit dagegen, die in der römischen Kaiserzeit weiterlebt, ist eindeutig im Keltischen verankert: es ist dies die Sitte, Götterstatuetten mit einem Halsring (Torques) aus Edelmetall zu schmücken, wohl als Zeichen des Dankes für die von seiten der Gottheit erfahrene Hilfe oder in Erfüllung eines Gelübdes. An sich ist das Behängen eines Götterbildes mit Votivschmuck nichts spezifisch Keltisches; so kennen wir auch aus dem römischen Syrien, das bekannt ist für seine reiche Ausgestaltung von Bildwerken, Statuetten, die nachträglich angebrachte Ringe um Hals und Arme aufweisen. In Gallien jedoch ist es eine bestimmte Form des Halsrings, meist gedreht und mit offenen Enden; zudem trugen ihn nicht nur Götterbilder, sondern auch Menschen, wie etwa die Kalksteinstatuette einer älteren Frau aus Avenches (Kat. 241) zeigt und wie wir auch aus Darstellungen und Berichten römischer Gewährsleute wissen.

Zu den Neuerungen im kultischen Bereich, die die Römer aus Italien in die Provinzen brachten, zählt die Einrichtung des Larariums, des Hausheiligtums, das im Atrium oder in der Küche des Wohnhauses eingerichtet wurde. Häufig bestand es lediglich aus einer gemalten Darstellung der Laren, der Schutzgötter des Hauses; in reicher ausgestatteten Häusern stellte man hölzerne, tönerner oder bronzene Figuren verschiedener Gottheiten in einem Schrein oder Tempelchen auf. Es waren dieselben Figuren, die man auch als Votivgaben in den Tempel stiftete.

Unter den Hunderten von vorwiegend aus Zivilsiedlungen stammenden Bronzestatuetten der römischen Kaiserzeit, die sich bis heute erhalten haben, sind rund 25 Exemplare bekannt, die einen goldenen oder silbernen (seltener bronzernen) Torques tragen. Interessant ist dabei, daß sie alle – mit Ausnahme der erwähnten syrischen Stücke – aus Gebieten stammen, die im 4.–1. Jahrhundert v. Chr. von der Expansion der Kelten betroffen waren, in denen also noch ein keltisches Substrat vorhanden war, so unterschiedlich die verschiedenen Stammeskulturen im einzelnen sein mochten. Es schien deshalb in unserem Zusammenhang sinnvoll, zu den vier aus der römischen Schweiz bekannten Statuetten mit Torques möglichst viele der übrigen bekannten Exemplare zum Vergleich beizuziehen. Es sind dies zur Hauptsache Funde aus Gallien und Britannien; bei den im römischen Germanien sowie in Rätien, Noricum und Pannonien gefundenen Stücken handelt es sich wohl größtenteils um aus Gallien importierte Statuetten. In Italien sind bisher keine Exemplare zum Vorschein gekommen. Die angegebene Zahl von rund 25 bis 50 erhaltenen torquesgeschmückten Statuetten – wenn wir die mutmaßliche Zahl unpublizierter Stücke mit einbeziehen – mag auf den ersten Blick auffallend niedrig erscheinen; es gilt allerdings zu bedenken, daß die kleinen, der Statuette lose umgehängten Torques von oft nur zwei Zentimetern Durchmesser (vgl. Kat. 242) im Laufe der Zeit oder bei der Auffindung verloren gehen konnten.



Abb. 22 Bronzestatuetten mit Halsringen: Cernunnos, der keltische Hirschgott mit Torques in der Rechten (links, Magerides); Merkur mit Torques aus Silber und Gold (mitte, Weissenburg; rechts, Pierre-en-Luiset).

Vorläufig lassen sich kaum sichere Aussagen über den kultischen Brauch der Torquesweihungen machen; wir wissen nicht, in welchem Rahmen und Ausmaß sie üblich waren, welche Gründe dazu führten, wer sie vornahm. Auch für den Zeitpunkt der Weihung haben wir keine Anhaltspunkte. Hier sind verschiedene Möglichkeiten denkbar: eine Statuette wurde durch einen gleich nach der Fertigstellung hinzugefügten Edelmetallring kostbarer oder «heiliger» gemacht; der Stifter einer Statuette ließ erst nach einer gewissen Zeitspanne den Torques anbringen; Statuette und Torques sind völlig unabhängig voneinander von verschiedenen Stiftern geweiht worden.

An sich wäre denkbar, daß vor allem diejenigen Gottheiten mit dem Torques ausgestattet werden, die in Typus oder Stil dem Keltischen besonders verpflichtet sind. Dies scheint auf den ersten Blick nicht der Fall zu sein. Wohl fehlt der Torques bei Statuetten der Laren oder des Genius des Hausherrn, denen spezifisch römische religiöse Vorstellungen zugrundeliegen, jedoch stellen rund die Hälfte der uns bekannten Statuetten mit Torques Gottheiten dar, bei deren Typus sich kaum Verbindungen zum Keltischen herstellen lassen, wie etwa Venus, Jupiter und Apollo. Dabei darf man nicht

außer acht lassen, daß ein Einheimischer trotz des fremden Aussehens einer Kultfigur seine eigenen hergebrachten religiösen Vorstellungen in sie hineinlegen konnte.

Vorläufig ganz isoliert steht die Bronzestatuette eines bärtigen Mannes mit Hirschgeweih aus Magerides (Dép. Corrèze). Der wohl mit dem Hirschgott Cernunnos zu identifizierende Gott, den wir auch von Steinreliefs kennen, trägt den Torques nicht umgehängt, sondern hält ihn in seiner rechten Hand. Er ist mit Hosen bekleidet, wie sie sonst der keltische Gott Sucellus trägt, dazu mit einem auf der Schulter gehefteten Mantel, der vom römischen Merkur übernommen ist; er zeigt also in exemplarischer Weise eine Mischung von keltischen und römischen Elementen.

Die gallische Umsetzung eines römischen Typus wird besonders deutlich am Beispiel des Schlafgottes Somnus. Die Personifikation des Schlafes wurde seit dem 2. Jahrhundert v.Chr. als schwebender Jüngling mit Kopflügeln und Mohnkapseln dargestellt, ohne daß mit diesem Gott nachweislich ein Kult verbunden gewesen wäre. Nun sind aus der römischen Kaiserzeit rund zehn Bronzestatuetten des Somnus aus Ostgallien bekannt – während sie in Italien fehlen –, dazu eine Inschrift aus Riez in Südfrankreich, die besagt, daß zwei Ärzte dem Heilgott Aesculapius eine Bronzefigur des Somnus, einen goldenen Torques sowie zwei medizinische Instrumente zum Dank für sein Wirken geweiht haben. Offenbar wurde also der vom Typus her klassisch römische Somnus in Gallien als Heilgott verehrt. Besonders gut zu der Inschrift paßt eine 1849 in Besançon gefundene Bronzestatuette des Somnus (Kat. 245), der ein silberner Torques – zum Dank für eine erfolgte Heilung? –



umgehängt wurde. Zusammen mit dem Somnus kamen die Statuette eines Gottes mit Tierohr, bekleidet mit Mantel und Hosen, sowie eines in einem Korbsessel sitzenden Mannes im Kapuzenmantel zum Vorschein.

Als eigentlichen Heilgott der Kelten bezeichnet Caesar den Apollo. Von helvetischen Kultplätzen des Gottes sei etwa an den Grienmatt-Tempel in Augst (Kt. Baselland) mit dem angrenzenden Heilbad erinnert. Im römischen Wallis, in Martigny, ist 1979 eine vorzüglich gearbeitete Statuette des Apollo gefunden worden, die nicht mit dem losen Torques mit offenen Enden, sondern mit einem schmalen enganliegenden Goldhalsband geschmückt ist; der Gott stützte sich mit dem linken Arm wohl auf eine am Boden stehende Leier, in der rechten Hand hielt er das Plektron zum Anschlagen der Saiten. Die weichen Körperformen, die fließende Bewegung sowie das sehr ausdrucksvolle Gesicht erweisen ihn als das Werk eines erstklassigen, wohl italischen Künstlers, der im frühen 1. Jahrhundert n. Chr. gearbeitet hat. Gerade bei einem so qualitätvollen Werk, das offenbar aus Italien importiert worden ist, fällt es schwer sich vorzustellen, was es seinem Besitzer oder dem Weihenden bedeutet hat und wie es zu der zusätzlichen Ausschmückung mit dem Goldband gekommen ist: gehörte es einem Kunstliebhaber, der es wegen seiner künstlerischen Qualität schätzte? Oder war das Wirken des Gottes der Grund für die Weihung und die kostbare Ausstattung der Statuette?

Die Merkurstatuetten aus Heddernheim bzw. St. Albans (Kat. 248 u. 249) sind beide Teil einer Gruppe, indem sie von den ihnen heiligen Tieren – Widder oder Ziegenbock, Hahn und Schildkröte – begleitet werden. Der stilistisch recht eigenwillige Merkur aus Heddernheim trägt einen Halsring aus Bronze; möglicherweise diente dieser dem Stifter als erschwinglicher Ersatz für einen goldenen Torques, da ja Bronze in unpatiniertem Zustand wie Gold glänzt. Bei den anderen Statuetten überwiegen deutlich silberne vor goldenen Halsringen, wobei sich nicht entscheiden läßt, ob bei der Wahl jeweils finanzielle oder ästhetische Gründe ausschlaggebend waren.

Daß Merkurstatuetten in großer Zahl unter den mit Torques geschmückten Figuren sind, überrascht uns nicht, mehr hingegen, daß auch eine Statuette des höchsten römischen Gottes, des Jupiter, in dieser Weise ausgezeichnet wurde. Der thronende Jupiter mit Blitzbündel und (jetzt verlorenem) Szepter wurde 1978 in Xanten, der antiken Colonia Ulpia Traiana, am Niederrhein gefunden; er gibt in verkleinerter Form die Kultstatue des Jupitertempels auf dem Kapitol in Rom wieder. Ausgerechnet diese vom Typus her so eminent römische Figur weist außergewöhnlich reichen Torqueschmuck auf: zur Statuette gehören vier vollständige und mindestens zehn fragmentarisch erhaltene ineinandergehängte Halsringe, deren ursprüngliche Anordnung allerdings nicht mehr rekonstruiert werden kann. Gehörte die Statuette wohl einem aus Gallien stammenden Legionär, der sie von Süden mitbrachte und der seine Dankbarkeit gegenüber dem Gott in dieser Weise ausdrücken wollte?

Hat sich bei den bisher betrachteten Götterstatuetten der Torques am ehesten als Votivgabe deuten lassen, so ist es bei den Statuetten der Venus schwieriger, eindeutige Aussagen zu machen. Es gehört zum Wesen der Göttin der Schönheit und Liebe, daß sie sich schmückt und geschmückt wird; so trägt eine marmorne Venus in Neapel goldene Reifen um Hals und Arme, und bei bronzenen Figuren sind die Armreife oft schon mitgegossen oder werden ziseliert angedeutet. Mitgegossene Oberarmringe weisen auch die Venusstatuetten aus Augst (Kat. 255) und Novae (Kat. 257) auf;

Farbtafel XXVIII Kat. 255 (*Bronzestatue der Venus*)

wenn diesen aber noch zusätzlicher Edelmetallschmuck umgelegt ist, wird er offenbar als Votivgabe zu verstehen sein.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß sich vor allem in den ursprünglichen Stammgebieten der Kelten, in Gallien und Britannien, unter der römischen Herrschaft die Sitte der Torquesweihgabe bis ins 2./3. Jahrhundert n. Chr. erhalten hat, indem einzelne Götterstatuetten mit einem goldenen oder silbernen Halsring ausgestattet werden, wohl als Dankesbezeugung der Gottheit gegenüber.

#### *Der Münzfund von Vidy – die erste numismatische Sammlung?*

Die römische Herrschaft brachte der einheimischen Bevölkerung in der römischen Schweiz – abgesehen von der veränderten politischen Struktur – vor allem Neuerungen auf kulturellem und zivilisatorischem Gebiet: in der Anlage der Verkehrswege und Siedlungen, im Hausbau, in der Inneneinrichtung, im Handwerk usw. Das ausgebaute Straßennetz und die besseren Transportmittel in den römischen Provinzen förderten die Mobilität der Menschen wie auch den Handel. Im Unterschied zur Spätlatènezeit, wo Zahlungen in Naturalien und mit Münzen wohl nebeneinander her liefen, wurde das Geld in der römischen Kaiserzeit zu dem für jedermann üblichen Zahlungsmittel.

In allen römischen Siedlungen haben sich zahlreiche Münzen gefunden, die uns erhalten geblieben sind, weil sie damals entweder zufällig verloren gingen oder absichtlich versteckt wurden. Wir wissen jedoch leider sehr wenig über Preise und Löhne, das heißt über die tatsächlichen Lebenskosten in unserer Gegend. Eine gewisse Vorstellung mögen uns Angaben aus Pompeji geben, wo man im 1. Jahrhundert n. Chr. für einen halben Liter guten Weins einen Sesterz (das übliche Messingkleingeld), für ein Maß Getreide (rund 9 Liter) vier Sesterzen zahlte. Jedenfalls wird deutlich, daß der weiter nicht bekannte Einwohner des Handels- und Hafensortes Lousonna (heute Vidy bei Lausanne), der um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. 72 Goldmünzen (= 7200 Sesterzen) in einem Raum seines Hauses vergrub, ein reicher Mann gewesen sein muß. Die Münzen waren kaum gebraucht (Kat. 258); offenbar hatte er sie über längere Zeit gesammelt, bis er sich plötzlich entschloß, sie zu vergraben, und zwar vorsichtigerweise je 36 Stück in zwei einander gegenüberliegenden Ecken des Raumes. Wir können nur spekulieren, was der Anlaß für diese sorgfältige Vergrabung gewesen sein könnte; vielleicht waren es politische Unruhen, die in dieser Zeit auch in anderen Teilen der römischen Schweiz zu fassen sind. Erstaunlich an dem einzigartigen Schatzfund sind Qualität und Auswahl der Goldmünzen; man hat das Gefühl, hier sei ein Sammler am Werk gewesen, der genau wußte, worauf es ihm ankam. Möglicherweise haben wir es hier mit der frühesten für uns faßbaren Münzsammlung zu tun.

#### *Goldschmuck der Helvetierinnen*

Was sich aus dem Gebiet der römischen Schweiz an Goldschmuck erhalten hat, sind zum Teil einzelne, in Siedlungen verlorengegangene Objekte, dann Grabbeigaben und schließlich absichtlich vergrabene Einzelstücke oder Ensembles. Dabei sagt der Fundort noch nichts über den Ort der Herstellung aus: Schmuckstücke, die in einem allgemeinen reichsrömischen Stil gehalten sind, können genau so gut in Gallien wie in Ägypten gefertigt worden sein; Lokalstile wiederum lassen sich nur bei einer genügend großen Anzahl von verwandten Objekten nachweisen.

Andererseits wissen wir aus einer verschleppten, in der Kirche von Amsoldingen vermauerten Grabinschrift, daß zwei aus Lydien, also aus der Westtürkei, stammende Goldschmiede, Camillius Polynices



Abb. 23 Tafelbild eines unbekanntes Meisters mit Ausgrabung und Funden von Obfelden-Lunnern 1741. In der Mitte oben Teile des Schmuckschatzfundes (Schweizerisches Landesmuseum Zürich).

und dessen Sohn Camillius Paulus, in Aventicum tätig waren, jedoch kennen wir ihre Erzeugnisse nicht. Camillius Polynices war, wie so viele seiner Berufsgenossen in der römischen Kaiserzeit, ein wandernder Handwerker; er ließ sich in Avenches nieder und wurde als Freigeborener offenbar in die auch anderweitig bekannte vornehme Helvetierfamilie der Camillii aufgenommen. Interessant ist, daß er als Goldschmied der Zunft der Zimmerleute (*fabri tignuarii*) angehörte. Leider können wir bloß Vermutungen darüber anstellen, wie wohl die Schmuckstücke der beiden Goldschmiede ausgesehen haben: behielten sie den in ihrer Heimat üblichen Stil bei, arbeiteten sie in einer Art von reich-römischer Manier oder übernahmen sie die Traditionen ihres neuen Wohnorts?

Eines der schönsten Schmuckstücke der römischen Schweiz wurde möglicherweise lokal gefertigt: eine aus 38 ranken- und blattförmigen Gliedern bestehende Goldkette aus Kaiseraugst (Kat. 259), deren Fundumstände allerdings in scharfem Kontrast zu ihrem festlichen Charakter stehen. Die Kette wurde tief unten in einem römischen Sodbrunnen gefunden, zusammen mit den Leichen von 14 Menschen, acht Pferden, zwei Eseln und 22 Hunden. Die Untersuchung der Skelette zeigte, daß Menschen und Tiere eines gewaltsamen Todes gestorben sind; durch das Einfüllen der Leichen in den Brunnen wurde dessen weitere Benutzung verunmöglicht. Als Grund für das grausige Geschehen hat man eine rituelle Tötung erwogen, deren Anlaß und Charakter für uns allerdings im Dunkeln bleiben. Näherliegend ist es, an kriegerische Ereignisse zu denken, die zum Zeitpunkt der Versenkung, in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts, in Kaiseraugst und Augst auch durch andere Funde bezeugt sind; rätselhaft bleibt dabei, weshalb das kostbare Mädchens Halsband mitversenkt bzw. seiner Trägerin belassen wurde.

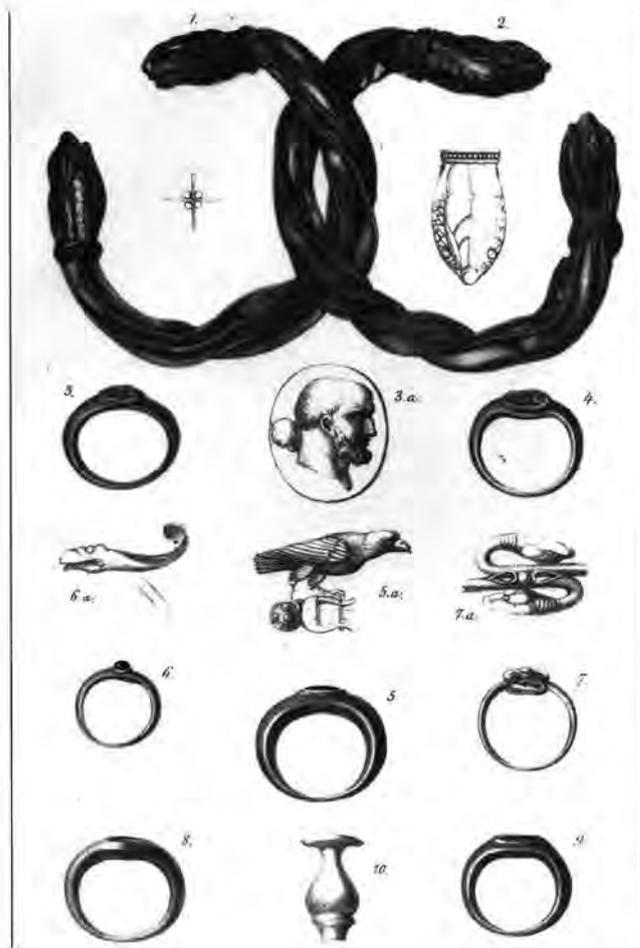


Abb. 24 Die Erstveröffentlichung des Schatzfundes von Zürich «Oetenbach» aus dem Jahre 1868.

Weniger Rätsel als die Brunnenfüllung von Kaiseraugst geben uns zwei Schatzfunde von Goldschmuck auf, die im letzten und vorletzten Jahrhundert im Kanton Zürich entdeckt worden sind; ihre Besitzer vergruben sie offenbar aus Furcht vor Kriegsgefahr oder Überfällen und kamen später nicht mehr dazu, die Wertgegenstände an sich zu nehmen. 1741 kamen bei den Nachforschungen des Philosophen und Aesthetikers Johann Georg Sulzer auf dem Gelände der römischen Villa von Obfelden-Lunnern im Winkel zweier aufeinanderstossender Mauern etwa 80 silberne Münzen und eine Menge Goldschmuck (Kat. 260-266) in Ritzen versteckt zum Vorschein. Leider lässt sich heute nicht mehr genau feststellen, was alles ursprünglich zu dem Schatz gehört hat. Die Silbermünzen sind verloren, ebenso mindestens zwei Ketten, zwei Ohrringe und eine Armspange. Auch ein wohl kurz nach 1741 gemaltes Ölbild, das die Lunnerner Ausgrabungen zeigt, bringt keine Klarheit über die ursprüngliche Zusammensetzung des Schatzes. Heute besteht er noch aus vier Halsketten, zwei Zierscheiben, die einst als Kettenanhänger dienten, einer Armspange mit stilisierten Schlangenköpfen, einem Ohrring und drei weiteren Kettenanhängern; er zeigt in exemplarischer Weise Vielfalt und Formenreichtum des römischen Schmucks im späteren 2. und im 3. Jahrhundert n.Chr. Charakteristisch sind durchbrochen gearbeitete Filigranscheiben, die als Verschlussglieder von Ketten dienten, dann flache, in Schlangenköpfen endende Armspangen, die Kombination von Gold und Edelsteinen sowie die Vorliebe für mehrteilige Ketten. Den Ketten



Abb. 25 Fragment einer Bronzeschale: Relief des Merkur mit silbernem Torques (Caistor St. Edmund).

aus Lunnern vergleichbare Schmuckstücke sind in den Schatzfunden von Lyon und von Naix in Nordfrankreich erhalten; die Zierscheiben mit aufgelöteten Kügelchen scheinen eine rätsch-obergermanische Sonderform zu sein, da sie bisher überwiegend in Funden und auf Grabsteinen dieses Gebiets vorkommen bzw. dargestellt sind. Entweder ließ die Dame aus Lunnern ihren Schmuck aus Gallien und dem rechtsrheinischen Germanien kommen oder aber sie fand das Gewünschte bei lokalen Goldschmieden, die die aus jenen Gegenden bekannten Formen übernahmen.

Am 27. Juli 1868 entdeckte ein Arbeiter beim Anlegen einer Dohle im Hof des ehemaligen Dominikanerinnenklosters am Oetenbach in Zürich (heute Standort des Amtshauses III) einen kleinen Schmuckschatzfund bestehend aus zwei goldenen tordierten, d.h. gedrehten, Armspangen und acht Fingerringen (vgl. Kat. 268-274). Die Fingerringe entsprechen in Form und Ausgestaltung den im 2. Jahrhundert n.Chr. im ganzen römischen Reich geläufigen Typen. In Form und Ausführung einzigartig sind die beiden tordierten Armbänder, die aus je zwei rechtwinklig umgebogenen und an den Kanten mit einem gerippten Zierstreifen längs aneinandergelöteten Goldblechen bestehen und in sorgfältig gearbeiteten, matrizengetriebenen Schlangenköpfen enden. Hohle, tordierte, in Tierköpfen endende Ringe kennen wir vornehmlich aus der hellenistischen Goldschmiedekunst; die keltischen, massiven Torques schließen meist mit verdickten oder kugeligen Enden ab. Möglicherweise kombinierte der uns unbekannt Goldschmied ei-

nen auf hellenistische Typen zurückgehenden hohlen tordierten Armreif mit zeitgenössischen Schlangenköpfen, wie sie etwa an Fingerringen (vgl. Kat. 274) verwendet wurden. Vielleicht wurde der Goldschmuck infolge der schon erwähnten innenpolitischen Unruhen im 2. Jahrhundert n.Chr. vergraben.

#### *Das goldene Kaiserbild*

Die Hauptbeschäftigung römischer Goldschmiede in den Provinzstädten war das Herstellen von Schmuck und das Vergolden dekorativer Bronzeelemente, wie Zierleisten, Appliken usw. Selten einmal bestellte man beim Goldschmied eine rundplastische – und dann aus Kostengründen sicher kleinformatige – Figur aus Edelmetall, und noch viel seltener wurde bei ihm ein Kaiserporträt in Auftrag gegeben. Zwar mußte in jeder Gemeinde und in jedem Militärlager von Staats wegen das Bild des regierenden Herrschers aufgestellt sein, doch begnügte man sich in den Provinzen meist mit mehr oder minder gut gemalten oder aus Stein gemeisselten Bildnissen. Es ist glücklichen Umständen zu verdanken, daß eines der ganz wenigen im römischen Reich erhalten gebliebenen Kaiserporträts aus Edelmetall in der römischen Schweiz zum Vorschein gekommen ist. Am 19. April 1939 wurde im Abwasserkanal vor dem Cigognier-Tempel in Avenches eine etwas unterlebensgroße getriebene Goldbüste des Kaisers Marc Aurel (161–180 n.Chr.) gefunden (Kat. 275). Damals wie heute überraschen den Betrachter die strenge Frontalität, die wenig bewegte Oberfläche,

die ungewohnten Proportionen sowie der starre Blick des Kaiserbildes. Diese Eigenheiten, die spätantikes Formenverständnis vorwegzunehmen scheinen, sind offenbar dadurch zu erklären, daß ein einheimischer Goldschmied die für ihn höchst ungewohnte Arbeit zwar nach einer Vorlage ausführte, diese aber freihändig und nach seinem eigenen Stilempfinden umsetzen mußte, da sich das für die Steinplastik übliche Kopierverfahren mit Meßpunkten in der Metalltreibtechnik nicht anwenden ließ. Wir wissen nicht, wer den Auftrag für die Kaiserbüste erteilte und wo in Aventicum sie aufgestellt war; jedenfalls rundet sie in würdiger Weise unser Bild vom goldreichen Helvetien und dessen Bewohnern und Bewohnerinnen ab.

#### *Literatur*

- Böhme A., Frauenschmuck der römischen Kaiserzeit. *Antike Welt* 9, 1978, 3ff.  
Deppert-Lippitz B., Goldschmuck der Römerzeit. *Kataloge ur- und frühgeschichtlicher Altertümer* 23, Bonn 1985.  
Drack W. u. Fellmann R., *Die Römer in der Schweiz*. Stuttgart 1988.  
Frei-Stolba R., Götterkulte in der Schweiz zur römischen Zeit. *Bulletin des antiquités luxembourgeoises* 15, 1984, 75ff.  
Gummerus H., Die römische Industrie I. Das Goldschmiede- und Juweliergewerbe. *Klio* 14, 1915, 129ff.; 15, 1918, 256ff.

# KATALOG

# I. ZUR HANDHABUNG DES KATALOGS

Felix Müller

Sämtliche Ausstellungsobjekte, auf die in den Aufsätzen Bezug genommen wird, sind im Katalog näher beschrieben und tragen eine Katalognummer (Katalog 1 – 275). Weitere, zu einzelnen Fundkomplexen gehörende Gegenstände (meist aus Bronze oder Eisen) sind der vorhergehenden Katalognummer zugeordnet und sind deshalb nicht eigens mit einer Nummer versehen.

## Glossar

Amphore	Antikes Vorrats- und Transportgefäß für Wein, Öl, Getreide und andere Lebensmittel.
Anthropologie	Menschenkunde: Untersuchung menschlicher Skelette; u.a. zur Bestimmung von Alter und Geschlecht der Toten.
Bernstein	Fossiles Baumharz, gelb bis braunrot. Zu Perlen verarbeitet.
Bigä	Streitwagen (Zweigespann) in der Antike.
Dolmen	Aus Steinplatten errichtete einräumige Grabkammer.
Drachme	Silbermünze
Fibel	Schmuck- und Trachtbestandteil aus Metall; Vorläuferin unserer Sicherheitsnadel; gibt es in zahlreichen Formen, die sich zeitlich fixieren lassen.
Filigran	Zierwerk aus Gold- oder Silberdraht.
Gagat	Fossiles Holz, Pechkohle, schwarz; u.a. zu Perlen verarbeitet.
Granulation	Verzierung durch Auflöten von Goldkugeln (Granalien).
Hallstattzeit	Älterer Abschnitt der Eisenzeit (750–450 v. Chr.). Benannt nach dem Fundort Halstatt in Österreich.
Krater	Antikes Mischgefäß, in dem Wein mit Wasser vermischt wurde.
Kantharos	Antiker Trinkbecher mit hochgezogenen Henkeln und abgesetztem Fuss.
Latènezeit	Jüngerer Abschnitt der Eisenzeit (450 v. Chr. bis um Christi Geburt). Benannt nach dem Fundort La Tène am Neuenburgersee.
Lignit	Fossiles Holz, Pechkohle, hell- bis dunkelbraun. Zu Armringen verarbeitet.
Noricum	Römische Provinz in den Ostalpen südlich der Donau.
Obole	Silbermünze

Oppidum	Stadtähnliche, bewehrte Siedlung der Kelten; Stammeshauptort und Zentrum von Handel, Handwerk, Politik und Religion.
Pannonien	Römische Provinz zwischen Ost- und Westalpen und Donau.
Potin	Legierung aus Zinn und Kupfer für keltische Münzen.
Quinar	Silbermünze
Sapropelit	Faulschlammkohle, Schieferkohle, schwarz. Zu Armringen verarbeitet.
Situla	Konischer Eimer aus Bronzeblech.
Spinnwirtel	Schwungrädchen aus Ton oder Stein. Wird auf das untere Ende der Spindel aufgeschoben und gibt dieser den zum Spinnen nötigen Schwung.
Torques	Offener Halsring
Triskeles	Ziermotiv in Form eines Dreiwirbels.
Ziste	Eimerförmiger Behälter aus Bronzeblech.

## Abkürzungen

Ag	Silber
Au	Gold
Cu	Kupfer
Dm.	Durchmesser
Gew.	Gewicht
H.	Höhe
Inv. Nr.	Inventarnummer
L.	Länge
n. l.	nach links
n. r.	nach rechts
Rs.	Rückseite
Vs.	Vorderseite

## Abgekürzt zitierte Literatur

AS	Archäologie der Schweiz
ASA	Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, Neue Folge
BAR	British Archaeological Reports
HA	Helvetia Archaeologica
JbSGUF	Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
MAGZ	Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
SNR	Schweizerische Numismatische Rundschau
ZAK	Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte
Allen 1974:	D. F. Allen, The Philippus in Switzerland and the Rhineland. SNR 53, 1974, 42ff.

Castelin 1976:	K. Castelin, Keltische Münzen – Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseum Zürich. Stäfa o.J. (1976 und 1985).
Drack 1958:	W. Drack, Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 1. Basel 1958.
Drack 1959:	W. Drack, Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 2. Basel 1959.
Drack 1960:	W. Drack, Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 3. Basel 1960.
Drack 1964:	W. Drack, Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 4. Basel 1964.
Furger 1982:	A. Furger-Gunti, Der «Goldfund von Saint-Louis» bei Basel und ähnliche keltische Schatzfunde. ZAK 39, 1982, 1ff.
Furger 1987:	A. Furger-Gunti, Ein Keltischer Münzstempel vom Oberrhein und Bemerkungen zu schüsselförmigen Münzen aus dieser Region, in: Mélanges J.-B. Colbert de Beaulieu. Paris 1987, 371ff.
Furger/von Kaenel 1976:	A. Furger-Gunti und H.-M. von Kaenel, Die keltischen Fundmünzen aus Basel. SNR 55, 1976, 35ff.
Geiser 1984:	A. Geiser, Un monnayage celtique en Valais: Les monnaies des Véraires. SNR 63, 1984, 55ff.
Hodson 1968:	F. R. Hodson, The La Tène Cemetery at Münsingen-Rain. Acta Bernensia 5, Bern 1968.
Jenkins 1972:	G. K. Jenkins und H. Kuthmann, Münzen der Griechen. München 1972.
von Kaenel 1972:	H.-M. von Kaenel, Die Fundmünzen aus Avenches (1. Teil). SNR 51, 1972, 47ff.
Kaufmann-Heinemann 1977:	A. Kaufmann-Heinemann, Die römischen Bronzen der Schweiz 1: Augst. Mainz 1977.
Lebel 1959/61:	P. Lebel, Catalogue des collections archéologiques de Besançon 5: Les bronzes figurés. Annales littéraires de l'Université de Besançon 26, Paris 1959/61.
Lebel 1962:	P. Lebel, Catalogue des collections archéologiques de Montbéliard 3: Les bronzes figurés. Annales littéraires de l'Université de Besançon 57, Paris 1962.
Pautasso 1972:	A. Pautasso, Helvètes ou Salasses? SNR 51, 1972, 40ff.
Polenz 1982:	H. Polenz, Münzen in latènezeitlichen Gräbern Mitteleuropas aus der Zeit zwischen 300 und 50 v. Chr. Bayerische Vorgeschichtsblätter 47, 1982, 26ff.

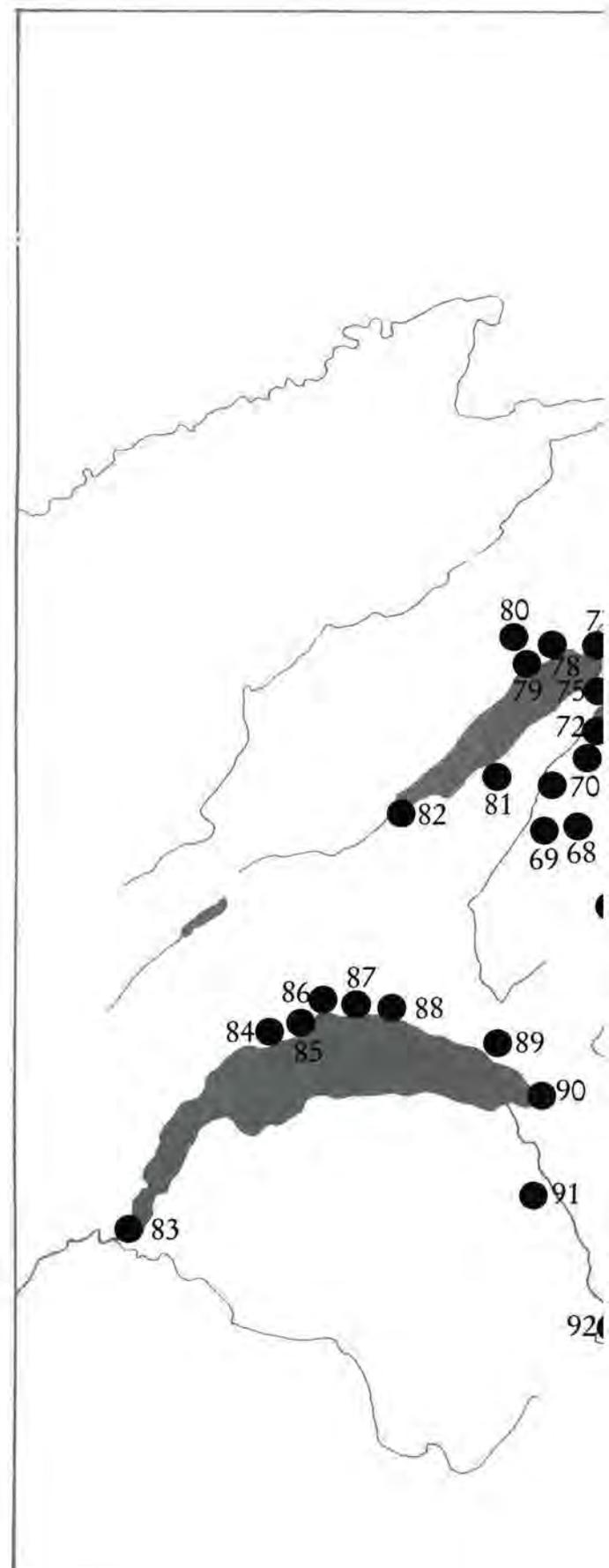
## ZEITTADEL

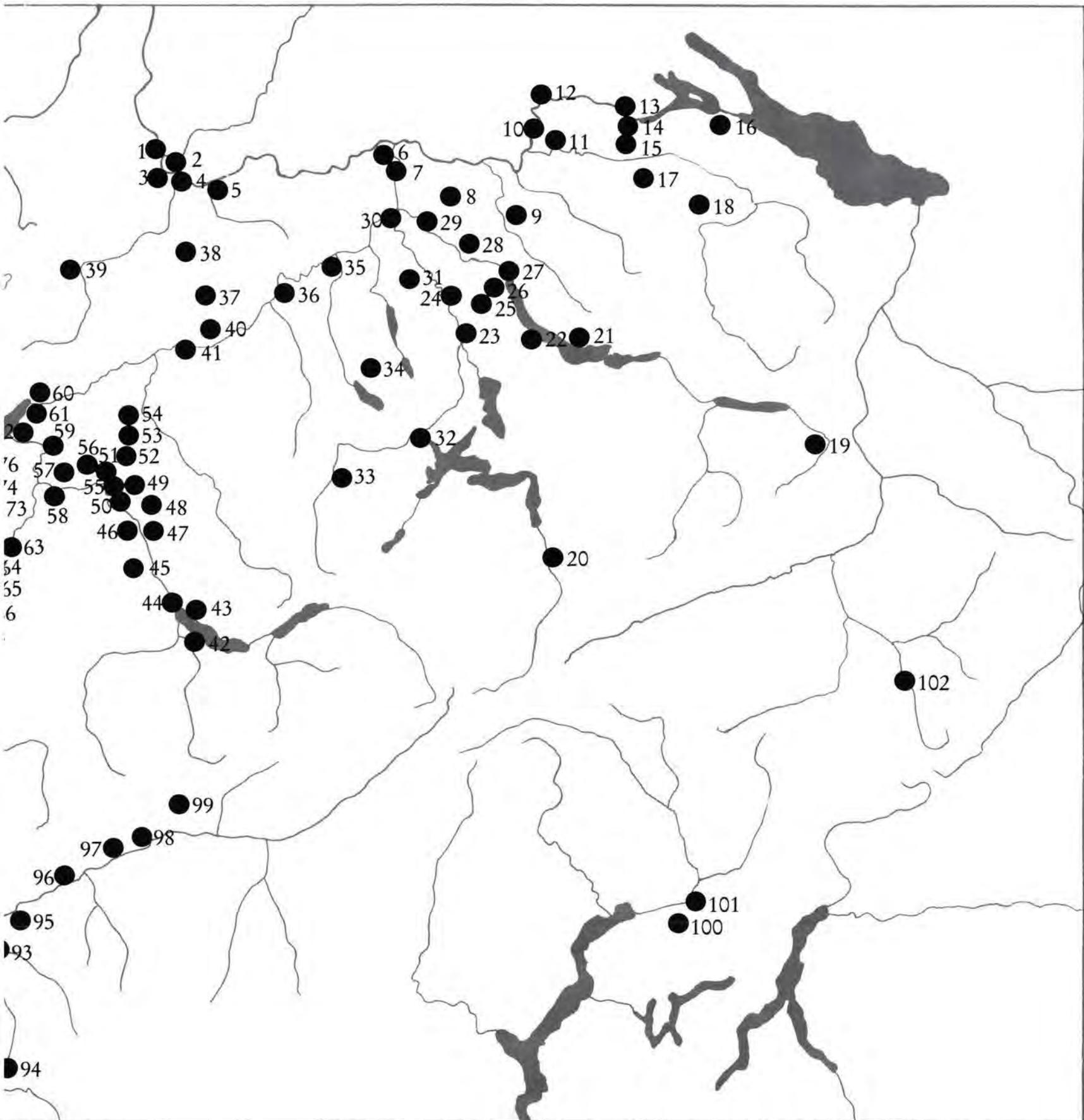
	Zeitstufen und ihre Unterteilung	Archäologische Besonderheiten in der Schweiz	Wichtige Funde in der Ausstellung	Vergleich mit der Weltgeschichte
3000 v. Chr.	Jungsteinzeit	Seeufersiedlungen		
	«Glockenbecher»	Ackerbauern und Viehzüchter	Sion Kat. 3	Bau der Cheopspyramide in Ägypten
2000 v. Chr.	Frühbronzezeit	Bronzeverarbeitung Spezialisiertes Handwerk	Eschenz Kat. 1 Thun Kat. 4	Niedergang des sumerischen Reiches von Ur
	Mittelbronzezeit		Weiningen Kat. 5	Palastbauten von Knossos auf Kreta
1000 v. Chr.	Spätbronzezeit	Befestigte Siedlungen auf Berghöhen	Binningen Kat. 6	David, König von Israel
	Hallstattzeit (Ältere Eisenzeit)	Eisenverarbeitung	Altstetten Kat. 7 Ins Kat. 26 – 27 Allenlüften Kat. 22 – 23 Unterkunkhofen Kat. 49	Gründung Roms
Chr. Geburt	Latènezeit (Jüngere Eisenzeit)	Münzwesen «Oppida» «Helvetier»	Erstfeld Kat. 59 – 65 Oberhofen Kat. 98 Saint-Louis Kat. 66 – 70	Alexander der Grosse Julius Cäsar
	Römische Zeit	Integration ins römische Reich	Avenches Kat. 275	
1000 n. Chr.	Frühmittelalter			«Völkerwanderung»

# VERBREITUNGSKARTE DER AUSGESTELLTEN GEGENSTÄNDE

1	Saint-Louis F	Kat. 66–70, 183–185, 204
2	Basel	Kat. 78, 111
3	Binningen BL	Kat. 6
4	Muttenz BL	Kat. 76, 121
5	Augst BL	Kat. 159, 255, 256, 259, 267
6	Leuggern AG	Kat. 128
7	Böttstein AG	Kat. 71
8	Niederweningen ZH	Kat. 122
9	Seeb ZH	Kat. 132
10	Rheinau ZH	Kat. 131, 157, 191, 224
11	Marthalen ZH	Kat. 188
12	Schaffhausen	Kat. 178
13	Stein am Rhein SH	Kat. 110
14	Eschenz TG	Kat. 1
15	Steinegg TG	Kat. 134
16	Tägerwilen TG	Kat. 120
17	Frauenfeld TG	Kat. 104
18	Wil TG	Kat. 199
19	Mels TG	Kat. 193
20	Erstfeld UR	Kat. 59–65
21	Stäfa ZH	Kat. 114, 116–118
22	Horgen ZH	Kat. 54–57
23	Obfelden ZH	Kat. 260–266
24	Unterlunkhofen AG	Kat. 49
25	Bonstetten ZH	Kat. 9
26	Üetliberg ZH	Kat. 36, 37, 72–74, 223
27	Zürich	Kat. 2, 7, 8, 133, 135, 174, 219, 268–274
28	Weiningen ZH	Kat. 5
29	Baden AG	Kat. 243
30	Windisch AG	Kat. 129, 192, 240, 242
31	Wohlen AG	Kat. 11
32	Luzern	Kat. 189
33	Entlebuch LU	Kat. 229
34	Gunzwil LU	Kat. 33, 34
35	Aarau AG	Kat. 202
36	Aarburg AG	Kat. 125
37	Balsthal SO	Kat. 213, 215
38	Nunningen SO	Kat. 210
39	Courroux JU	Kat. 214
40	Niederbipp BE	Kat. 168
41	Wangen BE	Kat. 172
42	Spiez BE	Kat. 96
43	Oberhofen BE	Kat. 98, 101
44	Thun BE	Kat. 4, 235, 236
45	Kirchenturnen BE	Kat. 86, 87
46	Belp BE	Kat. 83
47	Münsingen BE	Kat. 50–53, 79, 82, 88
48	Worb BE	Kat. 48, 77, 80, 92
49	Stettlen BE	Kat. 90, 91
50	Muri BE	Kat. 58
51	Bern	Kat. 84, 85, 194–196
52	Urtenen BE	Kat. 31, 32
53	Jegenstorf BE	Kat. 35
54	Schalunen BE	Kat. 75
55	Kirchlindach BE	Kat. 12

56	Meikirch BE	Kat. 43
57	Wohlen BE	Kat. 44
58	Allenlüften BE	Kat. 22, 23
59	Aarberg BE	Kat. 186
60	Biel BE	Kat. 198
61	Hermrigen BE	Kat. 14–16
62	Hagneck BE	Kat. 171
63	Düdingen FR	Kat. 17, 18
64	Corminboeuf FR	Kat. 45
65	Châtillon-sur-Glâne FR	Kat. 38–41
66	Corpataux FR	Kat. 164
67	Sorens FR	Kat. 163
68	Châtonnay FR	Kat. 19–21
69	Lentigny FR	Kat. 25
70	Payerne VD	Kat. 24
71	Domdidier FR	Kat. 203
72	Avenches VD	Kat. 217, 218, 226, 241, 275
73	Murten FR	Kat. 10
74	Vully FR	Kat. 165
75	Cudrefin VD	Kat. 167
76	Ins BE	Kat. 13, 26–30
77	La Tène NE	Kat. 136, 137, 140, 143–145, 149, 152, 156, 209, 220–222
78	Neuchâtel NE	Kat. 115
79	Auvernier NE	Kat. 161
80	Coffrane NE	Kat. 46, 47
81	Estavayer FR	Kat. 160
82	Yverdon VD	Kat. 42, 201
83	Genève	Kat. 230
84	Etoy VD	Kat. 97
85	Saint-Prex VD	Kat. 166
86	Morges VD	Kat. 119
87	Saint-Sulpice VD	Kat. 102
88	Lausanne VD	Kat. 190, 258
89	Vevey VD	Kat. 93–95
90	Villeneuve VD	Kat. 230
91	Collombey VS	Kat. 170
92	Martigny VS	Kat. 207, 208, 237, 238, 246
93	Vollèges VS	Kat. 100
94	Grand Saint-Bernard VS	Kat. 239
95	Iséables VS	Kat. 100
96	Sion VS	Kat. 3
97	Lens VS	Kat. 100
98	Sierre VS	Kat. 100
99	Leukerbad VS	Kat. 100
100	Giubiasco TI	Kat. 99, 103
101	Bellinzona TI	Kat. 205, 206
102	Burvagn GR	Kat. 216





II. JUNGSTEINZEIT  
UND BRONZEZEIT:  
2500 – 750 V.CHR.

Felix Müller



1

Eschenz, Kt. Thurgau  
um 2300 v.Chr.

Bereits im Jahre 1916 wurde beim Bau von Eisenbahnanlagen und Fabrikgebäuden ein goldenes Gefäß gefunden. Es gelangte durch Kauf in Privatbesitz, wo es vollständig unbeachtet verblieb, bis es 1974 für die Öffentlichkeit «wiederentdeckt» und dem Museum übergeben worden ist.

1 *Becher aus Goldblech.* Der ganze Gefäßkörper ist mit Treibarbeit in Form von Rippen und Reihen unterschiedlich großer Buckel überzogen. Nur der ausbiegende Rand ist glatt belassen. – H. 11,1 cm; Gew. 136,0 g.

Frauenfeld, Historisches Museum des Kantons Thurgau. – Literatur: B. Hardmeyer u. J. Bürgi, Der Goldbecher von Eschenz. ZAK 32, 1975, 109–120.

Farbtafel XVII Seite 52



2

Zürich «Mozartstraße», Kt. Zürich  
um 1600 v.Chr.

Anlässlich einer Schachtabtiefung bei Vorsondierungen für den Erweiterungsbau des Opernhauses kam im Jahre 1981 eine Bernsteinperle zusammen mit einer bronzenen Dolchklinge zum Vorschein. Beide Gegenstände lagen im dunkeln Kulturschichtenmaterial der später an derselben Stelle ausgegrabenen Siedlungen.

2 *Bernsteinperle in Goldblechfassung.* Die leicht abgeflachte, in der Mitte durchbohrte Kugel wird von dünnen Goldblechstreifen mit Längsrippen eingefasst. – Dm. 2,9 cm.

Zürich, Büro für Archäologie der Stadt Zürich. – Literatur: E. Groß u.a., Zürich «Mozartstraße». Neolithische und bronzezeitliche Ufersiedlungen 1. Berichte der Zürcher Denkmalpflege, Monographien 4 (1987).



3a



3b

Sion «Petit-Chasseur», Kt. Wallis  
um 2500 v.Chr.

In den Jahren 1961 bis 1973 konnte im Schwemmlandkegel der Sionne ein umfangreicher Bestattungsplatz mit einem knappen Dutzend verschiedener Grabmonumente untersucht werden. Diese nahmen jeweils mehrere Tote auf und wurden über eine längere Zeitspanne hinweg benutzt und erneuert. Die Grabkiste V (1,70 x 0,80 m) war aus großen Schieferplatten in Zweitverwendung zusammengebaut. In und zum Teil auch vor der Grabkammer fanden sich die Überreste von 6 bis 8 Personen sowie Schmuck- und Geschirrbeigaben aus dem Ende der Jungsteinzeit.

3 Spirale aus Golddraht. – Dm. 0,7 cm; Gew. 0,6 g.

- Anhängeschmuck aus Columbella-Schnecken, Dentalium-Röhrchen und halbmondförmigen Muschelplättchen.
- Zwei Becher aus Ton (nicht ausgestellt).
- Zwei Henkeltassen aus Ton (nicht ausgestellt).

Sitten, Archäologisches Museum des Wallis. –



4

Literatur: A. Gallay, Le site du Petit-Chasseur (Sion, Valais) 7: secteur oriental. Cahiers d'Archéologie Romande 47, 1989.

- Armband aus Bronzeblech.
- Gürtelhaken aus Bronze.

Thun «Renzenbühl», Kt. Bern  
um 2000 v.Chr.

Beim Abtragen eines niedrigen Moränenzuges stießen die Arbeiter am 10. Dezember 1829 auf ein mit flachen Steinen eingefasstes Grab von etwa 3,0 x 1,5 m, das ein Skelett und auffällig viele Funde enthielt. An derselben Stelle stieß man später auf weitere Gräber der frühen Bronzezeit.

4 Bronzebeil von langer, schmaler Form. Auf den Bahnen beider Seiten ein eingelegetes Kupferband, in welches eine Vielzahl kleiner Goldstifte eingelassen ist. – L. 24,1 cm; Gew. 250,3 g.

- Sechs Halsringe aus Bronze mit eingerollten Enden.
- Bronzedolch mit Griffstange.
- Zwei Bronzenadeln mit rautenförmigem Kopf.



5a



5b

- Ursprünglich 30 Bernsteinperlen.
- Fingerring mit Endspiralen.
- ferner:
- Zwei Nadeln aus Bronze.
- Drei Arm- und Beinringbänder aus Bronzeblech.
- Armspange aus Bronze.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum. – Literatur: E. Vogt, Die bronzzeitlichen Grabhügel von Weiningen (Kt. Zürich). ZAK 10, 1948/49, 28–42.



Binningen, Kt. Baselland  
um 1200 v.Chr.

Etwa in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde ein Bronzekomplex geborgen, der vermutlich aus einem Brandgrab der Spätbronzezeit stammt, da verschiedene Stücke angeschmolzen sind. Aus Privatbesitz gelangte er 1872 ins Museum.

- 6 Goldblechdiadem von lang-ovaler Form. Punzverzierung in Kreisäugen und Strichlinien. Stark beschädigt. – L. Fragment ca. 11 cm; Gewicht ca. 2,3 g.
- Zwei Nadeln (Typ «Binningen») aus Bronze.
- Messer mit Ringgriff.
- Drei massive Armspangen und ein Band aus Bronze.
- Gürtelkette aus Ringgliedern und Blechzwingen.
- Reste eines Drahtgehänges aus Bronze.

Weiningen «Hardwald», Kt. Zürich  
um 1400 v.Chr.

Vier Grabhügel der mittleren Bronzezeit konnten im Jahre 1946 systematisch untersucht werden. In Hügel 3 wurden in derselben Grabgrube von 2,90 m Länge die Überreste von vier Ver-

storbenen festgestellt: Drei Körper- und eine Brandbestattung. Ein paar gefundene Milchzähne weisen auf ein Kind hin.

- 5 Vier Spiralrollen aus feinem Golddraht. – Dm. 0,7 cm – 1,4 cm; Gew. 0,2; 0,3; 0,8 und 1,7 g.
- Sieben Spiralröllchen aus Bronzedraht.

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: Ch. Unz, Das spätbronzezeitliche Frauengrab aus Binningen BL. AS 5, 1982, 194–201.

Farbtafel III Seite 8

III. HALLSTATTZEIT: 750 – 450  
V. CHR.

Geneviève Lüscher



7

Zürich-Altstetten, Kt. Zürich  
Um 900 (?) v. Chr.

Beim Bau von Bahngeleisen stieß 1906 ein Arbeiter auf ein Tongefäß. Seinen späteren Aussagen zufolge lag darunter die Goldschale mit der Mündung nach unten auf einem flachen Stein. Unter der Schale kam eine weißliche, staubähnliche Masse zum Vorschein, die der Arbeiter nicht aufbewahrte, weil er sie als «Erde» betrachtete. Der beigezogene Fachmann Jakob Heierli konnte noch einen Schacht von 80 cm Tiefe und 50 cm Breite feststellen, auf dessen Grund der Stein, die Goldschale und der Topf gelegen hatten. Später kam an dieser Stelle nie mehr etwas Prähistorisches zum Vorschein. Am ehesten handelt es sich um eine kostbare, der Erde anvertraute Weihegabe.

7 *Goldschale*. Unter dem glatten, kurzen Steilrand ist der ganze halbkugelige Schalenkörper über und über mit von innen herausgetriebenen Buckelchen verziert. Ausgespart sind drei Reihen von Figuren: Sonnen, Halbmonde, Hirsche und Hirschkühe(?); die Umrisse der Tiere sind fein eingeritzt. – Wanddicke 1,25 mm; H. 12,0 cm; Gew. 910,0 g.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum. – Literatur: J. Heierli, Die goldene Schüssel von Zürich. ASA 9, 1907, 1ff.; W. Kimmig, Die Goldschale von Zürich-Altstetten. In: Festschrift Martin Almagro Basch (1983) 101ff.

Farbtafel I und II  
Seite 2 und 4



8a



8b

Zürich «Burghölzli», Kt. Zürich  
um 600 v. Chr.

Bereits im Jahre 1832 ließ F. Keller vier Grabhügel in aussichtreicher Lage über dem rechten Zürichseeufer untersuchen. Hügel 3 soll einen Durchmesser von nur noch etwa 12 m besessen haben; er war in seiner äußeren Form jedoch beeinträchtigt, da französische Artilleristen 1799 auf ihm eine Geschützstellung eingerichtet hatten.

Von sechs festgestellten Körpergräbern gehören drei ins frühe Mittelalter und drei in die Hallstattzeit. Grab 2 lag am tiefsten und etwa in der Mitte des Hügels. Laut anwesenden Sachverständigen ließen Knochenbau und Zähne des Skeletts auf eine junge Frau schließen. Sie trug um den Hals einen hohlen Bronzering und an den Handgelenken drei Armspangen. Die kleine Goldspirale lag hinter dem Kopf, neben dem drei Tongefäße standen. Ihre rechte Hand umfaßte ein Eisenmesser, «dessen Spitze in dem Schädelknochen eines jungen Schweines stak». Ein rot bemalter «Teller» von 42 cm Durchmesser sowie eine «bronzene Spange ... neben der Brust» gingen leider verloren

8 *Haarspirale aus Golddrabt*. Bestehend aus sieben doppelt geführten Windungen. – L. 1,9 cm; Gew. 2,4 g.

- Halsring aus Bronzeblech mit Stöpselverschluß aus Bein.
- Drei Bronzearmringe von unterschiedlicher Stärke.
- Eisernes Messer mit Griff aus Bein.
- Zwei Keramikgefäße.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum. – Literatur: F. Keller, Die keltischen Grabhügel im Burghölzli. MAGZ 1,1 (1837) 2–6.



9

Bonstetten «Gibel», Kt. Zürich um 500 v.Chr.

Drei durch den Ackerbau bereits stark in Mitleidenschaft gezogene Grabhügel konnten im Jahre 1981 untersucht werden. Hügel 1 hatte einen Durchmesser von mindestens 20 m und enthielt verschiedene Fundkonzentrationen, die zu insgesamt elf Brand- und Körpergräbern zusammengefaßt wurden. Die Skelettreste waren aber vollständig vergangen und auch die übrigen Funde vom dort herrschenden Bodenchemismus stark angegriffen.

Die Frau in Grab 8A lag in gestreckter Lage Süd-Nord orientiert; ihre Schmuckstücke wurden ungefähr ihrer Tragweise am Körper entsprechend angetroffen. Der Toten zu Füßen und von Steinen eingefast stand ein bronzener Henkelkessel.

9 *Ohrring aus Goldblech*. Mit Stöpselverschluß. – Dm. außen 1,7 cm; Gew. 1,5 g.

- Gürtelbestandteile: Lederreste mit Bronzeagraffen, Gürtelblechfragmente mit punziertem Dekor, offenes Bronzeringchen (nicht ausgestellt).



10

- Armkette aus 126 schwarzen Glasperlen.
- Armkette aus 166 schwarzen Glasperlen.
- Bronzekessel («Rippenziste») in stark zerdrücktem Zustand (nicht ausgestellt).

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum. – Literatur: W. Drack, Drei hallstattzeitliche Grabhügel bei Bonstetten, Kanton Zürich. JbSGUF 68, 1985, 122-172.

Murten «Löwenberg», Kt. Freiburg zwischen 500 und 450 v.Chr.

Eine der aufschlußreichsten Grabhügeluntersuchungen der jüngeren Zeit erfolgte im Jahre 1980. Der vollständig eingeebnete Hügel enthielt insgesamt acht Gräber. Die älteren lagen im Zentrum; etwas abgerückt davon, in Grab 3, war eine Frau in freier Erde begraben. Ihr Skelett war bei der Entdeckung zwar vollständig vergangen, jedoch lagen die Schmuckstücke an ihrem ursprünglichen Platz. Daraus konnte geschlossen werden, daß die Verstorbene mit dem Kopf im Süden zur Ruhe gebettet worden war.

10 *Zwei kleine Bronzebleche mit dünner Goldfolie*. Sie stammen zusammen mit einem kleinen Bronzering vom Gürtel. – 8,5 x 2,6 cm bzw. 3,9 x 1,8 cm.

- Zwei Doppelpaukenfibeln mit breiter Federkonstruktion.
- Zwei kleinere Armringe aus massiver Bronze.
- Zwei größere Beinringe aus massiver Bronze.

Freiburg, Kantonaler Archäologischer Dienst/Museum für Kunst und Geschichte. – Literatur: J.-L. Bois Aubert et M. Bouyer, RN1-Archéologie. Rapports de Fouilles 1979-1982 (1983) 50-59.



11



12



Wohlen-Murzelen, Kt. Bern  
um 500 v.Chr.

Mindestens fünf Grabhügel wurden um die Mitte des letzten Jahrhunderts bei Rodungsarbeiten zerstört.

11 *Ohrring aus profiliertem Goldblech mit glattem Stöpselverschluss.* – Dm. außen 1,6 cm; Gew. 0,9 g.

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: Drack 1959, 24.

*Farbtafel XIX Seite 57*

Kirchlindach-Jetzkofen «Vorholz», Kt. Bern  
um 500 v.Chr.

In einem bereits früher geplünderten Grabhügel fand man im Jahre 1935, anlässlich einer Nachuntersuchung durch O. Tschumi, nur noch einen einzigen Gegenstand.



14–16

12 *Ohrring aus Goldblech.* – Dm. außen 1,6 cm; Gew. 0,8 g.

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: Drack 1959, 21.

Ins «Holzmatt», Kt. Bern  
um 500 v.Chr.

Aus einem von mehreren Grabhügeln, die um die Mitte des letzten Jahrhunderts ausgegraben worden sind und die man heute im Gelände nicht mehr sicher identifizieren kann.

13 *Ohrring aus Goldblech.* – Dm. außen 1,7 cm; Gew. 0,5 g.

Biel, Museum Schwab. – Literatur: Drack 1958, 15f. (mit älterer Literatur).

Hermrigen «Hermrigenmoos», Kt. Bern  
um 550 v.Chr.

Bereits in der Mitte des letzten Jahrhunderts wurde einer von offenbar mehreren Grabhügeln von E. F. Müller aus Nidau ausgegraben. Er soll mindestens sieben Körpergräber enthalten haben. Die meisten Funde gingen entweder verloren oder wurden hinterher mit andern verwechselt, so daß sie heute nicht mehr identifiziert werden können. Der von Anbeginn genannte «vergoldete Ringschmuck» wird aber sicher von hier stammen. Ob er allerdings gesamthaft aus dem zentralen Wagengrab kommt, muß ungewiß bleiben.

14 *Drei Blechfragmente eines schmalen Halsreifens(?) aus Gold.* Fünf Rippen. Überreste der Bronzefütterung, heute nicht mehr vorhanden. – Breite 2,4 cm; Gew. 1,4 g.

15 *Halsreif aus einem maßigen, goldplattierten Bronzering.* – Dm. ca. 17,0 cm; Gew. 55,3 g.

16 *Armring.* Bandförmiger Bronzekern, der mit einer starken Goldfolie plattiert ist. – Dm. 5,8 cm; Gew. 12,8 g.

Biel, Museum Schwab. – Literatur: Drack 1958, 5f. (mit älterer Literatur); C. Dunning, *Quelques tumulus hallstattiens du Seeland (à paraître).*

Düdingen «Birch», Kt. Freiburg  
um 500 v.Chr.

In der Annahme auf Quellwasser zu stoßen, durchbohrte und zerstörte ein Landbesitzer im letzten Jahrhundert einen offenbar reichen Grabhügel. Nachgrabungen fanden 1865 durch Baron G. de Bonstetten und 1969 durch die Kantonsarchäologin H. Schwab statt. Das Zentrum des Hügels bestand aus einem mächtigen Steinkern. Da Blechbestandteile von zwei Gürteln zum Vorschein kamen, waren hier zwei oder auch mehr Menschen begraben. Außer mehrteiligem Ringschmuck sind Radbestandteile eines Wagens sowie ein großes Becken aus Bronzeblech zu erwähnen.

17 *Halsreif aus einer dünnen, mit Goldfolie belegten Eisenröhre.* Aus mehreren Fragmenten zusammengesetzt. – Rekonstruierter Dm. ca. 20 cm.

18 *Paukenfibel aus Bronze, sehr klein.* Die Oberfläche ist mit feiner Goldfolie belegt. – L. 1,4 cm; Gew. 0,4 g.

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: H. Schwab, *Erforschung hallstattzeitlicher Grabhügel im Kanton Freiburg.* Mitteilungsblatt SGUF (=HA) 7, 1976, Nr. 25/26, 24–33.



17



18



19



20



21

Châtonnaye «Prâlet», Kt. Freiburg  
um 550 v.Chr.

Ohne einen Sachverständigen beizuziehen hat man 1880 einen Grabhügel abgetragen und vollständig eingeebnet. Unter den bemerkenswerten Funden, die hinterher noch behändigt werden konnten, befinden sich außer den Goldobjekten eiserne Wagenbestandteile, eine Kahnfibel aus Bronze, Teile eines Dolches mit Scheide sowie ein Sapropeltringfragment.

19 *Halsring.* Goldplattierte Eisenröhre. Stark ergänzt.

20 *Halsreif aus Goldblech.* Außen zweireihiges Zierband mit gepunzten S-Formen. – Dm. 21,8 cm; Gew. 27 g.

21 *Ohring aus Goldblech.* – Dm. aussen 1,6 cm; Gew. 0,9 g.

Freiburg, Museum für Kunst und Geschichte/  
Kantonaler Archäologischer Dienst. – Literatur: ASA 16, 1880, 71f.; Drack 1964, 4f.



22

Allenlüften bei Mühleberg,  
«Unghürhubel», Kt. Bern  
zwischen 550 und 500 v.Chr.

Der mächtige Grabhügel von ehemals 6 m Höhe lag zusammen mit einem ihm unmittelbar benachbarten, kleineren Hügel auf einer aussichtsreichen Geländeterrasse. Beide wurden im letzten Jahrhundert von Bauersleuten nach und nach abgetragen, um bestellbares Kulturland zu gewinnen. Anlässlich solcher Planierungsarbeiten wurden unter anderem auch die beiden Schmuckstücke aus Gold aufgelesen. Organisierte Ausgrabungen fanden dann vor allem 1869 durch E. von Fellenberg statt. Die heute aus dem «Unghürhubel» vorliegenden Objekte gehören offensichtlich zu zwei oder mehr Gräbern.

Von der reichsten Ausstattung stammen neben dem Goldschmuck vermutlich auch die Metallbestandteile eines Totenwagens. Einiges davon, u.a. eine für die Datierung wichtige Paukenfibel, ist seit langem verschollen. Die folgenden Objekte können hypothetisch diesem Hauptgrab zugerechnet werden:

**22 Halsreif aus Goldblech.** Auf der Außenseite Punzverzierungen in Form von aneinandergereihten Andreaskreuzen und Mäander-Bändern. Zu einem geschlossenen Reif ergänzt. – Dm. ca. 18,5 cm; Gew. 74,2 g.

**23 Offenes Armband aus Goldblech.** Außen vier Reihen von gegenständigen Halbmonden. Ein Ende abgerundet, das andere beschädigt. – Dm. heute ca. 7,0 cm; Gew. 12,5 g.

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: E. Fellenberg und A. Jahn, Die Grabhügel bei Allenlüften (Kt. Bern). MAGZ 17,1 (1870).

Farbtafel XXI Seite 67



23



24



25

Payerne «Roverex», Kt. Waadt  
um 550 v.Chr.

Der große Grabhügel wurde um die Jahrhundertwende zu mehreren Malen angegraben jedoch nur unzureichend erforscht und dokumentiert. Bei einer Höhe von 2,5 m hatte er einen Durchmesser von rund 30 m. Er enthielt offenbar mehrere Brand- und Körpergräber. Einige Eisenfragmente deuten auf einen Wagen, der auf eine reiche Grabausstattung schließen läßt. Dafür spricht auch der Goldschmuck.

**24 Halsreif aus Goldblech.** Außen sitzen zwischen drei umlaufenden Rippen zwei punzierte Mäanderbänder. – Dm. innen 20 cm; Gew. 86,0 g.

Lausanne, Musée cantonal d'archéologie et d'histoire. – Literatur: ASA 1, 1899, 164f.; Drack 1964, 51f.

Farbtafel XIV und XV  
Seiten 44 und 45

Lentigny «En Bumey», Kt. Freiburg  
um 500 v.Chr.

Ein Bauer fand 1883 in einem Grabhügel einen goldenen Armring.

**25 Armring(?) aus starkem Goldblech mit Stöpselverschluß.** Kantiger Querschnitt. Getriebene Verzierungen in Form von Kreisäugen- und Zickzackbahnen. – Dm. 4,5 cm; Gew. 12,3 g.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum. – Literatur: Drack 1964, 20 (mit älterer Literatur).

Farbtafel X Seite 30



26 – 27

Ins «Großholz», Kt. Bern  
um 500 v.Chr.

Eine größere Gruppe von zehn Grabhügeln war 1848 und auch später immer wieder das Ziel von mehr oder weniger systematischen Untersuchungen. Als erster betätigte sich Baron G. de Bonstetten als Ausgräber; er verfaßte darüber einen ausführlichen Bericht. Hügel 6 war der stattlichste von allen; er enthielt mehrere Grablegungen. In mehr als 3 m Tiefe und überdeckt von einer mächtigen Steinlage lag eine größere Fundansammlung.

26 *Kleine Hohlkugel aus Gold.* Drei durch aufgelötete Drähte abgegrenzte Zonenbänder tragen flächige Verzierungen in qualitätvoller Granulationstechnik: Die feinen Kügelchen sind in Doppelreihen angeordnet und zeichnen Lotusmotive und unregelmäßige Mäander. – Dm. 1,4 cm; Gew. 2,2 g.

27 *Kettchen aus Gold.* Die ineinander verschränkten Glieder bestehen aus einzeln verlöteten, feinen Drähten von 0,3 mm Stärke. Kein Verschuß vorhanden. – L. 38,8 cm; Gew. 5,3 g.  
– Rasierklinge aus Bronze.  
– Metallbestandteile der Räder und vom Aufbau eines Wagens.  
– Zugvorrichtung (Jochbeschlag) aus nietenbesetztem Leder.

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: G. de Bonstetten, Notice sur les tombelles d'Anet (Canton de Berne) 1849; Ch. Osterwalder u. G. Breitenbach, Neukonservierte Objekte aus Ins und Münsingen BE. JbBHM 59/60, 1979–1980, 86–88.

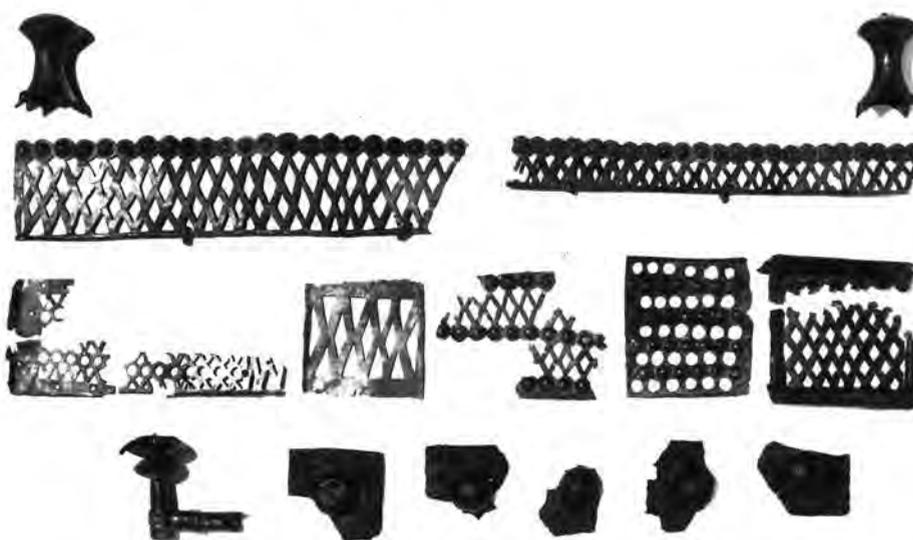
Farbtafel XVIII Seite 56



zu 26 – 27 (Rasierklingen)



zu 26 – 27 (Radbestandteile)



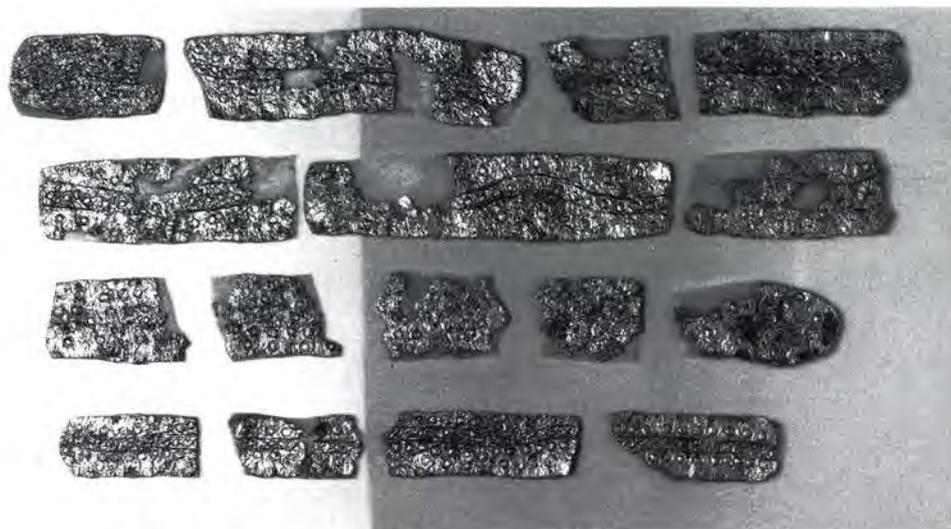
zu 26 – 27 (Zaumzeug)



zu 26 – 27 (Jochbeschlag)



zu 26 – 27 (Wagenaufbau)



Ins «Großholz», Kt. Bern  
um 550 v.Chr.

Bereits im Jahre 1848 hat man alle zehn Hügel eines Friedhofes oberhalb von Ins angegraben. Die wichtigsten Informationen stammen vom Ausgräber G. de Bonstetten. Wenig unter der Spitze von Hügel 8 lagen einige Fundgegenstände, die zu einem Ensemble vereinigt werden können.

28 17 Goldfolienfragmente mit Kreuzen und Punktaugen verziert. Funktion unbekannt (Kleiderbesatz?).

29 Zwei Halbkugeln aus Goldfolie. Die radialen, schmalen Zierstreifen sind mit einfachen Motivbändern versehen: Kreise, Dreiecke, Vierecke und einmal ein Muster aus gegenständigen Halbmonden. Bedeckten ursprünglich einen organischen Hohlkörper unbekannter Funktion. – Rekonstruierter Dm. ca. 13 cm.

30 Ohring aus Goldblech mit einfachem Stöpselverschluss. – Dm. außen 1,2 cm; Gew. 0,9 g. – Großer Eimer (Situla) aus Bronze

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: G. de Bonstetten, Notice sur les tombelles d'Anet (Canton de Berne) 1849; Ch. Osterwalder u. G. Breitenbach, Neukonservierte Objekte aus Ins und Münsingen BE. JbBHM 59/60, 1979–1980, 83–86.

Farbtafel XIX Seite 57



28

29



30

zu 28 – 30 (Eimer)

Urtenen «Grauholz», Kt. Bern  
um 550 v.Chr.

Beim Wegbau wurde 1857 ein Grabhügel durchstoßen und anschließend von J. Uhlmann untersucht. Bei einer Höhe von etwa 2,4 m besaß er einen Umfang von rund 60 Schritten. Im Zentrum des Hügel stand ein zweihenkliger Bronzekessel, der angeblich von einem trocken gemauerten «Gewölbe von rohen Kiesel- und Feldsteinen» überdeckt war. Außerhalb dieses Steinkernes fanden sich einerseits Metallteile von Wagenrädern und andererseits die bekannten Schmuckstücke aus Gold. Auch «stark vermoderte Gebeine» wurden erwähnt, die auf ein oder sogar mehrere Körpergräber schließen lassen.

31 30 Halbkugeln aus Goldblech in zwei verschiedenen großen Ausführungen. Nadelköpfe von Haarschmuck. Drei bzw. zwei konzentrische Bildzonen mit geometrischen Ziermustern. – Dm. 2,7 cm bzw. 2,4 cm; Gew. insgesamt ca. 20 g.

32 Zwei Ohringe aus Goldblech, offen. – Dm. 1,4 cm bzw. 1,5 cm; Gew. je 1,8 g.  
– Vier Lignitarmringe. Vorhanden sind noch vier kleine Fragmente (nicht ausgestellt).  
– Bronzekessel («Rippenziste») mit zwei Henkeln.  
– Achskappe und Reifenfragmente aus Eisen von Wagenrädern (nicht ausgestellt).

Bern, Bernisches Historisches Museum; Biel, Museum Schwab. – Literatur: J. Uhlmann, Collectana 2, Unpublizierte handschriftliche Notizen im Bernischen Historischen Museum; Drack 1959, 26f.

Farbtafel XIX Seite 57



zu 31 – 32 (Kessel)

Gunzwil-Adiswil «Bettlisacker», Kt. Luzern  
um 500 v.Chr.

Im Jahre 1933 wurde bei der Neuanlage einer Straße ein Grabhügel angeschnitten und von einer Tübinger Grabungsequipe, die zur gleichen Zeit im nahegelegenen Wauwilermoos tätig war, näher untersucht. Grabungsdokumentation sowie die Funde selber gelangten nach Tübingen, wo sie z.T. bis nach dem Krieg verschollen blieben.

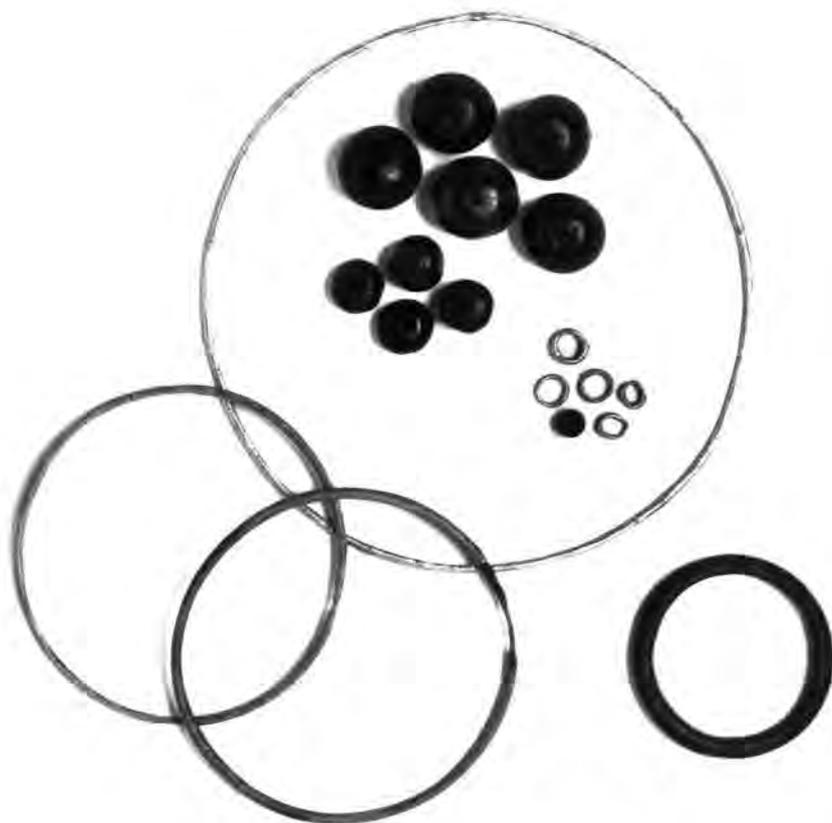
Der Hügel war bei seiner Auffindung vollkommen eingepflügt. Aus den Grabungsunterlagen läßt sich aber rekonstruieren, daß hier eine Frau auf einem vierrädrigen Wagen liegend bestattet worden ist.

33 Halschmuck aus 15 Röhrchengliedern aus dünnem Goldblech. – L. 4–6 cm.

34 Fünf kleine hohle Ringchen aus Goldblech. Wohl in die Haare geflochten.

- Zehn Kugeln aus Gagat und Bernstein. Vermutlich Nadelköpfe von Haarschmuck.
- Armring aus Lignit.
- Zwei Beinringe aus massiver Bronze.
- Bronzener Eimer («Situla»; nicht ausgestellt).
- Fragmente von eisernen Radreifen (nicht ausgestellt)
- Nabenteile. Verloren.

Originale verschollen (Kopien: Schweizerisches Landesmuseum Zürich). – Literatur: B. Schmid-Sikimic, Das Wagengrab von Gunzwil-Adiswil: ein Frauengrab. HA 15, 1984, Nr. 57–60, 103–118.



Jegenstorf «Hurst», Kt. Bern  
um 500 v.Chr.

Ein im Jahre 1907 untersuchter Hügel war schon nahezu eingeebnet. In einer Aschengrube fand der Ausgräber J. Wiedmer-Stern neben Keramikgefäßen eine Pfeilspitze und unmittelbar daneben einen Dolch, was auf die Überreste eines verstorbenen Mannes schließen läßt. Der zweiteilige Goldschmuck fand sich 20 cm davon entfernt in einer «kopfgroßen» Bodenverfärbung, zusammen mit einer Gagatperle.

**35 Zweiteiliger Anhängeschmuck aus Gold.** Die Hohlkugel ist aus zwei Hälften zusammenge­lötet und mit einfachen, grobkörnigen und unregelmäßig verlaufenden Granulationslinien verziert. Das halbmondförmige Filigranwerk besteht aus feinstem tordiertem Draht. Zehn von ursprünglich elf Ringchen sind frei beweglich eingehängt. – Dm. der Kugel 1,3 cm; Gew. 1,1 g und 0,9 g.

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: Drack 1959, 19; 21; 25.

Farbtafel XIII Seite 40



35



36



37

Stallikon «Üetliberg», Kt. Zürich  
6.–5. Jahrhundert. v.Chr.

Bei den archäologischen Untersuchungen des Uto-Kulms oberhalb von Zürich im Jahre 1980 konnten aus durchwühlten Schichten einige wenige Fragmente griechischer Keramik geborgen werden. Es handelt sich um attische, schwarz gefirnißte Ware des 6. Jahrhunderts v.Chr.

Vermutlich jünger (um 500 v.Chr.) ist das schon 1840 bei Gartenarbeiten auf dem Kulm gefundene Henkel­fragment eines wohl schwarzfigurigen sogenannten Kolonettenkraters, eines griechischen Gefäß­typs.

**36 Henkel­fragment eines attischen, schwarzfigurigen (?) Kolonettenkraters.**

**37 Fragmente schwarz gefirnißter attischer(?) Keramik.**

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum/Kantonale Denkmalpflege, Kantonsarchäologie. – Literatur: W. Drack, Die archäologischen Forschungen auf dem Üetliberg in den Jahren 1979–1984 (1988).



38



40



39



41



42

Yverdon-Les-Bains, Kt. Waadt  
um 450 v.Chr.

Bei Grabungen im Bereich des spätrömischen Kastells Eburodunum kam 1975 in einer bereits durchwühlten Schicht die kleine Scherbe eines griechischen rotfigurigen Gefäßes aus der 1. Hälfte des 5. Jahrhunderts v.Chr. zum Vorschein. Weitere einheimische Scherben aus der Umgebung könnten aus der gleichen Epoche stammen. Liegt hier am oberen Ende des Neuenburgersees eine Siedlung der spätesten Hallstatt- oder der frühen Latènezeit mit Importkeramik vor?

42 Attische, rotfigurige Keramikscherbe. Vermutlich das Fragment eines Kelchkraters.

Lausanne, Musée cantonal d'archéologie et d'histoire. – Literatur: G. Kaenel, A propos d'un point sur une carte de répartition. AS 7, 1984, 93ff.

Châtillon-sur-Glâne, Kt. Freiburg  
550–450 v.Chr.

Die von 1974 bis 1981 durchgeführten Ausgrabungen auf dem Felssporn beim Zusammenfluß der Sarine und der Glâne südlich von Freiburg lieferten nebst einer Fülle einheimischer Keramik auch zahlreiche Fragmente importierter Gefäße. In der Siedlung scheint eine rege Handelstätigkeit geherrscht zu haben, die möglicherweise im Zusammenhang mit der Schifffahrt auf der Saane zu sehen ist.

38 Fragmente von Schalen und Krateren attischer Keramik (Griechenland).

39 Massaliotische Amphorenfragmente (Südfrankreich).

40 Fragmente von Situlen aus Este(?) (Norditalien).

41 Fragment eines Glasfläschchens aus Rhodos(?)

Freiburg, Kantonaler Archäologischer Dienst/Museum für Kunst und Geschichte. – Literatur: H. Schwab, Châtillon-sur-Glâne. Ein Fürstensitz der Hallstattzeit bei Freiburg im Uechtland. Germania 53, 1975, 79ff.



43

Meikirch-Grächwil, Kt. Bern  
um 580 v.Chr.

Ein schon früher bei der Sandgewinnung angegrabene Hügel wurde 1851 erforscht. Er enthielt offenbar etliche «ganz zu Asche vermoderte Leichname», von denen vermutlich einige aus dem Frühmittelalter stammen. Rad- und Wagenteile deuten auf ein oder mehrere Wagengräber; Bronzegefäßfragmente entpuppten sich als Reste einer Hydria, eines griechischen Wasserbehälters.

43 *Hydria. Bronze.* Auf der Schulter steht als Ziergriff eine geflügelte «Herrin der Tiere». Sie hält in den Händen zwei Hasen, ihr zur Seite

sitzt je ein Löwe. Auf ihrem Kopf steht ein Adler, flankiert von zwei Löwen, die auf zwei Schlangen sitzen. Nur der Oberteil des Gefäßes ist erhalten, der untere Teil des Gefäßes wurde ergänzt.

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: H. Jucker, *Altes und Neues zur Grächwiler Hydria*. *Antike Kunst*, Beiheft 9, 1973, 41ff.

Wohlen «Hohbühl», Kt. Aargau  
6. Jahrhundert v.Chr.

Nach verschiedenen unsachgemäßen Sondierungen erfolgte 1926–1930 eine Ausgrabung der vier Hügel unter Leitung von E. Suter. Hügel I barg mehrere gut ausgestattete Körpergräber, mehrheitlich von Frauen. Eines davon enthielt Armschmuck aus Bronze und Lignit, Gürtel, Fibel und Nadel aus Bronze; zudem wurden der Toten eine große Bronzeblechsitula und zwei Becken mit verziertem Rand ins Grab gestellt.

44 *Zwei Perlsrandbecken. Bronze.* Der breite Rand ist mit getriebenen Linien und Buckelchen sowie mit Tremolierstich im Zickzack verziert. Etruskisch oder durch etruskische Vorbilder angeregte einheimische Nachbildung.

Brugg, Vindonissa-Museum. – Literatur: *Kelten im Aargau*. Ausstellung im Vindonissa-Museum Brugg (1982) 47.

Corminbœuf «Bois de Murat», Kt. Freiburg  
6. Jahrhundert v.Chr.

Beim Ausheben der Baugrube für ein Gebäude wurde 1903 ein Grabhügel angeschnitten und anschließend von H. Breuil ausgegraben. Unter einem mächtigen Steinkern von fast 2 m Höhe und 18 m Durchmesser kamen an verschiedenen Stellen gegen 20, z.T. ineinandergestellte bronzene Geschirrpatten zum Vorschein. Niete und Bronzereste zeugen von weiteren Gefäßen. Eigentliche Grabanlagen konnten nicht festgestellt werden. Fast an der Oberfläche wurde ein Beinfragment aus Bronze aufgelesen, das vermutlich als Standbein eines Bronzegefäßes diente.

45 *Bronzebein.* Etruskisch?

Freiburg, Museum für Kunst und Geschichte/  
Kantonaler Archäologischer Dienst. – Literatur: Drack 1964, 14ff.



Coffrane «Les Favargettes», Kt. Neuenburg  
7./6. Jahrhundert v.Chr.

Bei der 1868 erfolgten Abtragung eines Hügels zwecks Sandgewinnung kamen verschiedene prähistorische Funde zutage, die sowohl aus der Hallstatt- wie aus der Bronzezeit stammen. Es können keine Grabinventare zusammengestellt werden. Unter den Fundobjekten befinden sich an Bronzeblechgefäßen ein tiefes Becken und eine Henkeltaße. Sie sind etruskisch oder nach etruskischem Vorbild hergestellt.

46 *Halbkugeliges Becken. Bronze.* Rand eingebogen. Mit zwei seitlichen Henkeln.

44 47 *Halbkugelige Tasse. Bronze.* Rand ritzverziert. Mit Bandhenkel.

Neuenburg, Musée cantonal d'archéologie. – Literatur: Drack 1964, 29ff.



Worb-Richigen, Kt. Bern  
6. Jahrhundert v.Chr.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden zwei Grabhügel ausgegraben, von denen der eine einen mächtigen Steinkern enthielt. An Funden sind Teile eines Bronzekessels und Bronze-drahtarmringe erwähnt, die aber vermutlich nicht zusammengehören. Die Armringe sind verschollen, die Kesselteile entpuppten sich später als Oberteil eines Beckens mit Griffbügel. Becken dieser Art sind im Ostalpenraum heimisch.

45

48

48 *Kreuzattaschenbecken. Bronze.* Nur Oberteil erhalten, Unterteil ergänzt. Rand ritzverziert. Vier kreuzförmige Attaschen halten zwei tordierte Bügel mit schwanenartig gebogenen Enden.

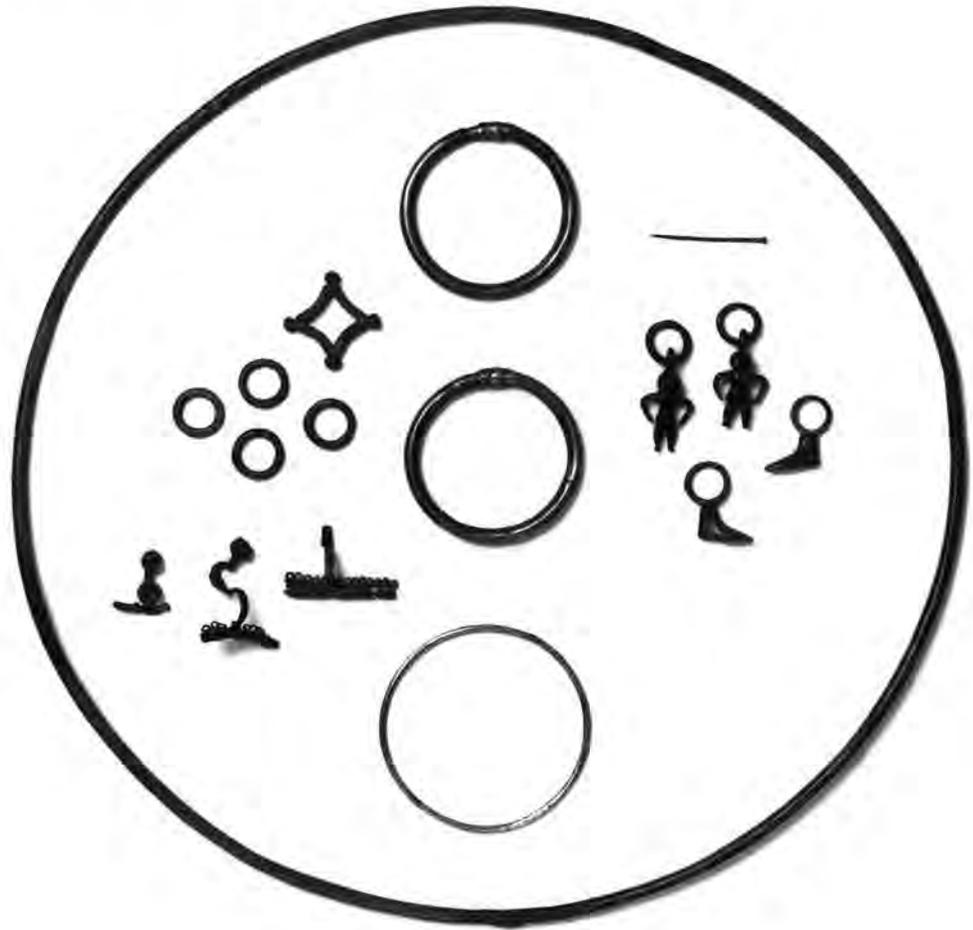
Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: Drack 1960, 28f.



46–47

IV. LATÈNEZEIT:  
450 V. CHR. BIS  
UM CHRISTI GEBURT

Felix Müller



Unterlunkhofen «Bärhau», Kt. Aargau  
um 450 v. Chr.

Diese ausgedehnteste Grabhügelnekropole der Schweiz umfaßt 63 Hügel, unter denen Hügel 62 einer der am besten erhaltenen darstellt. Er wurde im Hochsommer 1878 angegraben, wobei bereits nach wenigen Stunden Arbeit ein außergewöhnliches Frauengrab zum Vorschein kam. Zur Ausgrabung selber wurde keine Dokumentation erstellt, weshalb einige Fragen offen bleiben müssen. Es handelt sich um eine ungewöhnlich vielfältige Schmuckgarnitur einer Frau.

49 *Zwei Hohlblecharmringe aus Silber.* Auf den breiten Manschetten des vergoldeten Muffenverschlusses befinden sich Punzverzierungen in Form von aufgereihten Andreas-Kreuzen und «kantig» gezeichneten Lotosmustern. –

Dm. je 5,5 cm; Gew. 15,7 g und 20,0 g.

- Halsring(?) aus glattem, starkem Bronzedraht.
- Armring aus dünnem Silberblech, unverziert.
- Zwei Fußzierfibeln aus Bronze mit breiter Federspirale.
- Doppelpaukenfibel aus Bronze, verzinnt.
- Bronzenadel mit kugeligem Kopf.
- Vier kleine Ringe aus Bronze.
- Anhängeschmuck in Form eines viereckigen Rähmchens, zweier menschlicher Figürchen (Mann und Frau) sowie von zwei Schuhen.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum. – Literatur: C. Eluère u.a., *L'or et l'argent de la tombe de Vix*. Bulletin de la Société préhistorique française 86, 1989, 27.



50a

Münsingen «Rain», Kt. Bern  
um 400 v. Chr.

Ein großer Friedhof mit mehr als 200 Flachgräbern konnte im Jahre 1906 vollständig untersucht werden. Die sorgfältigen Ausgrabungen und gewissenhaften Aufzeichnungen liefern eine Vielzahl von Informationen über die dort begrabenen Frauen, Männer und Kinder.

In Grab 12 war ein Mädchen zwischen 7 und 14 Jahren, das außerordentlich reichen Schmuck trug, bestattet.

50 Goldener Fingerring aus zwei in Haken endenden Drähten, die ein enges Wellenband umfassen. Getragen am Ringfinger der rechten Hand. – Dm. 1,5 cm; Gew. 1,2 g.

- Zwei Halsringe aus Bronze und Eisen.
- Halskette aus 142 Bernsteinperlen.
- Vier Fibeln aus Bronze und Eisen.
- Zwei Armringe aus massiver Bronze.
- Zwei Beinringe aus Bronzehohlblech.
- Zahlreicher Amulettschmuck am Gürtel getragen, u.a. ein viereckiges Bronzerähmchen, eine Glasperle mit weißer Zickzackeinlage, eine durchlochte Hirschgeweihscheibe.

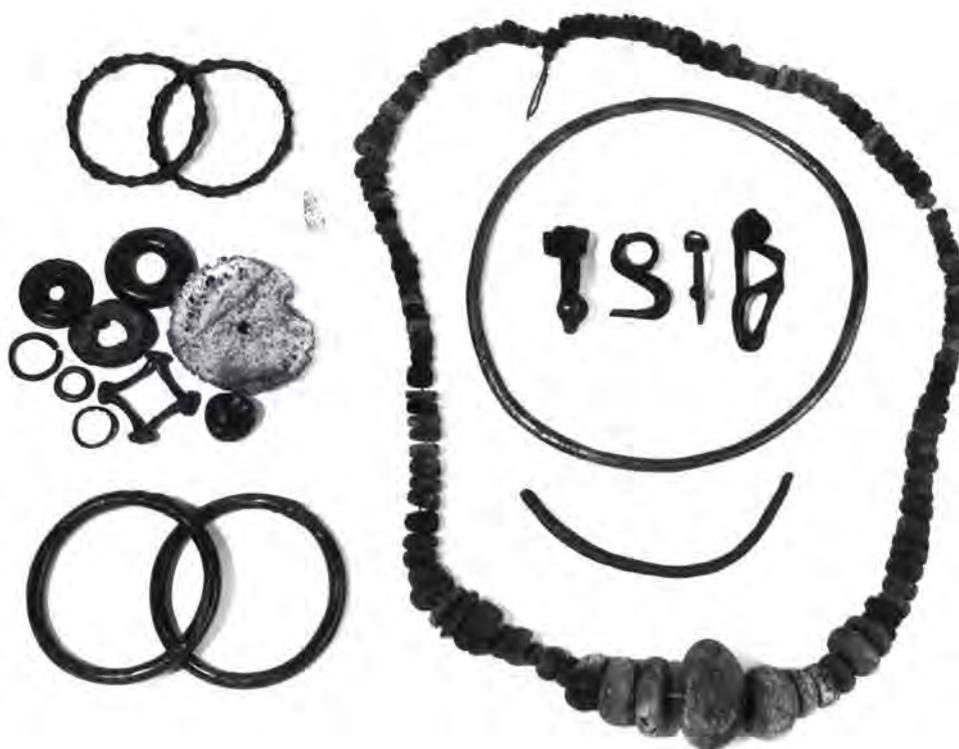
Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: Hodson 1968.

Münsingen «Rain», Kt. Bern  
um 300 v. Chr.

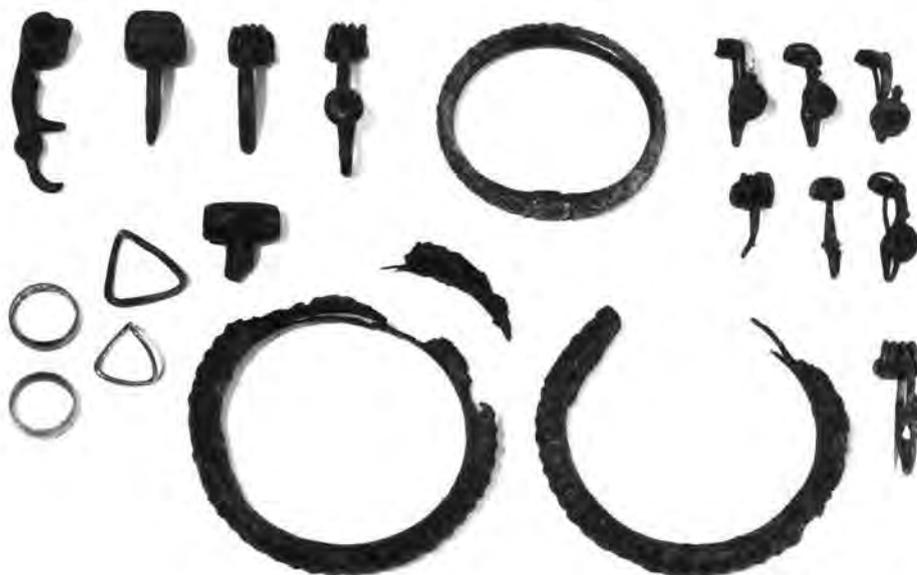
Ebenfalls von Münsingen stammt Grab 102 einer Frau. Ihr Skelett war bei der Ausgrabung zwar noch gut erhalten, wurde jedoch nicht aufbewahrt.

51 Schaukelfingerring aus Golddrabt. Am Ringfinger der rechten Hand. – Dm. 1,6 cm; Gew. 1,8 g.

52 Bandförmiger Fingerring aus Gold. Am



50b



Ringfinger der rechten Hand. – Dm. 1,7 cm; Gew. 2,6 g.

- Zwei Fingerringe aus Silber. An Daumen und Ringfinger der rechten Hand.
- Zwölf Fibeln aus Bronze und Eisen. Zum Teil mit Auflagen aus rotem Glas und weißer Koralle.

- 51–52 – Armring aus Bronzehohlblech am rechten Arm.
- Vier Beinringe aus Bronzehohlblech, je ein Paar an jedem Knöchel.

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: Hodson 1968.



Münsingen «Rain», Kt. Bern  
um 250 v. Chr.

Die Siedlungsgemeinschaft von Münsingen bestattete ihre Toten bereits seit längerer Zeit auf dem «Rain», als die Frau im Grab 181 verstarb. Diese war bei ihrem Tod zwischen 20 und 40

Jahre alt. An derselben Stelle wurde etwas später ein über 60-jähriger Mann begraben. Ob die zwei Personen miteinander verwandt waren oder ob es sich eventuell sogar um Ehegatten handelt, kann nur vermutet werden.

53 *Spiralfingerring aus Gold. Kerbmuster.* An

- der rechten Hand. – Dm. 1,7 cm; Gew. 9,7 g.
- Silberner Fingerring mit scheibenförmiger Fassung, darin eine dünne Goldfolie. An der rechten Hand.
- Zwei Spiralfingerringe aus Silber. Je einen an der linken und der rechten Hand.
- Vier große Fibeln aus Bronze.
- Armring aus blauem Glas. Am rechten Vorderarm.
- Kleiner Bronzering. Auf der Brust.

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: Hodson 1968.

Horgen «Thalacker», Kt. Zürich  
um 200 v. Chr.

Unter kaum mehr durchschaubaren Umständen kam im Jahre 1840 oder 1841 bei Straßenerweiterungsarbeiten das Grab einer Frau zum Vorschein, dessen Beigaben möglicherweise nicht restlos geborgen worden sind. Auch eine Vermischung mit einem weiteren, im Jahre 1842 an derselben Stelle entdeckten Grab kann nicht gänzlich ausgeschlossen werden.

53 54 *Drabtfingerring aus Gold.* Mit spiralig aufgewundener Zierplatte. – Dm. 1,5 cm; Gew. 3,4 g.

55 *Spiralfingerring aus Gold.* Leicht gerippt. – Dm. 1,7 cm; Gew. 2,9 g.

56 *Spiralfingerring aus Gold.* Leicht gerippt. – Dm. 1,6 cm; Gew. 1,4 g.

54–57 57 *Goldmünze.* Viertelstater vom Typus Horgen–Unterentfelden. Vorderseite: Kopf mit Lorbeerkrans; Rückseite: Pferd und Lenker mit Treibstock; Beizeichen Rolltier. – Dm. 1,7 cm; Gew. 1,88 g; Stempelstellung 270°.  
– Fibel aus Silber.  
– Keramikgefäß. Verloren.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 886; J. Bill, Die latènezeitlichen Gräber von Horgen. ZAK 38, 1981, 173–177; Polenz 1982, 69–72.

Farbtafel XXII Seite 70

58 Muri–Mettlen «Widmannstraße», Kt. Bern  
um 150 v. Chr.

Das Grab einer vornehmen Frau konnte im Frühling 1929 sorgfältig untersucht werden, nachdem ein erstes vorgängig zerstört worden war.

58 *Fingerring aus goldenem Perldraht.* Spiralig

- aufgewundene Zierplatte. An der rechten Hand.  
– Dm. 1,8 cm; Gew. 8,0 g.  
– Zwei Spiralfingerringe aus Silber. An der linken Hand.  
– Drei große Fibeln (Typ Mötschwil) aus Bronze. In Hals- und Schultergegend.  
– Zwei kleine Fibeln aus Bronze mit breiter Federspirale. Auf der Mitte der Brust.  
– Armring aus braunem Glas. Beim linken Ellenbogen.  
– Bernsteinperle. Verloren.

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: JbSGUF 21, 1929, 72f.; O. Tschumi, Latènegräber von Muri-Mettlen. JbBHM 9, 1929, 57–60.

Erstfeld «Ribitäl», Kt. Uri  
um 300 v. Chr.

Der siebenteilige Ringschmuck aus Gold kam im Jahre 1962 bei Erdarbeiten für eine Lawinenerverbauung zum Vorschein. Die Fundstelle liegt in einem unwegsamen Steilhang auf der rechten Talseite der Reuß. Die Ringe waren unter einem großen Felsblock verborgen und von einer 8 m hohen Schuttmasse überdeckt, welche sich hier im Laufe von Jahrhunderten durch Lawinnenniedergänge angestaut hatte.

Vermutlich handelt es sich um eine besonders kostbare, dem Schutz der Erde anvertraute Weihegabe an eine unbekannt Berggöttheit. Alle sieben reich verzierten Ringe sind aus Goldblech hergestellt und wiegen insgesamt 639,8 Gramm.

**59 Halsring.** Das herausnehmbare Verschlussstück umfaßt nahezu den halben Kreisumfang und ist mittels zweier Stöpsel in den Rückteil eingeführt. Zur Sicherung dient ein seitlich angebrachter Haltestift. Die durchbrochen gearbeitete, breite Zierzone besteht aus einem Gewirr von Fabelwesen in Menschen- und Tiergestalt. Ein Vogel in zentraler Position ist von zwei Köpfen mit glatten «Kolben» eingefasst. Es folgen beiderseits wirr verrenkte Gliedmaßen und außen zwei Köpfe mit Hörnern, Knebelbart und spitzen Ohren. Den Abschluß bildet je ein Tierkopf mit aufgerissenem Maul und rund aufgedrehtem Horn. Der Rückteil ist bis auf zwei Palmettenmotive und abstrahierte Gesichtszüge glatt. – Dm. 16,4 cm; Gew. 127,8 g.

**60 Halsring.** Stimmt abgesehen von seiner mehr gerundeten Gesamtform und Abweichungen in den Verzierungsdetails des zentralen Vogels weitgehend mit dem vorhergehenden Halsring überein. – Dm. 15,3 cm; Gew. 128,0 g.

**61 Halsring.** In der Anlage ähnlich wie die zwei vorhergehenden Halsringe. Zum Öffnen ist jedoch lediglich die halbe Zierzone zu bewegen:



Ein Ende ist durch einen Stöpsel mit dem Rückteil verbunden, das andere wird durch einen kleinen Stift fixiert. Die beiden «Kolbenköpfe» stoßen Stirne an Stirne aufeinander. Es folgt beidseits ein menschenähnliches Fabelwesen und ein Vogel mit langem Schwanzgefieder. Abschließend wiederum ein einfacherer Tierkopf mit diesmal geradem Gehörn. Der sonst glatte Rückteil trägt Palmettenmotive und Schachbrettmuster. – Dm. 17,3 cm; Gew. 124,4 g.

**62 Halsring.** Unterscheidet sich durch seine schlichtere Form von den übrigen Halsringen. Der herausnehmbare Zierteil umfaßt etwa den halben Ring und wird durch Stöpsel und einen Sicherungsstift am Ort gehalten. Die schmale Zierzone besitzt in der Mitte einen «Pseudopuffer». Es folgen Tierköpfe mit nur angedeutetem Federkörper, aus dem heraus eine abschließende Palmette wächst. Eine Palmettenform befindet sich auch auf dem glatten Rückteil. – Dm. 16,3 cm; Gew. 125,0 g.

**63 Armring.** Einteiliger Hohlblechring mit Stöpselverschluss. Die kugelige Muffe ist mit einer Wellenlinie und Punktemuster verziert. Die Ringaußenseite ist plastisch durchgestaltet und trägt einen «Laufenden Hund», eine pflanz-

liche Wellenranke in typisch keltischer Ausformung. – Dm. 7,8 cm; Gew. 37,9 g.

**64 Armring.** Unterscheidet sich nur geringfügig vom vorhergehenden Armring; In der kugeligen Muffe befindet sich eine Durchlochung für einen (fehlenden) Haltestift; der «Laufende Hund» bewegt sich spiegelbildlich. – Dm. 7,8 cm; Gew. 37,0 g.

**65 Armring.** Wird verschlossen durch einen asymmetrischen Stöpsel mit Loch für Haltestift. Zwei kleine «Pseudopuffer» unterteilen den Ringkörper symmetrisch. Sie werden beidseits von einer nach außen blickenden, gehörnten Gesichtsmaske flankiert, die bartähnlich in eine Palmette übergeht. – Dm. 7,8 cm; Gew. 59,7 g.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum. – Literatur: R. Wyss, Der Schatzfund von Erstfeld. Archaeologische Forschungen (1975); F. Müller, Zur Datierung des Goldschatzes von Erstfeld. JbSGUF 73, 1990, 83–94.

Farbtafeln VI, VII und XXII  
Seiten 12, 15 und 77

59–65



66 – 70

Saint-Louis bei Basel, Frankreich  
um 100 v.Chr.

Da der mehrteilige Goldschatz erst nach und nach in den Antiquitätenhandel gelangte, und es die Finder vorzogen in der Anonymität zu bleiben, sind nur dürftige Angaben über die Entdeckung und genaue Fundzusammensetzung vorhanden, die sich wie folgt rekonstruieren lassen: Vermutlich um die Jahreswende 1882/1883 spülte ein Hochwasser das Rheinbord zwischen Basel und Saint-Louis frei; die mit der Instandsetzung beauftragten Arbeiter entdeckten die Funde und verkauften diese anschließend an verschiedenen Orten. Sämtliche Ringschmuckstücke gehören mit Sicherheit zu diesem Komplex, während viele Münzen eher zweifelhafter Herkunft sind.

Einer der Halsringe muß übermäßig groß gewesen sein; er könnte zusammen mit den übrigen Präziosen als Weihegabe an eine Gottheit gedient haben.

66 *Gewulsteter Doppelpuffer eines großen Halsringes aus Goldblech.* – Rekonstruierter Innendurchmesser des Ringes: ca. 27 cm.; Gew. 75,8 g.

67 *Halber Ringschaft und gewulsteter Doppelpuffer eines kleineren Halsringes aus Goldblech.* Der hinten zu rekonstruierende Verschuß fehlt. – Rekonstruktion des Innendurchmessers: ca. 13,4 cm; Gew. unbekannt.

68 *Armring aus zwei geschmiedeten, glatten Golddrähten.* Die übergreifenden Enden sind mit je elf spiralförmigen Umwicklungen miteinander verbunden. – Größter Dm. 8,6 cm; Gew. 50,2 g.

69 *Zwei kleine Ringe aus Golddraht.* Vermutlich Fingerringe. – Dm. 1,8 cm bzw. 1,9 cm; Gew. 1,2 g bzw. 4,5 g.

70 *Neun Goldmünzen.* Acht «Regenbogenschüsselchen» und ein «Kugelstater». – Gew.: 7,17; 7,44; 7,55; 7,60; 7,64; 7,65; 7,65; 7,83; 7,35 g.

Saint-Germain-en-Laye, Musée des Antiquités Nationales. – Literatur: A. Furger-Gunti, Der «Goldfund von Saint-Louis» bei Basel und ähnliche keltische Schatzfunde. ZAK 39, 1982, 1–47.

Böttstein, «Hardwald», Kt. Aargau  
um 200 v.Chr.

Aufgrund von Ermittlungen aus dem Jahre 1954 kam das eiserne Schwert bereits acht Jahre vorher bei Rodungsarbeiten unter einem Wurzelstock zum Vorschein. Eine von den Waldarbeitern ebenfalls abgelieferte «eiserne Pfeilspitze mit Widerhaken» ging später wieder verloren, ohne daß sie näher untersucht werden konnte.

Schlagmarken treten auf keltischen Schwertern öfters auf und zeugen von magischen Kampfesvorstellungen; selten ist hingegen ihre Plattierung in Gold.

71 *Eisernes Schwert mit Griffangel und glockenförmigem Heftsteg.* Die Scheide fehlt. Am hintern Ende der Klinge befinden sich auf einer Seite zwei und auf der andern Seite eine Schlagmarke in der Form eines Ebers mit kräftigen Rückenborsten und gegen die Schwertschneide gerichteter Rüsselschnauze. Sie sind mit einer dicken Goldplattierung ausgelegt. – Gesamtlänge des Schwertes 84,4 cm.

Zurzach, Messe- und Bezirksmuseum. – Literatur: W. Drack, Ein Mittellatèneschwert mit drei Goldmarken von Böttstein (Aargau). ZAK 15, 1954/55, 193–236.



71

Utikon-Üetliberg «Sonnenbühl», Kt. Zürich  
um 400 v.Chr.

Der über einem exponierten Steilabfall thronende Grabhügel liegt im Vorgelände und gleichzeitig im Blickfeld der etwa gleich alten Siedlung auf dem Uto-Kulm. Die vollständige Ausgrabung im Jahre 1979 erbrachte nur wenig konkrete Anhaltspunkte, die zudem schwierig zu interpretieren sind, da die Grablage bereits ausgegraben angetroffen worden ist.

Die drei Goldscheiben weisen nicht nur auf eine «fürstliche» Person hin, sondern lassen gleichzeitig erahnen, was für Kostbarkeiten den «Grabräubern» in die Hände gefallen sein müssen. Über die Hintergründe des oft beobachteten Grabraubes ist noch wenig bekannt.

72 *Goldene Scheibenfibel.* Das dünne Zierblech trägt ein punziertes Rosettenmuster, das von zwei konzentrischen Perlbändern eingefasst wird. Es ist mittels einer harzhaltigen Klebmasse auf dem eisernen Unterbau befestigt. Dieser besteht aus einer konischen Scheibe sowie der eigentlichen Fibelkonstruktion bestehend aus Bügel, Nadelrast und breiter Federkonstruktion. – Dm. 2,6 cm; Gew. 4,3 g.

73 *Goldscheibe aus Blech.* In der breiten Zierzone vier dreiblättrige Lotosblüten und ebenfalls vier, dazwischen stehende Herzmuster. Durch je ein Perlband außen und innen eingefasst. Im Zentrum eine Durchlochung. Vermutlich Zierbesatz einer Scheibenfibel. – Dm. 2,6 cm; Gew. 0,3 g.

74 *Kleines Goldscheibchen aus dünner Blechfolie.* Von innen nach außen folgen sich konzentrisch ein Perlkreis und ein Kerbleistenband. Das Zentrum ist gelocht; der äußere Rand gebördelt. Das dünne Goldblech saß ursprünglich auf einer verzinnnten Eisenunterlage, die nicht erhalten werden konnte. Riemenbeschlag eines Trinkhorns. – Dm. 1,0 cm; Gew. 0,03 g.



72



73



74

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum. – Literatur: W. Drack, Der frühlatènezeitliche Fürstengrabhügel auf dem Üetliberg. ZAK 38, 1981, 1–28.

Farbtafel XX Seite 66



75

Bern 6, 1865, 297–303 mit Taf.; S. Rieckhoff-Pauli, Der Lauteracher Schatzfund aus Archäologischer Sicht. Numismatische Zeitschrift 95, 1981, 15.

Farbtafel XI Seite 31



76

Schalunen, «westlich oben im Dorf», Kt. Bern um 100 v.Chr.

Der Armring kam 1864 beim Pflügen zum Vorschein und wurde von einem Knaben als Kuriosität aufgehoben. Noch 50 Jahre vor der Entdeckung soll der Fundort ein mit Eichen bestandener Weideplatz gewesen sein. Zwei geringe, hügelähnliche Bodenerhebungen im Abstand von etwa 50 Schritten wurden später abgetragen und eingepflügt. Weitere Funde wurden nicht gemeldet.

Vermutlich ist der Goldring eine Weihgabe für eine unbekanntete Gottheit, die an dieser Stelle verehrt worden ist.

**75 Armring aus glattem Golddraht**, dessen übereinandergreifende, sich verjüngende Enden spiralförmig um den Ringkörper gewunden sind. Seine Weite wird dadurch verstellbar. – Dm. 7,3 cm; Gew. 88,9 g.

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: J. Uhlmann, Goldener Armring von Schalunen, untenher Fraubrunnen, Kant. Bern. Archiv des Historischen Vereins des Kantons



77

Bern 6, 1865, 297–303 mit Taf.; S. Rieckhoff-Pauli, Der Lauteracher Schatzfund aus Archäologischer Sicht. Numismatische Zeitschrift 95, 1981, 15.

Farbtafel XI Seite 31

MuttENZ «Margelacker», Kt. Basel-Landschaft um 350 v.Chr.

Über Jahrzehnte hinweg kamen in derselben Kiesgrube immer wieder Grabfunde zum Vorschein, zu denen auch eine einzelne Bronzefibel aus dem Jahre 1878 zu rechnen ist.

Leider sind weitere Informationen oder Mitfunde nicht vorhanden. Sie wären von besonderem Interesse, da die Fibel aus einem ungewöhnlich sorgfältigen Guß stammt und auch Goldapplikationen dieser Art sonst nicht üblich sind.

**76 Bronzefibel mit raupenförmigem und punzverziertem Bügel.** Die Scheibenaufgabe aus (ehemals leuchtend rotem) Glas wird durch einen Nietstift gehalten, dessen rosettenförmiger Kopf goldplattiert ist. – L. 8,1 cm; Gew. 24,0 g.

Basel, Historisches Museum. – Literatur: F. Müller, Die frühlatènezeitlichen Flachgräber der Kantone Baselstadt und Baselland. JbSGUF 64, 1981, 89.

Worb-Richigen «Stockeren», Kt. Bern um 200 v.Chr.

In einem 1907 entdeckten Grabe lag unterhalb der linken Schläfe neben dem Kopf des Skelettes ein kleiner goldener Ring, der als Haar- oder Ohrring interpretiert werden kann. Dem hier begrabenen, 40- bis 60-jährigen Mann wurde die ganze Kriegsausrüstung mit in den Tod gegeben:



78

Ein in seiner Scheide steckendes Schwert, eine Lanze von 1,60 m Länge sowie ein hölzerner Schild, von dem nur noch letzte Überreste vorhanden waren. Auch Fibelfragmente wurden erwähnt. Außer dem goldenen Ringchen gingen alle Fundgegenstände verloren.

Der Ring wurde entweder im Ohr getragen oder ins Haar geflochten; jedoch sind beide Erscheinungen für die damalige Zeit bei einem Mann gleichermaßen ungewöhnlich.

**77 Haarring aus drei fein gerippten, zusammengedrehten Golddrähten.** Die Drahtenden sind roh durchgetrennt und bilden weder einen Verschluss noch einen Ohrstachel. – Dm. außen 1,7 cm; Gew. 4,0 g.

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: JbBHM 1907, 20ff.

Basel «Gasfabrik», Kt. Basel-Stadt um 100 v.Chr.

In der keltischen Siedlung bei der «Gasfabrik» finden schon seit dem Jahre 1911 regelmäßig Ausgrabungen statt. Die archäologischen Funde liegen in der Regel in grubenförmigen Vertiefungen. Die großräumige Grube 230 diente am ehesten als Vorratskeller; später, nach ihrer Einschüttung, wurde hier eine junge Frau begraben, der vermutlich das dicht neben ihr gefundene Goldblech ursprünglich gehörte.

**78 Goldblech in stark zerknüllter Form.** Wohl die Hälfte eines kleinen Hohlblechringes, der als Anhänger diente. – L. 1,2 cm; Gew. 2,0 g.

Basel, Historisches Museum. – Literatur: G. Böckner, Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 76, 1976, 221–235.; A. Furger-Gunti u. L. Berger, Katalog und Tafeln der Funde aus der spätkeltischen Siedlung Basel-Gasfabrik. Basler Beiträge zu Ur- und Frühgeschichte 7, 1980, Nr. 287.

Fingerringe waren im Vergleich mit andern Orten bei den Frauen des schweizerischen Mittellandes besonders beliebt, was ihr häufigeres Vorkommen in den Gräbern belegt. Auffällig viele sind aus dem Gürbe- und Aaretal zwischen der Stadt Bern und dem Thunersee bekannt geworden. Oft wurden sie in ganzen Sätzen von bis zu vier Stück getragen – vorzugsweise am Ring- und Mittelfinger der rechten Hand. Diejenigen Frauen, welche goldene Fingerringe besaßen, verfügten in der Regel auch über vollständige Bein- und Armschmuckgarnituren aus Bronze oder Glas, wodurch sie sich von den übrigen Zeitgenossinnen mit weniger wertvollem und weniger umfangreichem Schmuck abheben. Es zeichnen sich dadurch deutliche Unterschiede an materiellen Besitztümern und damit vermutlich auch in der sozialen Stellung der Trägerinnen ab. Männer trugen nur selten Fingerringe.

Keltische Fingerringe bestehen in der Regel aus profiliertem oder glattem Golddraht, welcher in oft kunstvollen Verknotungen und Verflechtungen verarbeitet worden ist. Auch glatte, dünne Blechbänder sind belegt, während Fingerringe mit eigentlicher Zierplatte eher selten vorkommen.

Literatur: P. Jacobsthal, *Early celtic Art* (1944); P.J. Suter, *Neuere Mittellatène-Grabkomplexe aus dem Kanton Bern*. JbSGUF 67, 1984, 73–93; O. Tschumi, *Urgeschichte des Kantons Bern* (1953).

79 *Schaukelfingerring mit deutlichen Hammerspuren auf der Innenseite*. Aus einem Männergrab.

Münsingen «Rain», Grab 64, Kt. Bern.  
Dm. 2,0 cm; Gew. 4,4 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

80 *Schaukelfingerring aus bandförmigem Draht*.

Worb-Richigen «Stockeren», Grab 4, Kt. Bern.  
Dm. 1,7 cm; Gew. 2,6 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

81 *Schaukelfingerring mit flachem Querschnitt*.

Fundort unbekannt.  
Dm. 1,9 cm; Gew. 5,5 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

82 *Bandfingerring aus dünnem Goldblech*.

Münsingen «Rain» Grab 140, Kt. Bern.  
Dm. 1,7 cm; Gew. 2,1 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

83 *Spiralfingerring mit profilierter Mittelrippe*.

Belp «Dorf 1904», Kt. Bern.  
Dm. 1,8 cm; Gew. 3,6 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

84 *Spiralfingerring mit tordiertem Mittelteil*.

Bern-Bümpliz «Morgenstraße», Grab 1, Kt. Bern.  
Dm. 1,6 cm; Gew. 3,6 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

85 *Spiralfingerring aus zwei tordierten Drähten*.

Bern «Spitalacker», Grab 2, Kt. Bern.  
Dm. 1,7 cm; Gew. 3,7 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

86 *Spiralfingerring mit profiliertem Mittelteil*.

Kirchenthurnen, Kt. Bern.  
Dm. 1,7 cm; Gew. 4,7 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

87 *Spiralfingerring aus glattem Draht*.

Kirchenthurnen, Kt. Bern.  
Dm. 1,8 cm; Gew. 7,6 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

88 *Spiralfingerring mit aneinander gelöteten Windungen*.

Münsingen «Rain», Grab 164, Kt. Bern.  
Dm. 1,8 cm; Gew. 3,5 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

89 *Spiralfingerring mit feinem Punzdekor*.

Muri-Mettlen «Widmannstraße», Grab 1, Kt. Bern.  
Dm. 2,0 cm; Gew. 8,0 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

90 *Spiralfingerring mit gekerbter Mittelrippe*.  
Stettlen-Deisswil, Grab 1, Kt. Bern.  
Dm. 1,5 cm; Gew. 7,0 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

91 *Spiralfingerring mit profilierter Mittelrippe*.

Stettlen-Deisswil, Grab 5–7, Kt. Bern.  
Dm. 1,7 cm; Gew. 8,0 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

92 *Spiralfingerring aus glattem Draht*.

Worb-Richigen «Stockeren», Grab 4, Kt. Bern.  
Dm. 1,8 cm; Gew. 4,5 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

93 *Spiralfingerring mit deutlichen Hammerspuren*.

Vevey «En Crédeyle», Grab 8, Kt. Waadt.  
Dm. 1,4 cm; Gew. 1,8 g. – Vevey, Musée du Vieux-Vevey.

94 *Spiralfingerring mit punzierten Dreiecken*.

Vevey «En Crédeyle», Grab 9, Kt. Waadt.  
Dm. 1,5 cm; Gew. 3,1 g. – Vevey, Musée du Vieux-Vevey.

95 *Spiralfingerring aus glattem Draht*.

Vevey «En Crédeyle», Grab 9, Kt. Waadt.  
Dm. 1,6 cm; Gew. 7,5 g. – Vevey, Musée du Vieux-Vevey.

96 *Drahtfingerring mit aufgewundener Zierplatte und drei Kügelchen*.

Spiez «Spiezmoos», Grab 2, Kt. Bern.  
Dm. 1,6 cm; Gew. 0,6 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

97 *Blechfingerring mit plastisch getriebenen Spiralenverzierungen*.

Etoy, Kt. Waadt.  
Dm. außen 2,1 cm; Gew. 5,4 g. – Genf, Musée d'art et d'histoire.

98 *Fingerring aus Silber mit vergoldeter Zierplatte, auf der ein Pferdchen mit langen Ohren dargestellt ist. Über dem Rücken und unter dem Bauch je ein Dreiwirbel; vor der Brust eine Schlangenlinie*.

Oberhofen «Schönörtli», Kt. Bern.  
Dm. 1,9 cm; Gew. 2,2 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

Farbtafel XVI Seite 48



79



80



81



82



84



83



85



89



90



86-88



91



92



93



94



95



96



97



98



99

Während nördlich der Alpen das Grundmaterial Gold relativ oft zu Schmuck verarbeitet worden ist, hingegen Silber mit Ausnahme von gewissen Fingerringtypen weitgehend fehlt, verhält es sich im Tessin gerade umgekehrt. Hier fallen goldene Schmuckstücke völlig aus, wohingegen das Silberhandwerk eine richtiggehende Blüte erfuhr. In ausgefallenen Biege- und Knotentechniken wurden Silberdrähte zu verschiedenartigen Armspangen und Fingerringen verarbeitet. Auch Fibeln wurden in Silber hergestellt. Als Beispiel für das ganze Tessin stehen Schmuckstücke aus einem großen Gräberfeld bei Giubiasco, das um die Jahrhundertwende ausgegraben worden ist.

Dieser «Drahtstil» hat seine Ausläufer auch im Wallis, wo dieselben Ringtypen ebenfalls vorkommen. Daneben existiert im Rhonetal eine eigene Tradition für Armspangen mit kräftigen Hohlbuckeln.

Die vorgestellten Schmuckstücke aus dem Tessin und Wallis offenbaren beispielhaft eine Vorliebe der inneralpinen Völker für schweren, großformatigen Schmuck. Diese Stileigenart hatte ihre Auswirkungen über den Alpenkamm hinweg bis ins Berner Oberland, wie eine Serie von ungewöhnlich schweren Spiralfingerringen aus Oberhofen am Thunersee zeigt.

99 *Massiver Silberschmuck aus dem Tessin*, mehrheitlich zwischen 200 und 50 v.Chr.

Giubiasco, Grab 1–100

- Fünf Spiralfingerringe aus Silber. – Dm. 1,7; 1,8; 1,8; 2,0; 2,0 cm; Gew. 13,8; 8,7; 14,3; 3,3; 28,3 g.
- Bandförmiger Fingerring mit D-förmigem Querschnitt. – Dm. 1,7 cm; Gew. 5,7 g.
- Fingerring mit aufgewundener Zierplatte. – Dm. 1,6 cm; Gew. 2,7 g.
- Zwei Armringe mit verstellbarer Weite aus Silber. – Dm. 5,2; 6,8 cm; Gew. 9,8; 43,1 g.
- Drei Armspangen aus Silber. Aus einem Draht zusammengedreht und geknotet. – Dm. 5,9; 6,2; 6,4 cm; Gew. 49,3; 114,8; 95,2 g.
- Vier Wellendrahtarmbänder aus Silber. Aus glattem Draht. – Dm. 5,8; 6,3; 6,4; 6,5 cm; Gew. 63,2; 41,6; 35,3; 63,0 g.
- Fünf Schaukelarmringe aus Silber. Aus glattem Draht. – Dm. 4,3; 6,3; 6,3; 6,4; 7,8 cm; Gew. 8,4; 86,0; 75,3; 7,8; 89,1 g.

- Spiralarmsring aus Silber. Mit Punkt- und Strichgravierungen. – Dm. 7,2 cm; Gew. 40,5 g.
- Armspange aus Silber. Glatte Oberfläche. – Dm. 7,0 cm; Gew. 23,4 g.
- Zwei Beinringe. Geschlossene Reifen. – Dm. 8,5; 8,7 cm; Gew. 38,4; 34,4 g.
- Vier Fibeln aus Silber. Mit hoch aufgewölbtem Bügel und breiter Federkonstruktion. – L. 8,5; 9,3; 9,5; 9,7 cm; Gew. 52,1; 46,4; 52,5; 50,7 g.
- Ohrgehänge(?) aus Silber. Geschlaufener Draht mit vier kugeligen Perlen. – L. 3,3 cm; Gew. 2,9 g.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum. – Literatur: R. Ulrich, Die Gräberfelder in der Umgebung von Bellinzona, Kt. Tessin (1914); A. Crivelli, La Necropoli di Giubiasco. Rivista archeologica dell'antica provincia e diocesi di Como 159, 1977, 5–98.

Farbtafel XXIV Seiten 80 und 81



100 (Jsérables)



100 (Lens)



100 (Vollèges)



100 (Siders)



100 (Leukerbad)



101

100 *Massiver Silberschmuck aus dem Wallis*, mehrheitlich um 200 bis 100 v.Chr.

#### Jsérables

- Armspange aus Silber. Besteht aus einem einzigen zusammengedrehten und geknoteten Draht, von dem weder Anfang noch Ende sichtbar ist. – Dm. 8,4 cm; Gew. 158,5 g. – Bern, Bernisches Historisches Museum.

#### Vollèges «Le Levron»

- Armspange aus Silber. Hergestellt aus einem einzigen Draht. – Dm. 5,1 cm; Gew. 6,0 g. – Sitten, Archäologisches Museum des Wallis.

#### Lens «La Bouilletaz»

- Schaukelarmring aus Silber. Aus rundem Silberdraht. – Dm. 5,5 cm; Gew. 16,0 g. – Sitten, Archäologisches Museum des Wallis.

#### Siders «Cûchon»

- Armspange aus Silber. Der Körper und die kräftigen Buckel sind innen hohl. – Dm. 5,9 cm; Gew. 140,9 g. – Zürich, Schweizerisches Landesmuseum.

#### Leukerbad

- Armring aus Silber. Der Ringkörper sowie der herausnehmbare Verschluss mit kräftigen Buckeln sind hohl. – Dm. 5,9 cm; Gew. 150,4 g. – Zürich, Schweizerisches Landesmuseum.

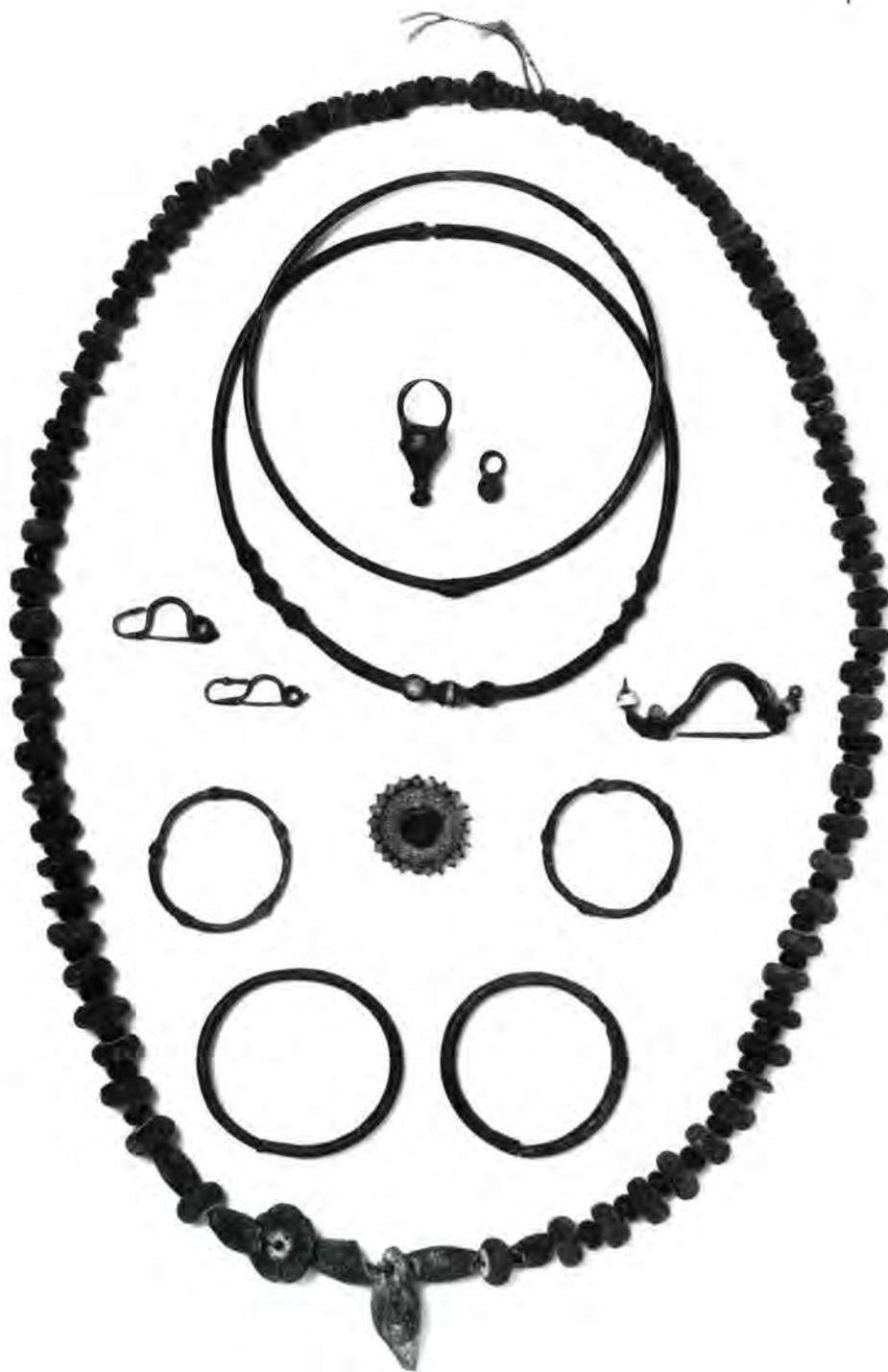
Literatur: S. Peyer, Zur Eisenzeit im Wallis, Bayerische Vorgeschichtsblätter 45, 1980, 59–76; G. Kaenel und S. Peyer, in: Le Valais avant l'histoire (1986) 112–123.

101 *Massiver Silberschmuck aus dem Berner Oberland* um 200 v.Chr.

#### Oberhofen «Schönörtli», Kt. Bern

- Spiralfingerring aus Silber. Außen ein Mittelgrat mit feinen, D-förmigen Punzen. – Dm. 1,7 cm; Gew. 7,8 g.
- Spiralfingerring aus Silber. Außen glatt. – Dm. 1,8 cm; Gew. 10,5 g.
- Spiralfingerring aus Silber. Außen glatt. – Dm. 1,7 cm; Gew. 13,7 g.
- Spiralfingerring aus Silber. Außen glatt. – Dm. 2,0 cm; Gew. 12,7 g.
- Spiralfingerring aus Silber. Außen glatt. – Dm. 1,8 cm; Gew. 7,2 g.

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Literatur: G. de Bonstetten, Recueil d'Antiquités Suisses (1855) 48. Pl. 28.



102a



102b

Saint-Sulpice «En Pétoleyres», Kt. Waadt um 400 v.Chr.

Der größte keltische Friedhof der Westschweiz wurde in den Jahren 1912 bis 1914 bei Saint-Sulpice abgedeckt. Er umfaßt rund 100 Gräber.

Zwar war das Skelett von Grab 48 fast ganz vergangen, jedoch konnte seine Länge mit 1,40 m festgehalten werden. Diese Körperhöhe spricht für eine jugendliche, noch im Wachstum stehende Person – aufgrund des Schmuckes handelt es sich um ein Mädchen.

102 Scheibenfibel mit Goldfolienüberzug, einer Bernsteinperle im Zentrum und radialen Korallenkügelchen. Grundplatte und Befestigungsvorrichtung bestehen aus Bronze. Am Hals. – Dm. 4,1 cm; Gew. 18,4 g.

- Halsring aus Bronze. Mit weißen Einlagen (aus Knochen?) und Steckverschluß im Nacken.
- Diadem(?). Geschlossener Bronzereif.
- Halskette aus 157 Perlen aus Bernstein und Glas.
- Fibel aus Bronze mit Auflagen aus roter Koralle. Auf der Brust.
- Zwei Fibeln aus Bronze (Typ Marzabotto). Beim Becken.
- Zwei Anhänger in «Körbchenform» aus Bronze. Auf der Höhe des Nabels.
- Zwei Armringe aus massiver Bronze.
- Zwei Beinringe aus Bronzeblech.

Lausanne, Musée cantonal d'archéologie et d'histoire. – Literatur: J. Gruaz, Le cimetière gaulois de Saint-Sulpice (Vaud). ASA 16, 1914, bes. 268f.; F. Müller, Die frühlatènezeitlichen Scheibenhalsringe. Römisch-Germanische Forschungen 46, 1989, 104.



Giubiasco, Kt. Tessin  
um 300 v.Chr.

Bei der Ausgrabung der großen Nekropole von Giubiasco im Jahre 1901 wurden einige Gräber besonders zuverlässig untersucht und eingehend dokumentiert. Grab 110 war sorgfältig mit Steinplatten eingefasst und abgedeckt. Sämtliche Knochen waren vergangen. Die Tragweise der Schmuckstücke kann aufgrund ihrer Lage im Grab rekonstruiert werden. Ihre Art und ihre Anzahl lassen auf eine weibliche Person schließen. Zu Füßen der Toten standen zwei Keramikgefäße.

103 *Schmuckstücke:*

- Bronzener Halsring mit umgebogenen Enden.

- 103
- Halskette aus 32 Bernsteinperlen.
  - Zwei Ohrgehänge mit Bernsteinperlen.
  - Vier Fibeln (Typ Sanguisuga). Auf Schulter und Hals.
  - Drei Bronzearmringe. Am linken Arm.
  - Gürtelring(?) aus Eisen. Bei rechter Hand.
  - Gehänge aus acht Glasperlen und neun Wulstringen sowie einem schwalbenschwanz- und einem zahnradförmigen Anhänger. Eisenfragmente und Gewebereste. Beim rechten Knie.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum. – Literatur: R. Ulrich, Die Gräberfelder in der Umgebung von Bellinzona, Kt. Tessin (1914).



104

Frauenfeld-Langdorf, Kt. Thurgau  
um 150 v.Chr.

Beim Abbau von Kies in einer Grube wurden immer wieder Gräber zerstört bis ein erstes um 1908 ordentlich untersucht werden konnte. Vom Skelett waren noch die Beinknochen und der Schädel vorhanden, welcher auf eine Frau schließen ließ, die im Alter zwischen 30 und 40 Jahren gestorben war.

Bei den Kelten erhielten die Toten nur selten eine Goldmünze mit ins Grab, welche diese auf ihrer Reise ins Jenseits zu benötigen schienen.

- 104 *Goldmünze.* Viertelstater vom Typus Horgen-Unterentfelden. Vorderseite: Kopf mit Lorbeerkranz; Rückseite: Pferd und Lenker mit Treibstock; Beizeichen Rolltier. Lag angeblich «zwischen den Zähnen». – Dm. 1,58 cm; Gew. 1,89 g; Stempelstellung 45°.
- Große Fibel aus Bronze, dem Typ Mötschwil nahestehend. Beim Schädel.
  - Zwei kleine Fibeln aus Bronze. Auf der Brust.
  - Zwei Bernsteinperlen unterschiedlicher Größe. In der Taillengegend.
  - Armring aus blauem Glas. Am linken Ellenbogen.
  - Armring aus Bronzeblech. Am linken Handgelenk.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum. – Literatur: D. Viollier, Die gallischen Gräber in Langdorf bei Frauenfeld (Thurgau). ASA 12, 1910, 1–6; Castelin 1976, Nr. 894; Polenz 1982, 74f.

Wird Bronzeschmuck ständig getragen oder gar regelmäßig gereinigt und poliert, so erhält er einen Glanz, der echtem Gold ganz ähnlich ist. Die grüne Patina der archäologischen Bodenfunde entstand erst durch die Lagerung im Boden.

Die 1991 hergestellten originalgetreuen Schmuckkopien werden von drei Figuren getragen, die so weit wie möglich ihren ehemaligen Besitzerinnen aus Saint-Sulpice VD, Giubiasco TI und Frauenfeld TG nachgebildet worden sind. Die unterschiedlichen Schmuckgarnituren entsprechen dem Modegeschmack der jeweiligen Zeit.

Die Kleider wurden nach der Tragweise der Fibeln, so wie diese in Originallage im Grab angetroffen worden sind, rekonstruiert. Noch in römischer Zeit ist dieselbe Frauenkleidung im Mittelrheingebiet und in Pannonien auf Grabsteinen dargestellt. Vereinzelt Originalkleider haben sich in dänischen Mooren erhalten.

Über einem geschneiderten Untergewand wurde ein röhrenförmiges Kleid getragen, das auf Schulter und Brust durch Fibeln zusammengehalten wird. Bei einer überlangen «Röhre» kann ihr oberes Ende umgestülpt und auf der Brust in doppelter Lage getragen werden. In Griechenland nannte man dieses Kleidungsstück «Peplos».

105 *Nachbildung eines Mädchens aus Saint-Sulpice um 400 v. Chr.*

106 *Nachbildung einer erwachsenen Frau aus Giubiasco um 300 v. Chr.*

107 *Nachbildung einer Frau zwischen 30 und 40 Jahren aus Frauenfeld um 150 v. Chr.*



105–107



106

## V. KELTISCHE MÜNZEN

Hortensia von Roten

## Erläuterungen zum Münzkatalog

Die hier vorgestellte Auswahl von Münzen gibt einen repräsentativen Überblick über die hierzulande gefundenen keltischen Goldmünzen, die entweder von den Kelten im Gebiet der heutigen Schweiz geprägt wurden oder hier seinerzeit zirkulierten. Sie decken einen Zeitraum von etwa 200 Jahren; vom ausgehenden 3. Jahrhundert bis zum Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr.

Die Münzen sind erst nach typologischen, dann nach geographischen Gesichtspunkten gruppiert. Da sie zum großen Teil aus den Beständen des Schweizerischen Landesmuseums stammen, wurde im wesentlichen die von Karel Castelin in seiner Publikation *Keltische Münzen – Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich* (1976) vorgeschlagene Anordnung übernommen, auch wenn verschiedenes weiterhin zur Diskussion steht.

Bei jeder Münze sind Münzeinheit, Metall, Gewicht, Durchmesser und Stempelstellung angegeben. Diesen Angaben folgt jeweils eine Beschreibung der Vorder- bzw. Rückseite.

## Das griechische Vorbild

Der Goldstater des Philipp II. von Makedonien (359–336 v. Chr.)



- 108 Stater, Au, 8,62 g, 18,7 mm, 330°  
 Philipp II. von Makedonien, 359–336 v. Chr.  
 Vs. Apollokopf mit Lorbeerkranz n. r.  
 Rs. Zweigespann n. r., Lenker mit Peitsche, unter den Pferden Dreizack, unter der Bodenlinie der Herrschernamen Philipp in griechischer Schrift.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Slg. Amiet.

Literatur: Jenkins 1972, Abb. 232/235.

Farbtafel XXVI Seite 89

Frühe Nachprägungen des  
 Philipper-Staters  
 Ab 3. Jahrhundert v. Chr.



- 109 Stater, Au, 8,45 g, 18,0 mm, 330°  
 Vs. Kopf mit Lorbeerkranz n. r.  
 Rs. Zweigespann n. r., Lenker mit Peitsche, unter den Pferden Kantharos, unter der Bodenlinie Inschrift.  
 Fundort: «Am Oberrhein».

New York, The American Numismatic Society, Inv.Nr. 944.100.71839. – Literatur: Allen 1974, Nr. 7.



110

111



- 110 Stater, Au, 8,40 g, 19,1 mm, 135°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 109.  
Fundort: Stein am Rhein, Kt. Schaffhausen.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1149. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 374.

- 111 Stater, Au, 8,32 g, 18,6 mm, 360°  
Vs. Im Perlkreis (?) belorbeerter Kopf n. r.  
Rs. Ähnlich wie Kat. 109, Ornament hinter dem Lenker, unter den Pferden undeutliches Monogramm.  
Fundort: Bei Basel.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1418. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 377.

- 112 Stater, Au, 8,34 g, 16,9 mm, 45°  
Vs. Ähnlich wie Kat. 109.  
Rs. Ähnlich wie Kat. 109, unter den Pferden Dreizack.  
Fundort: Kt. Zürich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. ZB 1031. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 379.

Farbtafel XXVI Seite 89

- 113 Stater, Au, 8,35 g, 18,6 mm, 315°  
Vs. Lockenkopf n. l., tiefer Einrieb.  
Rs. Zweigespann n. l., Lenker mit Peitsche, unter den Pferden undeutliches Beizeichen, unter der Bodenlinie verwilderte Inschrift.  
Fundort: Bregenz, Österreich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1152. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 380.

- 114 Halbstater, Au, 4,12 g, 15,1 mm, 315°  
Vs. Kopf mit Lorbeerkrantz n. r.  
Rs. Zweigespann mit Lenker n. r., unter den Pferden Monogramm und Blitz, unten Inschrift und Ähre.  
Fundort: Stäfa, Kt. Zürich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1194. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 382.

- 115 Viertelstater, Au, 2,13 g, 12,3 mm, 45°  
Vs. Kopf mit Lorbeerkrantz n. r.  
Rs. Pferd n. r., Wagenlenker mit Peitsche, unter dem Pferd Monogramm, Blitz und Blatt.  
Fundort: Bei Neuenburg.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. M 12982. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 385.

- 116 Viertelstater, Au, 2,03 g, 11,2 mm, 225°  
Vs. Lockenkopf n. r., Einrieb.  
Rs. Ähnlich wie Kat. 115, unter dem Pferd Strahlenscheibe und Blitz, unten Inschriftspuren.  
Fundort: Stäfa, Kt. Zürich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1183. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 389.

- 117 Viertelstater, Au, 2,05 g, 13,8 mm, 270°  
Vs. Ähnlich wie Kat. 115.  
Rs. Zweigespann mit Lenker n. r., unter den Pferden sechspeichiges Rad.  
Fundort: Stäfa, Kt. Zürich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1182. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 399.

- 118 Viertelstater, Au, 2,07 g, 11,9 mm, 360°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 115.  
Fundort: Stäfa, Kt. Zürich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1189. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 402.

- 119 Viertelstater, Au, 1,91 g, 12,6 mm, 45°  
Vs. Ähnlich wie Kat. 115.  
Rs. Pferd mit Lenker n. r., unter dem Pferd Monogramm AP.  
Fundort: Morges, Kt. Waadt.

Lausanne, Cabinet des médailles, Inv. Nr. 283. – Literatur: Allen 1974, Nr. 23.

- 120 Viertelstater, Au, 2,01 g, 12,2 mm, 315°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 115 bzw. Kat. 119.  
Fundort: Tägerwilten, Kt. Thurgau.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 42. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 404.

- 121 Viertelstater, Au, 2,05 g, 11,6 mm, 45°  
Vs. Ähnlich wie Kat. 115.  
Rs. Zweigespann n. r., Lenker mit Peitsche, unter den Pferden Kantharos, unten Inschriftspuren.  
Fundort: Muttentz, Kt. Baselland.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 43. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 405.

- 122 Viertelstater, Au, 2,04 g, 12,4 mm, 270°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 115 bzw. Kat. 121.  
Fundort: Niederweningen «Guggach», Kt. Zürich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. M 8722. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 406.



112



114



116



118



113



115



117



119



123 Stater, Au, 7,86 g, 16,5 mm, 270°  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz n. r., Perlkreis als Ohrring.  
Rs. Pferd mit Lenker n. l., unten Triskeles.  
Fundort: In der Birs bei Basel.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1154. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 409.

124 Viertelstater, Au, 1,99 g, 11,2 mm, 45°  
Vs. Kopf n. r., kaum sichtbar.  
Rs. Zweigespann mit Lenker n. l., über den Pferdeköpfen zwei Ringel, unten Ähre.  
Fundort: Val de Ruz bei Neuenburg.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 20. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 413.

125 Viertelstater, Au, 1,90 g, 12,8 mm, 45°  
Vs. Lockenkopf n. r.  
Rs. Pferd mit Lenker n. r., unter dem Pferd Punkte.  
Fundort: Bei Aarburg, Kt. Aargau.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. +A K 4. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 420.

126 Stater, Elektron, 7,39 g, 19,8 mm, 90°  
Vs. Kopf mit groben Locken n. r.  
Rs. Zweigespann n. r., darüber Lenker (?) und liegendes Kreuz.  
Fundort: Kt. Wallis.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1153. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 430.

### Regionale Goldprägung Ab 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr.

#### Nordost- und Zentralschweiz

Viertelstater mit Rolltier,  
Typus Horgen-Unterefelden

127 Viertelstater, Au, 1,93 g, 16 mm, 150°  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz n. r., S-förmige Stirnlocke.  
Rs. Galoppierendes Pferd n. l., Lenker mit Peitsche, vor dem Pferdekopf Halbmond, unter dem Pferd Rolltier, unter der Bodenlinie verwilderte Inschrift.  
Fundort: Unbekannt.

Oxford, Ashmolean Museum, Christ Church 222. –  
Literatur: Allen 1974, Nr. 134.

128 Viertelstater, Au, 1,90 g, 17,5 mm, 225°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 127.  
Fundort: Leuggern, Kt. Aargau.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 30. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 878.

129 Viertelstater, Au, 1,89 g, 14,9 mm, 225°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 127.  
Fundort: Windisch, Kt. Aargau.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 27. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 880.

130 Viertelstater, Au, 1,85 g, 16,0 mm, 225°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 127.  
Fundort: Freiamt, Kt. Aargau.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 31. – Literatur: Castelin 1986, Nr. 882.

131 Viertelstater, Elektron, 1,82 g, 15,7 mm, 270°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 20.  
Fundort: Bei Rheinau, Kt. Zürich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 39. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 888.

132 Viertelstater, Au, 1,82 g, 16,0 mm, 225°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 127.  
Fundort: Seeb, Kt. Zürich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 38. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 889.

133 Viertelstater, Au, 1,93 g, 14,6 mm, 225°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Nr. 127.  
Fundort: Stadt Zürich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 34. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 891.

#### Farbtafel XXVI Seite 89

134 Viertelstater, Au, 1,89 g, 16,0 mm, 225°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Nr. 127.  
Fundort: Steinegg (Steineggersee), Kt. Thurgau.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 37. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 895.

135 Viertelstater, Au, 1,92 g, 14,7 mm, 225°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Nr. 127.  
Fundort: Zürich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. ZB 1032. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 899.

#### Nordwest- und Westschweiz

136 Viertelstater, Au, 1,93 g, 16,3 mm, 270°  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz und Wangenschmiff n. r.  
Rs. Zweigespann mit Lenker n. r., unter den Pferden liegende Acht, unten verwilderte Inschrift.  
Fundort: La Tène (Marin-Epagnier), Kt. Neuenburg

Biel, Museum Schwab, Inv. Nr. 3098. – Literatur: Allen 1974, Nr. 99.

137 Viertelstater, Au, 1,91 g, 15 mm, 225°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 136.  
Fundort: La Tène, Kt. Neuenburg.

Neuenburg, Musée d'art et d'histoire, Inv. Nr. 2354.  
Literatur: Allen 1974, Nr. 108.

138 Viertelstater, Au, 1,85 g, 16,0 mm, 160°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 136.  
Fundort: Unbekannt.

Lausanne, Cabinet des médailles, Inv. Nr. 310. – Literatur: Allen 1974, Nr. 102.

139 Viertelstater, Au, 1,91 g, 15,15 mm, 240°  
Vs. Ähnlich wie Kat. 136.  
Rs. Ähnlich wie Kat. 136, unten vierspeichiges Rädchen.  
Fundort: Unbekannt.

Bern, Bernisches Historisches Museum, Inv. Nr. 149.  
Literatur: Allen 1974, Nr. 105.

140 Viertelstater, Au, 1,91 g, 15,8 mm; 45°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 136 bzw. Kat. 139.  
Fundort: La Tène, Kt. Neuenburg.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1170. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 921.

141 Viertelstater, Au, 1,97 g, 16,0 mm, 270°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 136 bzw. Kat. 139.  
Fundort: Unbekannt.

New York, The American Numismatic Society, Inv. Nr. 944.100.71840. – Literatur: Allen 1974, Nr. 109.

142 Viertelstater, Elektron, 1,77 g, 14 mm, 30°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 29.  
Fundort: Unbekannt.

Basel, Historisches Museum, Inv. Nr. 1918.5329.  
Literatur: Allen 1974, Nr. 104.



120



121



122



123



124



125



126



127



128



129



130



131



132



133



134



135



136



137



138



139



140



141



142



143



- 143 Viertelstater, Elektron, 1,84 g, 13,6 mm, 90°  
Vs. Ähnlich wie Kat. 136 mit S-förmigem Ohr.  
Rs. Ähnlich wie Kat. 136.  
Fundort: La Tène, Kt. Neuenburg.  
Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1185. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 934.
- 144 Stater, Au, 7,92 g, 26 mm, 45°  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz n. r., Wangenschmiff und volutenförmige Stirnlocke.  
Rs. Zweigespann mit Lenker n. r., unter den Pferden undeutliches Beizeichen, unten Inschriftspuren.  
Fundort: La Tène, Kt. Neuenburg.  
Neuenburg, Musée d'art et d'histoire, Inv. Nr. 2355.  
Literatur: Allen 1974, Nr. 40.
- 145 Stater, Au, 7,78 g, 24,0 mm, 360°  
Vs. Ähnlich wie Kat. 144 mit S-förmigem Ohr.  
Rs. Zweigespann mit Lenker n. r., unter den Pferden siebenblättrige Rosette, unten Inschriftspuren.  
Fundort: La Tène, Kt. Neuenburg.  
Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. Amiet 84. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 933.
- 146 Stater, Au, 7,69 g, 26,44 mm, 210°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 144 bzw. Kat. 145.  
Fundort: «Wahrscheinlich Schweiz».  
Bern, Bernisches Historisches Museum, Inv. Nr. 144.  
Literatur: Allen 1974, Nr. 42.
- 147 Stater, Au, 7,70 g, 26,0 mm, 180°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 144.  
Fundort: «Wahrscheinlich Schweiz».  
New York, The American Numismatic Society, Inv. Nr. 1944.100.71837. – Literatur: Allen 1974, Nr. 43.
- 148 Viertelstater, Au, 1,99 g, 15,9 mm, 225°  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz n. r., kleine Stirnlocke.  
Rs. Galoppierendes Pferd mit Lenker n. r., davor kleiner Ringel, unter dem Pferd Rosette aus sechs Punkten mit Mittelpunkt, unten Inschriftspuren.  
Fundort: Unbekannt.  
Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. M 12985. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 932.
- 149 Viertelstater, Au, 1,88 g, 14,5 mm, 270°  
Vs. Ähnlich wie Kat. 148  
Rs. Ähnlich wie Kat. 148, Rosette aus vier Punkten.  
Fundort: La Tène, Kt. Neuenburg.  
Neuenburg, Musée d'art et d'histoire, Inv. Nr. 2357.  
Literatur: Allen 1974, Nr. 116.
- 150 Stater, Au, 7,98 g, 27,2 mm, 210°  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz und Stirnlocke n. r.  
Rs. Zweigespann mit Lenker n. l., unter den Pferden Triskeles und Blitz, unter dem Wagen Schrägkreuz.  
Fundort: «Gegend von Winterthur».  
Winterthur, Münzkabinett der Stadt Winterthur, Inv. Nr. 94. – Literatur: H. Bloesch, Griechische Münzen in Winterthur, Bd. 1, Winterthur 1987, Nr. 94; Allen 1974, Nr. 46.
- 151 Viertelstater, Au, 1,91 g, 18,4 mm, 240°  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz und Stirnlocke n. r.  
Rs. Galoppierendes Pferd mit Lenker n. r., unter dem Pferd Triskeles, unten Inschriftspuren.  
Fundort: «Wohl Umgebung Basel».  
Basel, Historisches Museum, Inv. Nr. 1918.5333.  
Literatur: Allen 1974, Nr. 121.
- 152 Viertelstater, 1,94 g, 14 mm, 225°  
Vs. Kopf ohne Lorbeerkranz n. r., wulstiger Halsabschnitt.  
Rs. Galoppierendes Pferd mit Lenker n. l., darunter Triskeles.  
Fundort: La Tène, Kt. Neuenburg.  
Neuenburg, Musée d'art et d'histoire, Inv. Nr. 2356. –  
Literatur: Allen 1974, Nr. 125.
- 153 Viertelstater, Au, 1,94 g, 16,2 mm, 45°  
Vs. Kopf n. r. mit Lorbeerkranz und Stirnlocke.  
Rs. Pferd mit Lenker n. r., unter dem Pferd «Rosette auf Punkt», unter der Bodenlinie Inschriftspuren.  
Fundort: Kt. Aargau.  
Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 41. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 925.
- 154 Viertelstater, Au, 1,89 g, 15 mm, 90°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 153.  
Fundort: Euren, Kr. Trier, Deutschland.  
Trier, Rheinisches Landesmuseum, Inv. Nr. 1934. 5.  
Literatur: Polenz 1982, S. 86; Allen 1974, Nr. 142.
- 155 Viertelstater, Au, 1,77 g, 17 mm, 90°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 153,  
Fundort: Unbekannt.  
Oxford, Ashmolean Museum, Christ Church 224. – Literatur: Allen 1974, Nr. 147.  
Farbtafel XXVI Seite 89
- 156 Viertelstater, Au, 1,41 g (ausgebrochen), 15 mm, 240°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Nr. 153.  
Fundort: «Evtl. La Tène, Kt. Neuenburg».  
Neuenburg, Musée d'art et d'histoire, Inv. Nr. 926. – Literatur: Allen 1974, Nr. 154.
- 157 Viertelstater, Au, 1,55 g, 14,3 mm, 225°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 153.  
Fundort: Bei Rheinau, Kt. Zürich.
- Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 40. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 930.
- 158 Stater, Au, 7,69 g, 25 mm, 270°, stark geschüsselt.  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz und Stirnlocke n. r.  
Rs. Zweigespann mit Lenker n. r., unter den Pferden «Rosette auf Punkt», unter der Bodenlinie Inschriftspuren aus Punkten und Strichen.  
Fundort: Kreenheinstetten, Kr. Meßkirch, Deutschland.  
Karlsruhe, Badisches Landesmuseum, Inv. Nr. 11 409. –  
Literatur: Allen 1974, Nr. 50; F. Wielandt, Keltische Fundmünzen aus Baden, in: Jahrbuch für Numismatik und Geldgeschichte 14, 1964, Nr. 26.
- 159 Stater, Au, 7,34 g, 23,3 mm, 250°, stark geschüsselt.  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz n. r., vor dem Mund schlangenförmiges Zeichen mit drei Punkten.  
Rs. Ähnlich wie Kat. 158.  
Fundort: Augst, Kt. Baselland.  
Augst, Römermuseum, Inv. Nr. 1952.361. –  
Literatur: Furger 1987, Fig. 4; Allen 1974, Nr. 53.
- 160 Viertelstater, Elektron, 1,78 g, 14,5 mm, 270°  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz n. r.  
Rs. Pferd mit Lenker n. r., darunter S-Volute, unten Blitz.  
Fundort: Estavayer, Kt. Freiburg.  
Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1218. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 935.

161 Viertelstater, Elektron, 1,61 g, 14,8 mm, 315°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 160.  
Fundort: Auvèrnier, Kt. Neuenburg.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1172. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 936.

#### Südwest- und Westschweiz

Das griechische Vorbild:  
Der Goldstater des Alexander III.,  
der Große von Makedonien (336–323 v.Chr.)

162 Stater, 8,35 g, 17,7 mm, 120°  
Alexander III., der Große von Makedonien.  
Vs. Athenakopf mit korinthischem Helm n.r.  
Rs. Geflügelte Nike n.l., in der linken Hand einen Kreuzstab (Stylis), in der rechten einen Lorbeerkranz, darunter Dreizack, senkrecht der Herrschernamen Alexander in griechischer Schrift.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Slg. Amiet 2507. – Literatur: Jenkins 1972, Abb. 506/507 (Stater).

#### Statere vom «Freiburger Typus»

163 Stater, Au, 7,31 g, 18 mm  
Vs. Stark barbarisiertes Kopfbild n.l., das Auge als Kugel, die Haare als sich kreuzende Striche.  
Rs. Im vertieften Rand einfache Strichzeichnung.  
Fundort: Sorens, Kt. Freiburg.

Freiburg, Service archéologique du canton de Fribourg, Inv.Nr. 360. – Literatur: N. Peissard, Carte archéologique du canton de Fribourg, Fribourg 1941, S. 89; Vgl. Castelin 1976, Nr.939.

#### Farbtafel XXVI Seite 89

164 Stater, Au, 7,17 g, 18,2 mm  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Nr. 56.  
Fundort: Corpataux, Kt. Freiburg.

Freiburg, Service archéologique du canton de Fribourg, Inv.Nr. 500. – Literatur: Pautasso 1972, S. 41, Nr.1.

165 Stater, Au, 7,33 g, 18,3 mm  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Nr. 56.  
Fundort: Vully (Unteres Broyetal), Kt. Freiburg.

Freiburg, Service archéologique du canton de Fribourg, Inv.Nr. 362. – Literatur: H. Schwab, Archéologie de la 2e correction des eaux du Jura, Vol. I: Les Celtes sur la Broye et la Thielle, Archéologie fribourgeoise, Fribourg 1990, S. 260; Vgl. Castelin 1976, Nr.939.

166 Stater, Au, 7,53 g, 19,3 mm  
Vs. Ähnlich wie Kat. 163.  
Rs. Ähnlich wie Kat. 163, undeutlich.  
Fundort: Fraidaigues/St.Prex, Kt. Waadt.

Lausanne, Cabinet des médailles, Inv.Nr. 358. – Literatur: A. Pautasso, Le monete preromane dell'Italia settentrionale, Varese 1966, Abb. 537.

167 Stater, Au, 7,09 g; 17,3 mm  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 163.  
Fundort: Cudrefin, Kt. Waadt.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 498. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 939.

168 Stater, Au, 8,08 g, 18,5 mm  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 166.  
Fundort: Niederbipp, Kt. Bern.

Stadt Solothurn, Inv. Nr. 1946.38. – Literatur: von Kaenel 1972, S. 105; Vgl. Castelin 1976, Nr. 937.

169 Stater, Au, 7,15 g; 19,1 mm  
Vs. Ähnlich wie Kat. 163.  
Rs. Einfache geometrische Zeichnung mit kleinem Kreis mit Mittelpunkt.  
Fundort: Unbekannt.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. Dep. 3084.66. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 938.

#### Stater der Ueberer (Wallis)

170 Stater, 6,67 g, 22,2 mm, 100°  
Vs. Ähnlich wie Kat. 165.  
Rs. Ähnlich wie Kat. 169, zwischen den zwei Geraden die Inschrift NDIKOV.  
Fundort: Collombey, Kt. Wallis.

Lausanne, Cabinet des médailles, Inv.Nr. 357. – Literatur: Pautasso 1972, S.41; Vgl. A. Geiser, Keltische Münzprägung der Spätlatènezeit im Wallis (2.–1. Jh.v.Chr.), in: Das Wallis vor der Geschichte 14 000 v.Chr. – 47 n.Chr., Ausstellungskatalog, Sitten Kantonsmuseen 23.Mai–28 September 1986, S. 334.

## Nicht näher lokalisierbare Goldmünzen 2./1. Jahrhundert v.Chr.

### Schweizer Mittelland – Jura – Franche Comté

171 Stater, Au, 7,62 g, 25,78 mm, 150°  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz n.r..  
Rs. Zweigespann mit Lenker n.l., unter dem Pferd Vierblatt, darunter Punkt mit seitlichen Blättern, unter der Bodenlinie undeutliche Schriftzeichen.  
Fundort: Hagneck, Kt. Bern.

Bern, Bernisches Historisches Museum, Inv. Nr. 145.– Literatur: Allen 1974, Nr.55.

172 Stater, Au, 7,63 g, 24,7 mm, 165°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Nr. 64.  
Fundort: Wangen an der Aare, Kt. Bern.

Stadt Solothurn, Inv.Nr. 1926.17. – Literatur: Vgl. Allen 1974, Nr. 55.

173 Viertelstater, Elektron, 1,93 g, 16,0 mm, 45°  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz und Stirnlocke n. r..  
Rs. Pferd mit Lenker n. l., unter dem Pferd vierblättrige Blüte und Punkt mit zwei seitlichen Blättern.  
Fundort: Goldscheuer, Kr. Offenburg, Deutschland.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1169. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 852.

174 Viertelstater, Elektron, 1,58 g, 12,0 mm, 315°  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz n. r.  
Rs. Pferd mit Lenker n. l., unbestimmtes Beizeichen.  
Fundort: Zürich, Limmat/Gemüsebrücke, Kt. Zürich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1219. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 853.

175 Stater, Elektron, 7,47 g, 24,7 mm, 45°, schüsselförmig.  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz und Stirnlocke n.r..  
Rs. Zweigespann mit Lenker n. l., darunter vierspeichiges Rad.  
Fundort: Kt. Bern.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 25. – Literatur: Castelin 1976, Nr.845.



144



145



146



147



148



149



150



151



152



153



154



155



156



157



158



159



160



161



162



163





168



169



170



171



172



173



174



175



176



177



178



179



180



181



182



183



176 Stater, Elektron, 6,88 g, 24,0 mm, 45°, schüsselförmig.

Vs. In Kreis aus kleinen Halbmonden Kopf mit Lorbeerkranz n.r.

Rs. Galoppierendes Pferd mit Lenker n.l., darunter gestrichelter Halbmond und Punktreihe.

Fundort: Belfort, Frankreich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1203. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 847.

177 Stater, Elektron, 7,33 g, 23,2 mm, 135°, schüsselförmig.

Vs. Kopf mit Lorbeerkranz n.l., doppel-  
liniger Halsabschnitt.

Rs. Pferd mit Lenker n.l., darunter Kreuz-  
stern.

Fundort: Kt. Aargau.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 23. – Literatur: Castelin 1976, Nr.848.

178 Stater, Elektron, 7,43 g, 22,7 mm, 45°, schüsselförmig.

Vs. Ähnlich wie Kat. 177, unter dem Ohr  
S-Volute.

Rs. Ähnlich wie Kat. 177, vor dem Pferd  
ein Halbmond.

Fundort: Bei Schaffhausen.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 24. – Literatur: Castelin 1976, Nr.849.

179 Viertelstater, Elektron, 1,48 g, 14,9 mm, 360°, schüsselförmig.

Vs. Kopf mit Lorbeerkranz n.r.

Rs. Zweigespann mit Lenker n.r., unter  
den Pferden Triskeles mit Punkten in den  
Winkeln.

Fundort: Unbekannt.

Basel, Historisches Museum, Inv.Nr. 1918.5335.  
Literatur: Allen 1974, Nr.180.

180 Viertelstater, Au, 1,87 g, 16,5 mm, 270°

Vs. Kopf mit Lorbeerkranz n.r.

Rs. Pferd mit Lenker n.r., unter dem Pferd  
drei Punkte.

Fundort: Unbekannt

Oxford, Ashmolean Museum, Christ Church  
223. –

Literatur: Allen 1974, Nr.196.

181 Viertelstater, Ag, vergoldet, 1,45 g, 14,7  
mm, 315°

Vs. Lockenkopf mit Lorbeerkranz n.r.

Rs. Pferd mit Lenker n.r., darunter Dolch  
und Blitz.

Fundort: Unbekannt.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1216. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 861.

182 Stater, Elektron, 6,63 g, 22,5 mm, 360°  
Vs. Lockenkopf mit Lorbeerkranz n.r.  
Rs. Zweigespann mit Lenker n. r., unter den Pferden vierspeichiges Rad.  
Fundort: Unbekannt.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. M11256. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 869.

*Süddeutsche «Regenbogenschüsselchen»*

183 Stater, Au, 7,49 g, 18,2 mm.  
Vs. Zwei Viertelkreise aus Halbmonden, in der Mitte rundlicher Vogelkopf.  
Rs. Offener Torques, darin fünf Kugeln.  
Fundort: Basel (Saint-Louis ?).

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM AB 2254. – Literatur: Furger 1982, S. 18, Nr.91; Castelin 1976, Nr.1070.

184 Stater, Au, 7,55 g, 19,4 mm  
Vs. Ähnlich wie Kat. 183.  
Rs. Kreuzstern mit zwei Kugeln und zwei gegenläufigen Voluten.  
Fundort: Saint-Louis bei Basel (?)

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1161. – Literatur: Furger 1982, S.18, Nr.92; Castelin 1976, Nr.1073.

185 Stater, Au, 7,61 g, 18,1 mm.  
Vs. Rolltier n.l.  
Rs. Volutenornament.  
Fundort: «Bei Basel» (Saint-Louis?).

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 496. – Literatur: Furger 1982, S.15, Nr.41; Castelin 1976, Nr.1078.

186 Stater, Au, 7,50 g, 18,0 mm.  
Vs. Ähnlich wie Nr. 183 (ohne Vogelkopf).  
Rs. In Torques sechs Kugeln.  
Fundort: Bei Aarberg, Kt. Bern.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. +A K1. – Literatur: Castelin 1976, Nr.1080.

187 Stater, Au, 7,34 g, 16,6 mm.  
Vs. Palmette  
Rs. Torquesartiger Bogen, der oben durch zwei Halbkreise mit Kugelenden geschlossen ist, darin drei Kugeln.  
Fundort: Aargauische Rheingegend, Kt. Aargau.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 497. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 1087.

*Farbtafel XXVI Seite 89*

188 Viertelstater, Au, 1,86 g, 12,5 mm.  
Vs. Abgesetzter, glatter Buckel.  
Rs. Glatte Fläche.  
Fundort: Marthalen, Kt. Zürich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 524. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 1088.

189 Viertelstater, Au, 2,02 g, 12,9 mm.  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 188.  
Fundort: Luzern.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. M 8173. – Literatur: Castelin 1976, Nr.1089.

190 Stater, Elektron, 5,82 g, 18,6 mm.  
Vs. Zwei gegenständige Viertelkreise aus Halbmonden mit Ringeln an den Enden, in der Mitte dreiteiliger Wirbel.  
Rs. In Zickzack-Kreis acht Kreise im Dreieck angeordnet.  
Fundort: Lausanne, Kt. Waadt.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 499. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 1099.

*Späte «Gold»-Prägungen: Silberstater  
1. Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr.*

191 Stater, Ag, gefüttert, 6,15 g, 24,5 mm, 45°  
Vs. Lockenkopf n.r.  
Rs. Zweigespann mit Lenker n. l., unbestimmtes Beizeichen.  
Fundort: Rheinau, Kt. Zürich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 45. – Literatur: Castelin 1976, Nr.940.

192 Stater, Ag, gefüttert, 5,44 g; 26,6 mm, 315°  
Vs. Ähnlich wie Kat. 191.  
Rs. Ähnlich wie Kat. 191, unten Doppelreihe von Punkten und Zickzacklinie.  
Fundort: Bei Brugg, Kt. Aargau.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 44. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 941.

193 Stater, Ag, 5,62 g, 24,4 mm, 360°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 191.  
Fundort: Mels, Kt. St.Gallen.

St. Gallen, Historisches Museum, Inv.Nr. M 10004. –  
Literatur: J. Egli und L. Naegeli, Die im Kanton St. Gallen gefundenen römischen Münzen, St Gallen 1933, S.7, Nr. 2.

194 Stater, Ag, 5,46 g, 25,98 mm, 120°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 191.  
Fundort: Bern-Engehalbinsel, Kt. Bern.

Bern, Bernisches Historisches Museum, ohne Inv.Nr. – Literatur: Allen 1974, Nr. 69; Furger/von Kaenel 1976, S. 51.

195 Stater Fragment, Ag, 3,23 g, 24,2 mm, 120°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 191.  
Fundort: Bern-Engehalbinsel, Kt. Bern.

Bern, Bernisches Historisches Museum, ohne Inv.Nr. – Literatur: H.-M. von Kaenel, Die Fundmünzen der Grabung auf der Engehalbinsel von 1967 bis 1969 JdBHM 51 – 52, 1971 – 72, Nr. 10.

196 Stater, Ag, 5,77 g, 26,69 mm, 60°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Nr. 191.  
Fundort: Bern-Engehalbinsel, Kt. Bern.

Bern, Bernisches Historisches Museum, ohne Inv.Nr. – Literatur: Allen 1974, Nr.70; Furger/von Kaenel, 1976, S. 51.

197 Stater, Ag, 5,40 g, 26 mm, 45°  
Vs. Ähnlich wie Kat. 191.  
Rs. Zweigespann n.r., darüber Kreis mit Mittelpunkt, unter den Pferden Triskeles.  
Fundort: Unbekannt.

Lausanne, Cabinet des médailles, Inv.Nr. 378. – Literatur: Allen 1974, Nr.72.

*Goldmünzen aus fernerer Gegenden*

198 Viertelstater der Mediomatrici (Ostgallien), Au, 2,0 g, 15 mm, 135°  
Vs. Kopf n. r.  
Rs. Pegasus n. r., dem Bauch entlang drei Punkte und Perlkreis, unten doppelte Punktereihe.  
Fundort: Biel, Kt. Bern.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1188. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 494.

199 Stater der Treveri (Ostgallien), Au (Vergoldung über stark legiertem Kern), 6,86 g, 20,7 mm, 225°  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz n. r., geometrisches Lockenmuster.  
Rs. Pferd mit Menschenkopf n. l., oben

Lenker, unter dem Pferd liegende geflügelte Figur.  
Fundort: Wil, Kt. St. Gallen.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1148. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 501.

200 Kugelstater der Senones (?) (Mittelgallien), Au, 7,31 g, 12,1 mm.  
Vs. Auf halbkugelig glatter Fläche Kreuzstern.  
Rs. Halbkugelig und glatt.  
Fundort: «Rheinbett», Kt. Aargau.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 493. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 706.

201 Viertelstater der Belgicae, Au, 2,08 g, 12,8 mm, 45°  
Vs. Lockenkopf n. r.  
Rs. Pferd mit Lenker n. l., darunter Perlkreis mit Mittelpunkt, unter der Bodenlinie verwilderte Schriftzeichen.  
Fundort: Yverdon, Kt. Waadt.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1184. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 356.

202 Stater der Bituriges Vivisci (Westgallien), Au, 7,78 g, 22,4 mm, 45°  
Vs. Kopf mit Lorbeerkranz n. r.  
Rs. Biga mit Lenker n. r., unter den Pferden Dreizack, unter der gebogenen Bodenlinie verwilderte Inschrift.  
Fundort: Aarau, Kt. Aargau.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1151. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 141.

203 Stater aus Böhmen, Au, 7,39 g, 17,4 mm  
Vs. Unregelmäßiger Buckel.  
Rs. Buckel mit feinen Strichen.  
Fundort: Domdidier, Kt. Freiburg.

Freiburg, Service archéologique du canton de Fribourg, Inv. Nr. 342. – Literatur: N. Peissard, Carte archéologique du canton de Fribourg, Fribourg 1941, S. 45; Vgl. Castelin 1976, Nr. 1122.

204 Stater aus Böhmen, Au, 7,01 g, 15,4 mm  
Vs. Unregelmäßiger Buckel.  
Rs. «Muschel» mit feinen Strahlen.  
Fundort: Saint Louis bei Basel.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. M 12994. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 1130.

## Silber- und Potinmünzen Ab 2. Jahrhundert

### *Oberitalienische Nachahmungen der Drachme von Massalia (Marseille)*

205 Drachme, Ag, 2,75 g, 14,0 mm, 90°  
Vs. Im Perlkreis lockiger Dianakopf n. r.  
Rs. Skorpionförmiger Löwe n. r. schreitend.  
Fundort: Bellinzona, Kt. Tessin.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1048. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 1002.

206 Drachme, Ag, 2,56 g, 14,7 mm, 45°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 205.  
Fundort: Bellinzona, Kt. Tessin.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1050. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 1004.

### *Silbermünzen der Veragrer (Wallis)*

207 Silbermünze, Ag, 1,60 g, 15,5 mm, 225°  
Vs. Im Perlkreis Kopf n. r.  
Rs. «Löwe» n. r., oben Spuren der Inschrift, unten Kreuz über M.  
Fundort: Martigny, Kt. Wallis.

Sitten, Archäologisches Museum des Wallis, Inv. Nr. 77/213. – Literatur: Geiser 1984, Nr. 98.

208 Silbermünze, Ag, 1,65 g, 14 mm, 135°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Nr. 207.  
Fundort: Martigny, Kt. Wallis.

Sitten, Archäologisches Museum des Wallis, Inv. Nr. 76.245. – Literatur: Geiser 1984, Nr. 100.

### *KALETEDOU-Quinare*

209 Quinar, Ag, 1,80 g, 12,0 mm, 225°  
Vs. Im doppelten Perlkreis Kopf der Roma n. l.  
Rs. Pferd n. l., die Inschrift KALETEDOU rundum.  
Fundort: La Tène, Kt. Neuenburg.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 547. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 654.

210 Quinar, Ag, 1,9 g, 11,9 mm, 90°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 209.

Fundort: Nunningen, Kt. Solothurn.  
Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. A6 K77. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 677.

### *Kreuzmünzen*

211 Kreuzmünze, Ag, 1,82 g, 13,3 mm  
Vs. Barbarisierter Kopf n. r., grob gelocktes Haar, Auge, Nase, Mund jeweils als Kugel.  
Rs. Fadenkreuz, in den Winkeln V, I, O und zwei Kugeln.  
Fundort: «Bei Genf oder Nyon».

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 229. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 1103.

212 Kreuzmünze, Ag, 1,74 g, 12,4 mm  
Vs. Glatter Buckel.  
Rs. Fadenkreuz, in den Winkeln V, Halbmond, drei Punkte und ein Kreis.  
Fundort: «Bei Genf oder Nyon».

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 228. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 1104.

### *Nordhelvetische Büschelquinare*

213 Büschelquinar, Ag, 1,54 g, 12,9 mm, 315°  
Vs. Im Perlkreis achtblättriger Wirbel, in der Mitte drei Punkte, oben kleiner Halbmond, unten Punkt.  
Rs. Pferd n. l., oben und unten je ein halber Perlkreis.  
Fundort: Balsthal, Kt. Solothurn.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 101. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 943.

214 Büschelquinar, Ag, 1,56 g, 10,3 mm, 90°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 213.  
Fundort: Courroux, Kt. Jura.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. AG K 103. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 947.

### *NINNO-Quinare*

215 Quinar, Ag, 1,68 g, 12,4 mm, 315°  
Vs. In feinem Perlkreis Kopf n. l., im Haar ein Flügel, Inschrift NINNO senkrecht vor dem Gesicht



184



185



186



187



188



189



190



191



192



193



194



195



196



197



198



199



200



201



202



203



204



205



206



207





208



209



210



Rs. In feinem Perlkreis Eber n.l.  
Fundort: Balsthal, Kt. Solothurn.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv.  
Nr. AG K 111. – Literatur: Castelin 1976,  
Nr. 963.

216 Quinar, Ag, 1,57 g, 13,6 mm, 180°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 215.  
Fundort: Burvagn, Kt. Graubünden.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv.  
Nr. AG K 11. – Literatur: Castelin 1976,  
Nr. 965.

*VATICO-Quinare*

211



212



213



214



215



216



217



218

217 Quinar, Ag, gefüttert, 1,40 g, 11,8 mm, 90°  
Vs. Stilisierter Kopf mit großem Auge und  
halbmondförmigen Haarlocken n.r., dar-  
unter senkrechte Striche, Resten eines  
Perlkranzes.  
Rs. Pferd n.l., darunter die Inschrift VA-  
TICO, unten und oben je ein Halbkreis.  
Fundort: Avenches, Kt. Waadt.

Avenches, Musée Romain, Inv.Nr. M 701. –  
Literatur: von Kaenel 1972, S. 59, Nr. 11 und  
S. 101.

218 Quinar, Ag, gefüttert, 0,53 g (ausgebro-  
chen), 12,3 mm, 135°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 217.  
Fundort: Bois de Châtel/Avenches, Kt.  
Waadt.

Lausanne, Cabinet de médailles, Inv.Nr. 25 253.  
– Literatur: G. Kaenel und H.-M. von Kaenel, Le  
Bois de Châtel près d'Avenches à la lumière de  
trouvailles récentes – Oppidum celtique? et cas-  
trum du Bas-Empire, in: Archeologie der  
Schweiz 6, 1983, 3, S. 112, Nr. 1.

*Potinmünzen vom «Zürcher Typus»*

219



220



221



222



219 Potinmünze, gegossen, 3,70 g, 17,7 mm,  
90°  
Vs. Symetrisches Doppelanker-Orna-  
ment.  
Rs. Steinbock n.l., mit rückblickendem  
Kopf und langem Schwanz.  
Fundort: Stadt Zürich (Börse), Kt. Zürich.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv.  
Nr. AG K 63. – Literatur: Castelin 1976, Nr.910.

220 Potinmünze, gegossen, 3,45 g, 17,2 mm,  
90°  
Vs. und Rs. Ähnlich wie Kat. 219.  
Fundort: La Tène, Kt. Neuenburg.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1385. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 914.

*Potinmünzen aus der Westschweiz*

- 221 Potinmünze, gegossen, 5,70 g, 20,0 mm, 315°  
 Vs. Im glatten Kreise Kopf n.l. mit doppeltem Kopfband.  
 Rs. In glattem Kreis Vierfüßler n.l. mit erhobenem Schwanz.  
 Fundort: La Tène, Kt. Neuenburg.



223

224

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1329. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 779.

- 222 Potinmünze, gegossen, 3,22 g, 17,3 mm, 315°  
 Vs. In glattem Kreise Kopf n.l.  
 Rs. Pferd n.r. mit erhobenem Schwanz.  
 Fundort: La Tène, Kt. Neuenburg.



225

226

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. LM A 1348. – Literatur: Castelin 1976, Nr. 974.

*Prägewerkzeug*

- 223 Tüpfelplatte (?) Keramik, Fragment, L. 3,0 cm.  
 Plattenfragment mit fünf teilweise erhaltenen runden Vertiefungen.  
 Fundort: Üetliberg, Kt. Zürich.

Zürich, Kantonale Denkmalpflege. – Literatur: Archäologische Monografien der Zürcher Denkmalpflege Bd. 9 [in Vorbereitung].

- 224 Tüpfelplatte, Keramik, 3 Fragmente (Kopien), L. 3 cm, 5 cm, 7 cm.  
 Fundort: Altenburg-Rheinau, Deutschland.

Säckingen, Oberrheinisches Museum (Original). – Literatur: F. Fischer, Das Oppidum von Altenburg-Rheinau – Ein Vorbericht, in: Germania, Bd. 44, 1966, Abb. S. 299.

- 225 Schrötling für Stater, 7,48 g, 17,5 mm.  
 Fundort: Unbekannt.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum, Inv. Nr. M 14092.

- 226 Münzstempel.  
 Der Stempel besteht aus zwei Teilen, einem Bronzekern umfaßt von einem Eisenring. In die leicht konkave Oberfläche des Kerns ist ein nach links blickender, bekränzter Lockenkopf eingraviert. – Dm. 5,03 cm.  
 Fundort: Vermutlich Avenches, Kt. Waadt.

Musée Romain, Avenches, Inv.Nr. 972. – Literatur: von Kaenel 1972, S. 60, Nr. 17 und S. 103.

- 227 Münzstempel  
 Stempel besteht aus zwei Teilen. Der Bronzekern ist in einen achteckigen, unten mit einem Dorn versehenen Eisenschaft eingelassen. Die Oberfläche des Kerns ist stark geschüsselt und ohne die Spur eines Stempelschnittes. Der Eisenschaft ist gespalten. – D. 5,0 cm.  
 Fundort: «Höchst wahrscheinlich im Oberelsaß».

Basel, Historisches Museum, Inv.Nr. 1984.442. Literatur: Furger 1987, S. 371/372.

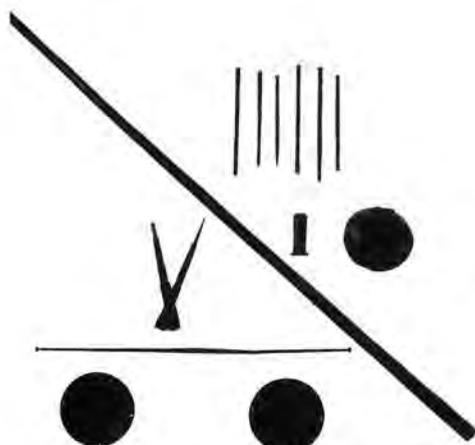


227

# VI. GEWINNUNG, VERARBEITUNG UND GEBRAUCH DES GOLDES

Felix Müller

Katalog 228



zu 228 (Balkenwaage, Blasrohr, Punzen)



zu 228 (Zange, Hämmer, Ambosse)

Ošanići bei Stolac, Jugoslawien  
um 280 v.Chr.

Im Jahre 1977 stieß man bei Ausgrabungen der antiken Stadt Daors auf einen 34 kg schweren Versteckfund, der aus zahlreichen Werkzeugen und Rohmaterialien besteht. Darunter befindet sich das in seiner Vollständigkeit einmalige Geräteensemble eines Feinschmiedes, wie es auch den helvetischen Handwerkern zur Verfügung gestanden haben muß. In der Schweiz kamen bis anhin nur einzelne Vergleichsstücke zum Vorschein.

## 228 *Werkzeug und Geräte aus Bronze und Eisen*

- Vollständige Balkenwaage zum Wiegen der Rohmaterialien und Fertigprodukte
- Zirkel zum Anreißen auf Metall
- Hämmer, Zangen, Pinzetten und mehrere Ziselierpunzen
- Ambosse und Setzstücke als Schmiedeunterlagen
- Gesenk und Negativmodell zum Punzieren und Modellieren
- Zieheisen und Griffkloben zum Drahtziehen
- Scheren und Feilen

Schmiedewerkzeuge – fast wie heute



zu 228 (Drahtziehwerkzeuge, Zirkel)



zu 228 (Negativmodell)



zu 228 (Deckel der Schatulle)

- Blasrohr und Silberdraht für Lötarbeiten
- Vier Fibeln und eine Schatulle zur Aufbewahrung der Preziosen

Sarajevo, Zenaljski Muzej bosne i hercegovine. – Literatur: Z. Marić, Depo pronadem u ilirskom gradu Daors. Glasnik Sarajevo, Arheologija N.S. 33, 1978, 23–113.



Entlebuch «Gadenstatt», Kt. Luzern

Viele Schweizer Bäche und Flüsse führen noch heute Goldflitter von unterschiedlichen Formen und zum Teil beträchtlicher Größe. Am bekanntesten sind die Waschgoldvorkommen vom Napf.

229 Goldflitter aus dem Bach Große Fontanne bei Entlebuch.

Bern, Naturhistorisches Museum.



In ihrer frühesten überlieferten Geschichte standen die Helvetier im Ruf von tapfern und gefürchteten Kriegerern. Es gab aber auch Zeiten, in denen sie von den Römern als reich an Gold und friedliebend geschildert wurden. Der damals sprichwörtliche keltische Goldreichtum äußerte sich in den schweren Goldringen, welche die vornehmen Männer selbst in der Schlacht um den Hals zu tragen pflegten. Außerdem konnten gleiche oder auch größere Halsringe an hochgestellte Persönlichkeiten oder Götter vermacht werden.

230 *Inszenierung.* Zwei Holzstatuen von Genf und Villeneuve (vermutlich Standbilder von Gottheiten) mit originalgetreu rekonstruierten Halsringen aus dem Schatzfund von Saint-Louis. – H, der großen Statue von Genf: 3 m.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum. – Literatur: R. Wyss, La statue celte de Villeneuve. HA 10, 1979, Nr. 38, 58–67.





231



233



234

Vier Modelle zeigen wie man sich die Gewinnung, Verarbeitung und Verwendung des Goldes zur Zeit der Helvetier vorstellen muss. Die Grundlagen und Hypothesen beruhen auf den antiken Überlieferungen und dem neuesten Stand der archäologischen Forschung (Modellbau Marius Rappo).

**231 Die Gewinnung von Flußgold.** Goldhaltige Sande wurden an den Flußufern von Männern und Frauen ausgewaschen.

**232 Goldschmiede an der Arbeit.** Praktisch alle heute geübten Bearbeitungstechniken waren bereits bekannt: Das Gießen und Schmieden, das Ziehen von Drähten sowie das Ziselieren, Löten und Polieren. Die so entstandenen Kunstwerke dienten als Schmuck für Menschen und Weihgaben an die Götter.

**233 Die Münzprägung.** Bei der Herstellung von Münzen wurde das Rohgold zuerst in der Glut zu Schrötlingen geschmolzen, die anschließend zwischen zwei Stempeln geschlagen und zu Münzen geprägt wurden.

**234 Goldene Gaben für Götter.** Die kostbarsten und schönsten Schmuck- und Rangabzeichen waren wohl den unsterblichen Göttern vorbehalten...

VII. RÖMISCHE ZEIT:  
UM CHRISTI GEBURT BIS  
UM 400 N. CHR.

Annemarie Kaufmann-Heinimann



235



237



236



Thun-Allmendingen, Kt. Bern  
2./3. Jahrhundert n. Chr.

1926 wurden im gallorömischen Tempelbezirk ein den Alpengöttern geweihter Altar, eine Marmorstatuette der Fortuna, mehrere Tonfiguren sowie vier Objekte aus Goldblech gefunden.

235 *Goldenes Votivblech* in Form eines gefäl-  
telten stilisierten Baumes, oben mit einem Halb-  
mond abschließend. – L. 12,8 cm; Gew. 4,5 g.

236 *Drei Hülsen aus Goldblech*, profiliert, mit  
schräg verlaufendem Band und Punzpunkten  
verziert. – L. 2,6; 2,2; 2,1 cm; Gew. 0,44; 0,26;  
0,20 g.

Bern, Bernisches Historisches Museum. – Lite-  
ratur: H. Bögli, Ur- und Frühgeschichte der  
Gemeinde Thun (1964) 73 Nr. 166f. Taf. 27,1.3.

Farbtafel VIII Seite 22

Martigny, Kt. Wallis  
2./3. Jahrhundert n. Chr.

Zu den reichen Votivgaben, die vom 1. bis ins 4.  
Jahrhundert n. Chr. im gallorömischen Tem-  
pelbezirk II dargebracht wurden, gehören Mün-  
zen, Fibeln, Glöckchen, Tonstatuetten, ein Vo-  
tivbeilchen und ein Votivblech.

237 *Silbernes Votivblech* in Form eines gefäl-  
telten lanzettförmigen Blattes, das unten in ei-  
nem spitz zulaufenden Stiel endet. – L. 9,5 cm;  
Gew. 3,15 g.

Sitten, Archäologisches Museum des Wallis. –  
Literatur: F. Wiblé, Le téménos de Martigny. AS  
6, 1983, 65 Abb. 11,1.



Martigny «La Délèze», Kt. Wallis  
2./3. Jahrhundert n. Chr.

Im März 1874 wurde bei Sprengarbeiten eine mit  
Ziegeln ausgelegte Grube freigelegt, die bron-  
zenes Küchengeschirr, eiserne Geräte sowie  
zwei Specksteinschalen enthielt; in den inein-  
andergestellten Schalen befanden sich zwei Sil-  
berbleche.

238 *Zwei silberne Votivbleche* in Form einer  
gefäl-  
telten bogenartigen Umrahmung mit stili-  
sierten Säulen. Beim größeren Blech scheint  
links unten der originale Abschluß erhalten zu  
sein; der schmalere Bogen weist einen Rand aus  
aneinandergereihten Blättern auf. – H. 22,5 und  
25,5 cm; Gew. ca. 15 bzw. 20 g.

Genf, Musée d'art et d'histoire. – Literatur: W.  
Deonna, Documents du culte dolichénien en  
Suisse? Genoa N.S. 3, 1955, 39–45 Abb. 10.

Großer St. Bernhard, Kt. Wallis  
2./3. Jahrhundert n. Chr.

Unter den rund 50 beschrifteten Votivtäfelchen,  
die römische Reisende dem Paßgott dargebracht  
haben, befinden sich auch zwei silberne Exem-  
plare (eines heute verschollen).

239 *Silbernes Votivblech* in Form eines stili-  
sierten Baumes mit kurzen, nach unten geboge-  
nen Ästen; anstelle der Fältelung ziselierte Bo-  
genlinien. Inschriftfeld am unteren Ende: IOVI  
PY/NINO E/X VOTO/C I P/VSLL. «Dem  
Jupiter Pyninus nach einem Gelübde. Gaius  
Iulius P... hat sein Gelübde gern und freudig  
eingelöst.» – H. 21,0 cm; Gew. 11,2 g.



239

Le Grand-Saint Bernard, Musée de l'Hospice. –  
Literatur: G. Walser, Summus Poeninus. Histo-  
ria, Einzelschriften 46 (1984) 126 Nr. 51.



240



241

Windisch, Kt. Aargau  
1./2. Jahrhundert n. Chr.

240 *Frauenbüste* aus Ton mit über den Kopf gezogenem Mantel; um den Hals Torques mit kugeligen Enden. Gefunden im Gebiet des Legionslagers Vindonissa. – H. 11,6 cm.

Brugg, Vindonissa-Museum. – Literatur: V. v. Gonzenbach, Die römischen Terracotten in der Schweiz, Bd. B (1986) 47 Nr. 21 Taf. 97,3.

Avenches, Kt. Waadt  
20–40 n. Chr.

In der Hauptstadt der Helvetier, Aventicum, wurden importierte wie auch lokal gefertigte Skulpturen gefunden; unter diesen ist das Fragment, das 1970 in einem Wohnhaus der Insula 10 zum Vorschein kam, die bisher älteste einheimische Skulptur.

241 *Kalksteinstatuette*: Oberkörper einer älteren Frau mit im Nacken verknotetem Haar, bekleidet mit Untergewand und Mantel; um den



242

Hals trägt sie einen breiten Torques mit kugeligen Enden. – H. 32 cm.

Avenches, Musée romain. – Literatur: M. Bosseret, Die Rundskulpturen von Aventicum. Acta Bernensia 9, 1983, 28f. Nr. 12 Taf. 23.

\*

Vom 1. bis zum 3. Jahrhundert n. Chr. läßt sich vor allem in Gallien, aber auch in anderen, einst von Kelten besiedelten Gebieten die Sitte feststellen, einzelnen bronzenen Götterfiguren einen Torques aus Edelmetall als Votivgabe umzuhängen.

Windisch, Kt. Aargau  
1. Jahrhundert n. Chr.

242 *Silberner Torques* mit angehängtem kleinem Halbmond (Lunula); er wurde 1935 im Bereich der Thermen des Legionslagers Vindonissa gefunden und gehörte ursprünglich zu einer heute verlorenen Statuette. – Dm. 2,7 cm; Gew. 2,3 g.

Brugg, Vindonissa-Museum. – Literatur: Th. Eckinger, Grabungen der Gesellschaft Pro Vindonissa in den Jahren 1934 und 1935 auf der Breite. ASA 38, 1936, 175.

Baden, Kt. Aargau  
2. Jahrhundert n. Chr.

243 *Bronzestatlette* eines schreitenden dreihörnigen Stiers mit einem flachen, vorne offenen Silberband um den Hals. Der dreihörnige Stier ist eine gallische Gottheit, die ihre Tiergestalt



243



244

auch in der römischen Kaiserzeit beibehalten hat. – H. 5,6 cm; Gewicht 88 g.

Baden, Historisches Museum der Stadt. – Literatur: Bronzes romains de Suisse, Katalog Lausanne (1978) Nr. 35.

Mathay, Dép. Doubs, Frankreich  
1./2. Jahrhundert n. Chr.

Die Statuette kam 1889 am linken Doubs-Ufer, gegenüber des römischen Hafens, zum Vorschein.

244 *Bronzestatlette* eines ruhig stehenden dreihörnigen Stiers mit mächtiger Wamme; im Maul ist ein silberner, zur Hälfte umwundener Torques befestigt. – H. 4,7 cm.

Montbéliard, Musée du Château. – Literatur: Lebel 1962, Nr. 28 Taf. 31.



245

Besançon, Dép. Doubs, Frankreich  
1./2. Jahrhundert n. Chr.

1849 wurden in der Rue des Chambrettes, im Bereich der römischen Stadt Vesontio, drei gallorömische Statuetten gefunden.

245 *Bronzestatue* des Somnus, der im Schweben aus einem Horn den Menschen Mohnsaft in die Augen träufelt. In der linken Hand hält er Mohnkapseln; um den Hals trägt er einen silbernen Torques. – H. 16 cm.

Besançon, Musée des Beaux-Arts et d'Archéologie. – Literatur: Lebel 1959/61, Nr. 44; Taf. 26, 2.3; 27.

Martigny, Kt. Wallis  
um 50 n. Chr.

Im römischen Hauptort des Wallis (Forum Claudii Vallensium) wurden 1979 in einem Wohnhaus der Insula 1, eines Wohn- und Handwerkerquartiers, in einer Zerstörungsschicht des frühen 3. Jahrhunderts n. Chr. zwei Statuetten



246

des Apollo und eines Ziegenbocks sowie ein Statuettensockel gefunden.

246 *Bronzestatue* des Apollo, der sich mit dem linken Arm vermutlich auf eine aufgestellte Leier stützte; in der rechten Hand hielt er das Gerät zum Anschlagen der Saiten. Auf dem

Kopf sind Reste einer verzinnnten Haarbinde zu sehen; um den Hals trägt er ein glattes goldenes Band. – H. 12,5 cm.

Sitten, Archäologisches Museum des Wallis. – Literatur: I.A. Manfrini, Bronzes figurés. Annales valaisannes 1980, 133–136 Taf. 1.



247

Solin, Kroatien, Jugoslawien  
1./2. Jahrhundert n. Chr.

Die Statuette wurde 1875 in Salona, der Hauptstadt der römischen Provinz Dalmatien, gefunden.

247 *Bronzestatuette* des Apollo mit silbernem (?) Torques. Er hat den Köcher umgehängt; in der rechten Hand hielt er vermutlich einen Pfeil.

Split, Archäologisches Museum. – Literatur: J. Zanić-Protić, Roman Bronze Sculpture from the Archaeological Museum in Split I. Vjesnik za Arheologiju i Historiju Dalmatinsku 81, 1988, 24 Nr. 3 Taf. 1, 3.



248

Heddernheim, Hessen, Deutschland  
3. Jahrhundert n. Chr.

Die Statuette wurde 1893 in Frankfurt a.M. erworben; sie stammt aus der römischen Siedlung Nida bei Heddernheim.

248 *Bronzestatuette* des Merkur mit bronzenem Torques. Er trägt einen um den linken Arm geschlungenen Mantel und hält den Geldbeutel; in der Rechten hielt er den Heroldstab. Er wird von einem Hahn, einem Ziegenbock und einer Schildkröte begleitet. – H. insgesamt 22,5 cm.

Saint-Germain-en-Laye, Musée des Antiquités Nationales. – Literatur: S. Reinach, Description raisonnée du Musée de Saint-Germain-en-Laye 2: Bronzes figurés de la Gaule romaine (1894) Nr. 50; M. Kohlert-Németh, Römische Bronzen I aus Nida-Heddernheim: Götter und Dämonen (1988) Nr. 7.



249

St. Albans, Hertfordshire, England  
2. Jahrhundert n. Chr.

Die wohl aus Gallien importierte Statuette wurde in der Nähe von Brandgräbern südwestlich der römischen Stadt Verulamium gefunden.

249 *Bronzestatuette* des Merkur mit silbernem Torques. Er trägt einen um den linken Arm gewickelten Mantel und wird von Widder, Hahn und Schildkröte begleitet; in der rechten Hand hält er den Geldbeutel, in der linken den (verlorenen) Heroldstab. – H. insgesamt 12,8 cm.

St. Albans, Verulamium Museum. – Literatur: L.F. Pitts, Roman Bronze Figurines of the Catuvellauni and Trinovantes. BAR British Series 60, 1979, Nr. 39 Taf. 12.



250

Mathay, Dép. Doubs, Frankreich  
1./2. Jahrhundert n. Chr.

In den Jahren 1901 bis 1903 wurden in Mathay mehrere Bronzefiguren gefunden, unter anderem vier Merkurstatuetten und eine Statuette des Mars; es ist nicht mehr auszumachen, ob alle neun Objekte ursprünglich zusammengehörten.

250 *Bronzestatue* des Merkur mit silbernem Torques. Er trägt Flügelhut und Mantel; in der gesenkten Rechten hält er den Geldbeutel, in der Linken den (verlorenen) Heroldstab. – H. insgesamt 17,1 cm.

Montbéliard, Musée du Château. – Literatur: Lebel 1962, Nr. 12 Taf. 14.



251

Sens, Dép. Yonne, Frankreich  
1./2. Jahrhundert n. Chr.

Die Statuette wurde 1841 in Agedincum, dem Hauptort der Senonen, gefunden.

251 *Bronzestatue* des Merkur mit goldenem Torques. Er trägt Flügelhut und Mantel; in der Rechten hält er den Geldbeutel, in der Linken den (verlorenen) Heroldstab.

Sens, Musée Municipal. – Literatur: Bronzes antiques de l'Yonne. Katalog Avallon (1982) Nr. 76.



252

Richborough, Kent, England  
1./2. Jahrhundert n. Chr.

Die Statuette wurde im Militärlager Rutupia gefunden.

252 *Bronzestatue* des Merkur mit goldenem Torques. Er trägt Flügelhut und Mantel; in der linken Hand hält er einen silbernen Heroldstab, in der rechten den (verlorenen) Geldbeutel. – H. 9,1 cm.

Sandwich, Richborough Castle. – Literatur: M.J. Green, A Corpus of Small Cult-Objects from the Military Areas of Roman Britain. BAR British Series 52, 1978, 69 Nr. 25.



253

Mönchhof, Burgenland, Österreich  
2. Jahrhundert n. Chr.

253 *Bronzestatue* des Merkur mit silbernem Torques und gedrehtem silbernem Armreif. Der mit einem um den Arm geschlungenen Mantel bekleidete Gott trug vielleicht einen Flügelhut; in der Rechten hält er den Geldbeutel, in der Linken den (verlorenen) Heroldstab. – H. 9,8 cm.

Bruckneudorf, Privatbesitz. – Literatur: K. Gschwantler, Die Merkurstatuette vom Ruprechtsplatz in Wien. *Lebendige Altertumswissenschaft*, Festschr. H. Vetters (1985) 240 Taf. 29 Abb. 3.



Xanten, Nordrhein-Westfalen, Deutschland  
1. Jahrhundert n. Chr.

Die Statuette fand sich 1978 in einer Brandschicht der Siedlung am Niederrhein, auf deren Gelände Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. die römische Kolonie Ulpia Traiana errichtet wurde; wahrscheinlich stammt sie aus Gallien.

254 *Bronzestatue* des thronenden Jupiter, geschmückt mit rund fünfzehn ineinandergelagerten Silbertorques. Er ist bekleidet mit einem auf der Schulter aufliegenden Mantel und hält in der rechten Hand das Blitzbündel, in der linken das (größtenteils verlorene) Szepter. – H. insgesamt 15,2 cm.



254

Xanten, Regionalmuseum. – Literatur: D. von Detten, Funde aus einem Brandschutthorizont der vorcoloniazeitlichen Siedlung in Xanten. *Das Rheinische Landesmuseum Bonn, Sonderheft* Januar 1979: Ausgrabungen im Rheinland '78, 150f. Abb. 136.



255

Augst, Kt. Baselland  
2. Jahrhundert n. Chr.

Die Statuette wurde in der römischen Stadt Colonia Augusta Raurica in der Insula 23, einem Wohn- und Handwerkerquartier, gefunden.

**255** *Bronzestatuetten* der Venus, bekleidet mit einem um die Hüften geschlungenen Mantel. Zusätzlich zum mitgegossenen Schmuck, einem Diadem und Oberarmringen, trägt sie Reifen aus gedrehtem Golddraht um Hals und Handgelenke. – H. insgesamt 16,7 cm.

Augst, Römermuseum. – Literatur: Kaufmann-Heinimann 1977, Nr. 69 Taf. 71–73.

*Farbtafel XXVIII Seite 96*



256

Augst, Kt. Baselland  
3. Jahrhundert n. Chr.

In einer Gewerbehalle der Insula 18, einem Wohn- und Handwerkerquartier von Augusta Raurica, wurde 1963 ein kleiner Versteckfund bestehend aus einem Krug, einem Becher und einer Statuettengruppe gehoben.

**256** *Bronzestatuetten* der Venus und zweier Amoretten auf einer halbkreisförmigen Basis. Der eine Knabe weist zurück auf die geradeausblickende Göttin; der andere, geschmückt mit einem bronzenen Halsring, hält ihr einen (jetzt abgebrochenen) Spiegel vor und trägt ein Salbfläschchen. Die Gruppe zierte wahrscheinlich den Toilettisch einer römischen Dame. – H. der Venus 13 cm.

Augst, Römermuseum. – Literatur: Kaufmann-Heinimann 1977, Nr. 68 Taf. 69f.



257

Mitrovica, Jugoslawien  
2. Jahrhundert n. Chr.

**257** *Bronzestatuetten* der Venus, bekleidet mit einem um die Hüften geschlungenen Mantel; um den Hals trägt sie einen bronzenen Torques. – H. 12,5 cm.

Budapest, Ungarisches Nationalmuseum. – Literatur: V. Cserméryi, Statuettes de Vénus en Pannonie. Actes du VIIe Colloque international sur les bronzes antiques. Alba Regia 21, 1984, 136 Taf. 67,1.



Lausanne-Vidy, Kt. Waadt  
72–145 n. Chr.

Im römischen Hafenort Lousonna wurde 1936 im Innern eines Wohnhauses ein außerordentlicher Münzschatz gefunden: in zwei einander gegenüberliegenden Ecken des Raumes fanden sich je 36 stempelfrische Goldmünzen, deren Besitzer sie wohl in einer politisch unsicheren Situation kurz nach 145 n. Chr. vergraben hatte und sie später nicht mehr heben konnte.

258 72 Goldmünzen (Aurei) aus der Regierungszeit der Kaiser Vespasian, Domitian, Trajan, Hadrian und Antoninus Pius (72–145 n. Chr.).

Lausanne, Cabinet de Médailles; Musée cantonal d'archéologie et d'histoire. – Literatur: C. Martin, Le trésor monétaire de Vidy. Revue historique vaudoise 49, 1941, 193–214.

Farbtafel XXV Seite 82

Kaiseraugst, Kt. Aargau  
3. Jahrhundert n. Chr.

258 Ein über 12 m tiefer römischer Sodbrunnen enthielt die Knochen von 14 Menschen, acht Pferden, zwei Eseln und 22 Hunden, dazu wenig Keramik, Glas, Metallfragmente sowie eine goldene Halskette. Die Auffüllung des Brunnens muß zwischen 245 und 275 n. Chr. vorgenommen worden sein.

259 Goldhalsband, bestehend aus 38 Gliedern in Form doppelseitiger Efeuranken; je zwei sich um einen Dreizack rankende Delphine bilden den Abschluß. – L. 34 cm; Gew. 29 g.

Augst, Römermuseum. – Literatur: M. Schwarz, Der Brunnenschacht beim SBB-Umschlagplatz in Kaiseraugst 1980: Befund und Funde. Jahresberichte aus Augst und Kaiseraugst 6, 1986, 68ff. Abb. 2.

Farbtafel IV Seite 8



Obfelden-Lunnern, Kt. Zürich  
3. Jahrhundert n. Chr.

1741 kamen auf dem Gelände der römischen Villa von Obfelden-Lunnern rund 80 Silbermünzen und eine Menge Goldschmuck zum Vorschein; der Schatz, der heute nur noch teilweise erhalten ist, muß um 250 n. Chr. vergraben worden sein.

260 Zwei dreireihige Goldhalsketten mit durchbrochen gearbeiteten Verschlussgliedern. – L. 62,0 und 53,0 cm; Gew. 60,5 g bzw. 38,5 g.

261 Zwei goldene Halsketten, bestehend aus durchbrochen gearbeiteten Gliedern und granatfarbenem Glas bzw. Orientperlen. – L. 27,3 und 24,0 cm; Gew. 6,0 g bzw. 8,5 g.

262 Zwei goldene Zierscheiben mit Filigran und je zwei Ösen. – Dm. 3,3 und 4,5 cm; Gew. 10,6 g bzw. 19,8 g.

263 Zwei hülsenartige goldene Anhänger. – H. je 3,0 cm; Gew. je 2,6 g.

264 Goldarmband, in stilisierten Schlangenköpfen endend. – L. 16,0 cm; Gew. 50,7 g.

265 Fragment eines goldenen Ohrings, dreiteilig. – L. 3,5 cm; Gew. 1,6 g.

266 Verschluss einer Goldkette. – L. 4,2 cm; Gew. 2,9 g.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum. – Literatur: E. Vogt, Geschichte der Gemeinde Obfelden (1947) 47–56 m. Abb.

Farbtafel IX Seiten 26 und 27



260–261



262–263



264–266



267

Augst, Kt. Baselland  
3. Jahrhundert n. Chr.

Der Anhänger wurde im Straßengraben des Wohn- und Handwerkerquartiers am Südrand (Insula 49) der Römerstadt Augusta Raurica gefunden.

267 Goldene Zierscheibe, durchbrochen gearbeitet und filigranverziert; von einer Halskette. – Dm. 2,73 cm; Gew. 8,2 g.

Augst Römermuseum. – Literatur: T. Tomašević, Goldfunde aus Augst 1967–1969. Römerhaus und Museum Augst, Jahresbericht 1968, 6f. Abb. 1 Taf. 1Ab.



268

Zürich «Oetenbach», Kt. Zürich  
1./2. Jahrhundert n. Chr.

1868 kam im Hof des ehemaligen Dominikanerinnenklosters am Oetenbach in Zürich (heute Standort des Amtshauses III) ein kleiner Schmuckschatzfund zum Vorschein, der wahrscheinlich um 150 n. Chr. vergraben worden ist.

268 Zwei tordierte Goldarmspangen, in separat gearbeiteten Schlangenköpfen endend. – Dm. 7,8 cm und 8,4 cm; Gew. 81,6 bzw. 82,7g.

269 Zwei Goldringe mit Reliefkopf des Herkules. – Dm. 2,5 cm und 2,6 cm; Gew. 11,4 g bzw. 11,2 g.

270 Goldring mit Gemme aus Achat: Rabe auf Leier. – Dm. 2,9 cm; Gew. 25,4 g.

271 Goldring mit Gemme aus Karneol: Delphin. – Dm. 1,8 cm; Gew. 2,1 g.

272 Goldring mit Gemme aus blauer Glaspaste: Satyr mit Traube und Thyrsosstab. – Dm. 2,8 cm; Gew. 21,4 g.

273 Zwei Goldringe, deren Steine ausgefallen sind. – Dm. je 2,5 cm; Gew. 4,0 g bzw. 11,0 g.

274 Goldring, in zwei umgebogenen Schlangenköpfen endend. – Dm. 2,3 cm; Gew. 3,0 g.

Zürich, Schweizerisches Landesmuseum. – Literatur: F. Keller, Römischer Goldschmuck, gefunden zu Zürich. ASA 1, 1868, 70. 87ff. Taf. 5; J. E. Schneider, Zürich in römischer Zeit. Turicum – Vitodurum – Iuliomagus, Festschr. O. Coninx (1985) 71–75 Abb. 2.20.

Farbtafel V Seiten 10 und 11



269



270–272



273–274



Avenches, Kt. Waadt  
170–180 n. Chr.

Die Büste wurde am 19. April 1939 beim Ausräumen des Abwasserkanals vor dem Cignonier-Tempel in Avenches gefunden.

275 *Goldbüste* des Kaisers Marc Aurel (161–180 n. Chr.). Der Kaiser trägt einen Schuppenpanzer mit Medusenhaupt; auf der linken Schulter ist ein Teil des Mantels zu sehen. Im Vergleich zu anderen Porträts des Kaisers fallen viele ungewöhnliche Details auf: die streng frontale Ausrichtung, der starre Blick, die niedrige Stirn, die ornamentale Haarbehandlung; offenbar war hier ein einheimischer Goldschmied am Werk, dem keine rundplastische Vorlage zur Verfügung stand. – H. 33,5 cm; Gew. 1589,7 g.

Avenches, Musée Romain. – Literatur: H. Junker, Marc Aurel bleibt Marc Aurel. Bulletin de l'Association Pro Aventico 26, 1981, 5–36 Abb. 1–26.

*Farbtafel XXII Seite 92*

275

# ANHANG: GOLDANALYSEN

Alexander Voûte

## Kleinfunde

Kat Nr.	Fundort	Objekt/Inv.Nr.	Au %	Ag %	Cu %	Sn %	Ni %	Sonstige %	Analyse
1	Eschenz	Becher	74,5	25	0,35	0,020	–	–	Ha4902
1	Eschenz	Becher	76,3	23,3	0,4	–	–	0,2Zn;SpFe	VT0534 9.74
4	Thun–Renzenbühl	Stifte im Bronzebeil	69	30ca	1–2	–	–	–	F&H 1941
5	Weiningen	Grösste von 4 Drahtspiralen /40188	89,5	10	0,40	0,13	–	–	Ha4776
6	Binningen	Diadem/10205	79	18ca	2,8	0,27	–	SpBi	Ha0445
7	Zürich–Altstetten	Schale/17430	85,4	14	0,35	0,24	–	–	Ha3652
8	Zürich–Burghölzli	Doppelspirale aus Draht/3138d	80,8	18,5	0,7	–	–	–	VT1286 4.90
9	Bonstetten	Ohring/59397	79,5	19,3	1,2	–	–	–	VT1288 4.90
11	Wohlen–Murzelen	Ohring/10920	84,8	14	0,06	0,086	–	–	Ha0437
12	Kirchlindach	Ohring/31827	73,1	25,5	1,4	0,045	–	–	Ha0456
20	Châtonnaye	Halsring/4567	78,2	21	0,8	0,043	–	–	Ha0458
21	Châtonnaye	Ohring/4569	93,5	6ca	0,06	0,52	–	0,018Pt	Ha0439
22	Allenlüften b. Mühleberg	Halsring/11535/11540	87,5	12	0,32	0,11	–	–	Ha0454
22	Allenlüften b. Mühleberg	Halsring/11536–39	87,4	12	0,34	0,22	–	–	Ha0450
23	Allenlüften b. Mühleberg	Armring/11540	90,3	9,45	0,25	–	–	–	VT0449 8.72
25	Lentigny	Armring/10854	82,5	13,9	3,6	–	–	–	VT0449 8.72
26	Ins-Großholz	Kugel/11278	88,7	9,2	2,1	–	–	–	VT0449 8.72
27	Ins-Großholz	Halskette/11278	80,9	17,4	1,7	–	–	–	VT0449 8.72
28	Ins-Großholz	Folie/11243	70,5	29ca	0,50	0,012	–	–	Ha0511
28	Ins-Großholz	Folie/11243	66,4	33ca	0,51	0,044	–	–	Ha0512
28	Ins-Großholz	Folie/11243	74,4	25ca	0,60	0,018	–	–	Ha0513
28	Ins-Großholz	Folie/11243	76,6	23ca	0,42	0,015	–	–	Ha0514
29	Ins-Großholz	Halbkugel/11240	70,2	29ca	0,7	0,055	–	–	Ha0451
29	Ins-Großholz	Halbkugel/11240	72,3	27,0	0,7	–	–	–	VT0449 8.72
29	Ins-Großholz	Halbkugel/11241/2	77,8	22ca	0,23	–	–	–	Ha0452
29	Ins-Großholz	Halbkugel/11242	77,0	22,7	0,3	–	–	–	VT0449 8.72
30	Ins-Großholz	Ohring/11266	84,7	15	0,25	Sp	–	0,05Zn	Ha0438 1)
31	Urtenen-Grauholz	Kugelkalotte aus Blech/11076	77,3	20,3	2,4	–	–	–	VT0449 8.72
31	Urtenen-Grauholz	Kugelkalotte aus Blech/11076	76,5	23,0	0,5	–	–	–	VT0449 8.72
31	Urtenen-Grauholz	Kugelkalotte aus Blech/11076	75,2	24ca	0,8	0,037	–	–	Ha0440
31	Urtenen-Grauholz	Kugelkalotte aus Blech/11076	80,2	19ca	0,74	0,047	–	–	Ha0459
31	Urtenen-Grauholz	Kugelkalotte aus Blech/11076	78,1	21ca	0,9	0,049	–	–	Ha0461
31	Urtenen-Grauholz	Kugelkalotte aus Blech/11076	81,3	18ca	0,64	0,024	–	–	Ha0467
31	Urtenen-Grauholz	Kugelkalotte aus Blech/11076	82,1	17ca	0,9	0,044	–	–	Ha0469
32	Urtenen-Grauholz	Ohring/11077	93,7	6	0,26	0,062	–	0,05Zn	Ha0442
32	Urtenen-Grauholz	Ohring/11078	93,8	6	0,14	0,030	–	–	Ha0443
35	Jegenstorf–Hurst	Anhängeschmuck/25175	71,0	28,3	0,7	–	–	–	VT0449 8.72
49	Unterlunkhofen	Muffenverschluß/3231a1	(77,1)	22,3	0,6	Verg.	Silber	–	VT1287 4.90
49	Unterlunkhofen	Muffenverschluß/3231a2	(79,6)	19,8	0,6	Verg.	Silber	–	VT1287 4.90
50	Münsingen-Rain	Fingerring/24721	72,0	26,0	2,0	–	–	–	VT0449 8.72
51	Münsingen-Rain	Schaukelfingerring/24511	68,4	30ca	1,6	0,003	0,057	–	Ha0495
52	Münsingen-Rain	Bandförmiger Fingerring/24509	57,6	37	5,3	0,13	–	0,059Bi	Ha0476

53	Münsingen-Rain	Spiralfingerring/24210	92,4	7	0,5	0,021	0,060	0,014Pt	Ha0474
54	Horgen	Drahtfingerring/3261	87,5	12,2	0,3	-	-	-	VT0435 2.72
55	Horgen	Spiralfingerring/3261	87,5	12,2	0,3	-	-	-	VT0435 2.72
56	Horgen	Spiralfingerring/3261	86,7	13,0	0,3	-	-	-	VT0435 2.72
58	Muri	Fingerring/30387	87,5	11,5	0,46	0,015	0,48	0,012Pt	Ha0472
58	Muri	Fingerring/30387	93,3	6,2	0,5	-	-	-	VT0449 8.72
59	Erstfeld	HalsringVerschlHülse/3192	92,9	6ca	1,05	0,065	-	-	Ha4650
59	Erstfeld	Halsring/3192	93,0	6,60	0,40	-	-	-	VT0450 8.72
59	Erstfeld	HalsringVerschlStift/3192	86,5	12,8	0,7	-	-	-	VT0450 8.72
60	Erstfeld	HalsringVerschlHülse/3193	94,2	5ca	0,73	0,022	-	-	Ha4641
60	Erstfeld	Halsring/3193	94,7	5,20	0,50	-	-	-	VT0450 8.72
60	Erstfeld	HalsringVerschlStift/3193	89,0	10,2	0,8	-	-	-	VT0450 8.72
61	Erstfeld	HalsringVerschlKonus/3194	90,0	9ca	0,9	0,09	-	-	Ha4645
61	Erstfeld	Halsring/3194	93,8	5,95	0,25	-	-	-	VT0450 8.72
62	Erstfeld	Halsring mit 2 Stierg./3195	93,2	6ca	0,76	0,092	-	-	Ha4646
62	Erstfeld	Halsring/3195	94,3	5,40	0,30	-	-	-	VT0450 8.72
62	Erstfeld	HalsringVerschlStift/3195	84,0	15,5	0,5	-	-	-	VT0450 8.72
63	Erstfeld	ArmringVerschlKonus/3196	89,6	10ca	0,38	0,021	-	-	Ha4648
63	Erstfeld	Armring/3196	94,0	5,70	0,30	-	-	-	VT0450 8.72
64	Erstfeld	ArmringVerschlHülse/3197	94,7	5ca	0,29	0,006	-	-	Ha4649
64	Erstfeld	Armring/3197	94,5	5,25	0,25	-	-	-	VT0450 8.72
65	Erstfeld	ArmringVerschlHülse/3198	89,6	10ca	0,31	0,053	-	-	Ha4647
65	Erstfeld	Armring/3198	94,5	5,20	0,30	-	-	-	VT0450 8.72
66	St Louis bei Basel	Halsring groß/27573	96	3	1	-	-	SpPt;SpZn	Joff 69,58
67	St Louis bei Basel	Halsring klein/27571/27574	96	3	1	-	-	SpPt;SpZn	Joff 69,58
72	Uitikon-Uetliberg	Scheibenfibel/56976	81,7	18,2	<0,1	-	-	-	VT1289 4.90
73	Uitikon-Uetliberg	Scheibenfibel/56977	79,0	19,4	1,6	-	-	-	VT1289 4.90
74	Uitikon-Uetliberg	Riemenbeschlag/56975	77,0	22,8	0,2	-	-	-	VT1289 4.90
75	Schalunen	Armring aus Draht/11702	96,5	3	0,43	0,013	-	0,010Pt	Ha0457
75	Schalunen	Armring aus Draht/11702	97,4	2,5	0,5	-	-	-	VT0449 8.72
77	Worb-Richigen	Haarring/25149	83,2	12,5	4,0	0,14	0,14	SpPb;0,027Pt	Ha0455
77	Worb-Richigen	Haarring/25149	85,7	12,3	2,0	-	-	-	VT0449 8.72
79	Münsingen-Rain	Schaukelfingerring/24624	71,4	26ca	2,6	0,009	-	-	Ha0494
80	Worb-Richigen	Schaukelfingerring/24983	5!	75ca	20ca	-	-	ca5 Au!	VT1292 5.90
81	Schweiz FO?	Schaukelfingerring/39420	90,3	8	1,7	0,003	-	-	Ha0493
82	Münsingen-Rain	Bandförmiger Fingerring/24312	47	45ca	7,8	-	0,039	0,01Bi	Ha0496
83	Belp	Spiralfingerring/22804	66,9	29	4,1	0,065	-	0,027Pt;0,013Bi	Ha0475
84	Bern-Bümpliz	Spiralfingerring/34459	65,2	31	3,8	-	-	-	VT1292 5.90
85	Bern-Spitalacker	Spiralfingerring/20909	71,2	27,1	1,7	-	-	-	VT1292 5.90
86	Kirchenthurnen	Spiralfingerring/10079	82,4	15	2,5	0,085	0,047	0,017Pt	Ha0491
87	Kirchenthurnen	Spiralfingerring/39422	87,3	10	2,6	0,049	0,065	0,021Pt	Ha0492
88	Münsingen-Rain	Spiralfingerring/24027	70,6	27	2,3	0,061	0,039	0,025Pt;0,01Bi	Ha0479
89	Muri	Spiralfingerring/30378	89,6	8,5	1,8	0,070	0,12	<0,01Pt	Ha0473
89	Muri	Spiralfingerring/30378	91,7	7,5	0,8	-	-	-	VT0449 8.72
90	Stettlen-Deißwil	Spiralfingerring/32425	97,2	2,5	0,31	0,011	0,064	0,012Pt	Ha0471
91	Stettlen-Deißwil	Spiralfingerring/L88-4	99,0	0,6	0,4	-	-	-	VT1292 5.90
95	Worb	Spiralfingerring/24984	5!	87ca	8ca	-	-	ca 5Au!	VT1292 5.90
96	Spiez-Spiezmoos	Fingerring/31245	91,2	7,5	1,3	-	-	-	VT0449 8.72
235	Thun-Allmendingen	Votivblech/33880	94,2	3,7	2,1	-	-	-	VT1293 5.90
236	Thun-Allmendingen	Hülse/33879	91,3	7,3	1,4	-	-	-	VT1293 5.90
236	Thun-Allmendingen	Hülse/33879	88,4	10,1	1,5	-	-	-	VT1293 5.90
236	Thun-Allmendingen	Hülse/33879	89,6	9,2	1,2	-	-	-	VT1293 5.90
260	Obfelden Lunnern	Kette, Verschlusscheibe/4551/1	87,4	8,9	3,7	-	-	-	VT1291 4.90
260	Obfelden Lunnern	Kette/4551/1	94,8	4,8	0,4	-	-	-	VT1291 4.90
260	Obfelden Lunnern	Kette, Zierplatte/4551/2	91,3	7,2	1,5	-	-	-	VT1291 4.90
261	Obfelden Lunnern	Kettchen/4551/4	86,9	10,9	2,2	-	-	-	VT1291 4.90
261	Obfelden Lunnern	Kettchen/4551/5	79,4	16,5	4,1	-	-	-	VT1291 4.90
262	Obfelden Lunnern	Zierscheibe/4551/3/1	80,4	16,3	3,3	-	-	-	VT1291 4.90
262	Obfelden Lunnern	Zierscheibe/4551/3/2	80,6	16,5	2,9	-	-	-	VT1291 4.90
263	Obfelden Lunnern	Anhänge/4551/8/1	78,2	19,5	2,3	-	-	-	VT1291 4.90
263	Obfelden Lunnern	Anhänge/4551/8/2	77,2	11,5	1,3	-	-	-	VT1291 4.90
264	Obfelden Lunnern	Armband/4551/6	81,4	17,0	1,6	-	-	-	VT1291 4.90
265	Obfelden Lunnern	Ohring/4551/7	86,1	11,4	2,5	-	-	-	VT1291 4.90
266	Obfelden Lunnern	Verschluss für Kettchen/4551/9	80,7	17,5	1,8	-	-	-	VT1291 4.90
268	Zürich Ötenbach	Armspanne Schlangenkopf/4552a1	96,2	3,3	0,5	-	-	-	VT1290 4.90
268	Zürich Ötenbach	Armspanne Blechstreifen/4552a1	95,7	3,2	1,1	-	-	-	VT1290 4.90
268	Zürich Ötenbach	Armspanne Schlangenkopf/4552a2	95,7	3,7	0,6	-	-	-	VT1290 4.90

268	Zürich Ötenbach	Armspange Blechstreifen/4552a2	92,9	4,9	2,2	–	–	–	VT1290 4.90
269	Zürich Ötenbach	Fingerring/4552a4a	90,1	8,0	1,9	–	–	–	VT1290 4.90
269	Zürich Ötenbach	Fingerring/4552a4b	85,0	12,2	2,8	–	–	–	VT1290 4.90
270	Zürich Ötenbach	Fingerring/4552a5	95,8	2,8	1,4	–	–	–	VT1290 4.90
271	Zürich Ötenbach	Fingerring/4552a6	94,5	3,5	2,0	–	–	–	VT1290 4.90
272	Zürich Ötenbach	Fingerring/4552a3	93,9	5,3	0,8	–	–	–	VT1290 4.90
273	Zürich Ötenbach	Fingerring/4552a8	94,1	4,5	1,4	–	–	–	VT1290 4.90
273	Zürich Ötenbach	Fingerring/4552a9	96,9	2,3	0,8	–	–	–	VT1290 4.90
274	Zürich Ötenbach	Fingerring/4552a7	88,7	9,4	1,9	–	–	–	VT1290 4.90

### Wasch- und Berggold

Kat Nr.	Fundort	Objekt/Probe Nr.	Au %	Ag %	Cu %	Sn %	Ni %	Sonstige %	Analyse
	Rhein Zurzach	Waschgold/3787	75,2	22	2,8	–	–	–	VT1282 90 2)
	Rhein Rheinau/Ellikon	Waschgold/3788	85,8	13	1,2	–	–	–	VT1282 90 2)
	Rhein Neuhausen Flurlingen	Waschgold/3918	87	13	–	–	–	–	VT1282 90 2)
	Rhein Neuhausen	Waschgold/3923	89,5	8,5	2	–	–	–	VT1282 90 2)
	Oberrhein Kembs	Waschgold Teil 1/4021	91,5	8	0,5	–	–	–	VT1282 90 2)
	Oberrhein Kembs	Waschgold Teil 2/4021	97	2	1	–	–	–	VT1282 90 2)
	Wigger hint. Hergiswil	Waschgold	98,7	1,1	0,14	–	<0,01	–	VT0827 80 3)
	Große Fontannen	Waschgold	91,7	8	0,2–4	–	–	–	VT0827 79 3)
	Große Fontannen	Waschgold grünlich	96	3–4	0,2–6	–	–	–	VT0827 79 3)
	Große Fontannen	Waschgold zus.geschmolzen	96,3	3,5	<0,2	–	–	–	VT0827 79 3)
	Grüne Sumiswald	Waschgold Probe 1	98,4	1	0,01	–	–	0,016Pb; 0,03Hg	Hartm. 63 4)
	Grüne Sumiswald	Waschgold Probe 2(1883)	91,8	8	0,01	–	–	0,015Pb; 0,14Hg	Hartm. 63 4)
	Krümpelgraben Trübschachen	Waschgold Probe 1	96,9	3	0,02	Sp	–	0,036Pb	Hartm. 63 4)
	Krümpelgraben Trübschachen	Waschgold Probe 2(1933)	95,8	4	0,03	–	–	0,014Pb; 0,12Hg	Hartm. 63 4)
	Krümpelgraben Trübschachen	Waschgold Probe 3(1933)	97,9	2	0,02	–	–	0,018Pb; 0,05Hg	Hartm. 63 4)
	Aare unterh. Aarau	Waschgold	97,4	2	0,02	–	–	0,008Pb; 0,6Hg	Hartm. 63 4)
	Calanda-Massiv	Berggold	93,8	6	0,08	–	–	0,009Pb; 0,06Hg	Hartm. 63 4)

### Bemerkungen:

- 1) Mittelwerte.
- 2) Hofmann F, Waschgold in der Molasse, in pleistozänen Ablagerungen und in rezenten Bächen und Flüssen der Ostschweiz *Éclogae geol. Helv.* Vol. 78/3, 1985, 433–450; Hofmann F, Über den Goldgehalt der Bäche und Flüsse im Ostschweizerischen Rhein- und Linthsystem und seine Herkunft. *Minaria Helvetica* 4, 1984.
- 3) Maag R., Gold aus dem Luzerner Hinterland. *Heimatkunde des*

Wiggertals 37, 1979; Maag R., Neue Erkenntnisse und Beobachtungen an rezenten Goldablagerungen (Seifen) des Napfgebietes. *Schweizer Strahler* 6, Nr. 7, 1983.

4) Zu dem Bleigehalt siehe Hartmann A. *Prähistorische Goldfunde aus Europa Studien zu den Anfängen der Metallurgie* 3, 1970, 19. Die vermerkten Gehalte entsprechen den von A. Hartmann festgestellten scheinbaren Bleigehalten. Sie dürfen somit nicht als reell betrachtet werden.

### Münzen

Kat Nr.	Fundort	Objekt /LaufNr Castelin	Au %	Ag %	Cu %	Analyse
110	Stein am Rhein	Stater/374	96	3,2	0,8	VT0409 71/72
111	Basel	Stater/377	93	6,1	0,9	VT0409 71/72
112	Kt. Zürich	Stater/379	92	7,5	0,5	VT0409 71/72
114	Stäfa	Halbstater/382	94,5	4,9	0,6	VT0409 71/72
115	Neuchâtel	Viertelstater/385	94,5	4,9	0,6	VT0409 71/72
116	Stäfa	Viertelstater/389	95	4	1	VT0409 71/72
117	Stäfa	Viertelstater/399	85	13,4	1,6	VT0409 71/72
118	Stäfa	Viertelstater/402	81,5	17,7	0,8	VT0409 71/72
120	Tägerwilen	Viertelstater/404	78,5	20,5	1,0	VT0409 71/72

121	Muttenz	Viertelstater/405	74,5	24	1,5	VT0409 71/72
122	Niederweningen	Viertelstater/406	74,0	24,5	1,5	VT0409 71/72
123	Birs bei Basel	Stater/409	71,5	23,5	5,0	VT0409 71/72
124	Val de Ruz b. Neuchâtel	Viertelstater/413	79	19,2	1,8	VT0409 71/72
125	Aarburg	Viertelstater/420	63	35,3	1,7	VT0409 71/72
126	Kt. Wallis	Stater/430	49,5	37,3	13	VT0409 71/72
128	Leuggern	Viertelstater/878	67	28	5	VT0409 71/72
129	Windisch	Viertelstater/880	61,5	32,5	6	VT0409 71/72
130	Freiamt	Viertelstater/882	59	34	7	VT0409 71/72
131	Rheinau	Viertelstater/888	46	42	12	VT0409 71/72
132	Seeb	Viertelstater/889	55	35	10	VT0409 71/72
133	Zürich	Viertelstater/891	62	30,5	7,5	VT0409 71/72
134	Steinegg	Viertelstater/895	58	32	10	VT0409 71/72
135	Zürich	Viertelstater/899	65	20,5	14,5	VT0409 71/72
140	La Tène	Viertelstater/921	66	30,5	3,5	VT0409 71/72
143	La Tène	Viertelstater/934	41	43	16	VT0409 71/72
145	La Tène	Viertelstater/933	64	31,5	4,5	VT0409 71/72
153	Kt. Aargau	Viertelstater/925	68,5	28	3,5	VT0409 71/72
157	Rheinau	Viertelstater/930	62	31,5	6,5	VT0409 71/72
160	Estavayer	Viertelstater/935	28	26,5	15,5	VT0409 71/72
161	Auvernier	Viertelstater/936	28,5	48,5	23	VT0409 71/72
167	Cudrefin	Stater/939	79	20,9	0,1	VT0409 71/72
174	Zürich	Viertelstater/853	27,5	49,5	23	VT0409 71/72
175	Kt. Bern	Stater/845	34,5	46,5	19	VT0409 71/72
177	Kt. Aargau	Stater/848	30	43,5	26,5	VT0409 71/72
178	Schaffhausen	Stater/849	24,5	52	23,5	VT0409 71/72
183	Basel St-Louis?	Stater/1070	67,5	25	7,5	VT0409 71/72
185	Basel St-Louis?	Stater/1078	63	27,5	9,5	VT0409 71/72
186	Aarberg	Stater/1080	70	23	7	VT0409 71/72
187	Aargauische Rheingegend	Stater/1087	55,5	31,5	13	VT0409 71/72
188	Marthalen	Viertelstater/1088	90,2	8,8	1	VT0409 71/72
189	Luzern	Viertelstater/1089	61,5	27	11,5	VT0409 71/72
190	Lausanne	Stater/1099	13	82	5	VT0409 71/72
198	Biel	Viertelstater/494	67	31	2	VT0409 71/72
199	Wil	Stater/501	«Vergoldet»			VT0409 71/72
200	Kt. Aargau	Kugelstater/706	68	26	6	VT0409 71/72
201	Yverdon VD	Viertelstater/356	94,3	4,5	0,8	VT0409 71/72
202	Aarau	Stater/141	65	26	9,0	VT0409 71/72

### Literatur

- Hartmann A., Prähistorische Goldfunde aus Europa. Studien zu den Anfängen der Metallurgie 3 und 5. Berlin 1970 und 1982.
- Voûte A., Die Röntgenfluoreszenz-Einrichtung im Labor des Schweiz. Landesmuseums. Siemens Analysetechnische Mitteilungen Nr. 142, Siemens Review 43, 1976.
- Voûte A., Zerstörungsfreie Analysen. Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 38, 1981, 330ff.
- Voûte A., Die Feingehaltsbestimmung der Goldmünzen. In: K. Castelin, Keltische Münzen – Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich, Bd. 2. Stäfa o.J. (1985).
- Symposium 1970 London – Methods of chemical and metallurgical investigation of ancient coinage. Symposium 9–11 dec. 1970. Editors E.T. Hall and D.M. Metcalf. Royal Numismatic Society, Special Publications 8, London 1972.

## PHOTONACHWEISE

Sämtliche Aufnahmen für diese Publikation wurden von Nikolaus Bürgin (Photostudio Koma, Basel) im Auftrag des Schweizerischen Landesmuseums, Zürich, ausgeführt. Davon sind folgende Abbildungen ausgenommen:

Abb. 1 (Museum zu Allerheiligen, Schaffhausen); Abb. 2, 6, 19, 23, 24 und Katalog 1, 110–118, 120–126, 128–135, 140, 141, 143, 145, 148, 153, 157, 160–162, 169, 173–178, 181–192, 198–202, 204–206, 209–217, 219–222 (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich); Abb. 8 (R. Maag, Richterswil und F. Hofmann, Neuhausen); Abb. 10, 11, 14 und Katalog 105–106 (Humbert, Leu + Vogt, Riehen); Abb. 12 (Rheinisches Landesmuseum, Bonn); Abb. 13 (Chr. Labeaune, Châtillon sur Seine); Abb. 15 oben (Konrad Theiss Verlag, Stuttgart); Abb. 15 unten, 16, 17, Katalog 43 (Bernisches Historisches Museum); Abb. 18 (Nationalmuseum Prag); Abb. 22 links (Prähistorische Staatssammlung Museum für Vor- und Frühgeschichte, München); Abb. 22 mitte (British Museum, London);

Abb. 25 (Norfolk Museum Service, Norfolk); Katalog 66–70 und 248 Musée des Antiquités Nationales, Saint-Germain-en-Laye); Katalog 109 (Metropolitan Museum of Arts, New York), Katalog 119, 138, 166, 170 und 197 (Cabinet des médailles, Lausanne); Katalog 127, 155 und 180 (Ashmolean Museum, Oxford); Katalog 136 (Museum Schwab, Biel); Katalog 141 und 147 (The American Numismatic Society, New York); Katalog 150 (Münzkabinett der Stadt Winterthur); Katalog 158 (Badisches Landesmuseum, Karlsruhe); Katalog 168 und 172 (Stadt Solothurn); Katalog 193 (Historisches Museum, St. Gallen); Katalog 217 und 218 (Musée Romain, Avenches); Katalog 228 (Zenaljski Muzeum, Sarajevo); Katalog 231–234 (S. Geiger, Basel); Katalog 244 und 250 (Musée du Château, Montbéliard); Katalog 245 (Musée du Beaux-Arts et d'Archéologie, Besançon); Katalog 247 (Archäologisches Museum, Split); Katalog 249 (Verulamium Museum, St. Albans); Katalog 251 (Jean-Pierre Elie, Musée de Sens, Sens); Katalog 252 (Richborough Castle, Sandwich); Katalog 255 (Kunsthistorisches Museum, Wien), Katalog 257 (Ungarisches Nationalmuseum, Budapest).